

Molukken



**Muskatwälder**



**Korallengärten**

2008



# ZIELSICHER

## Die Wahl ohne Qual

Diese Reise beginnt anders. Im Gegensatz zu den bisherigen, langwierigen Prozessen der Zielsuche drängt sich die Destination geradezu auf. Angelten wir früher im diffusen Fernwehpool nach lohnenswerten Erfahrungen, so folgen wir heuer der einfachen Logik von ORF-Naturdokumentationen: Was der Mensch nicht unmittelbar selbst kaputt macht, zertrampelt oder ausrottet, bringt die globale Klimaerwärmung zustande. Gletscher schmelzen und Korallenriffe sterben ab. Während der Himalaya weiter in die Höhe wächst und das Eis nicht innerhalb der nächsten paar Jahre den Bach abgehen wird, tickt die Uhr für die Unterwasserwelt deutlich schneller. Die Highlights des letzten Jahrzehnts: Malediven, Mauritius und Seychellen sind für Schnorchler bereits uninteressant geworden. Korallenbleiche verwandelte die oberflächennahe Zone in eine Mondlandschaft. Das Leben hat sich in kühlere Wasserregionen zurückgezogen und spielt sich erst ab ca fünf Metern Tiefe ab.

Daraus folgern wir: Himalayatrekking können wir verschieben, Fische schauen müssen wir sofort. Aber wo? Wieder bringt uns die Logik weiter. Unbeschädigte Natur gibt es nur abseits der Menschenmassen. Geringe Populationen findet man auf begrenzten Flächen, sprich: auf kleinen Inseln. Und wenn der Tourismus ebenfalls marginal sein soll, dann muss diese Inselwelt sehr schwer erreichbar sein.

Soweit zur Logik.

Die Recherchen dazu sehen viel profaner aus: Internetforen und Chatrooms über die „letzten“ Schnorchelparadiese. Die Geheimtipps betreffen stets dieselben Gebiete: Philippinen und Indonesien. Als sich allmählich die Bunakeninsel vor Nordsulawesi als ultimativer, letzter Schrei herauskristallisiert (die Namen waren vom Massentourismus soweit entfernt wie die Erde vom Mond), da meldet sich ein Querulant zu Wort. Er schreibt, dass die Bandainseln hundertmal schöner seien als die Bunaken, unberührt, einsam, ohne Tauchschulen, ohne Hotels. Dafür könne man direkt vom Strand weg schnorcheln. Der Haken? Die Erreichbarkeit. Wegen unzuverlässiger Verbindungen (eine alte 18-plätzig Militärmaschine 1x pro Woche, Fähren 2 x pro Woche, beides könne bei Schlechtwetter ausfallen) müsse man mindestens vier Wochen Urlaub zur freien Verfügung haben.

Wir haben sechs.

Daher heißt unser Urlaubsziel: Pulau Ai. Eine winzige Insel in der Gruppe der Bandainseln, die wiederum Teil von den Zentralmolukken sind. Noch immer nicht schlau geworden? Zugegeben, auch wir mussten den Atlas bemühen. Banda steht da ganz klein neben einem hellen Punkt mitten im Blau. Nördlich davon die Molukken mit der Hauptstadt Ambon. Im Osten liegt Papua Neuguinea, im Westen Sulawesi und noch weiter westlich Borneo.

## **Formalitäten und Risiken**

Die Visa stellt das Konsulat in Wien aus, vorausgesetzt man verschweigt, dass man auf die Molukken will. Denn in den Jahren 1999 und 2000 hat es dort schwere Unruhen zwischen Moslems und Christen gegeben. Kirchen brannten ebenso wie Moscheen. Mittlerweile hat sich die Lage jedoch wieder beruhigt. Nur das Konsulat offenbar nicht.

Entgegen unserer bisherigen Gepflogenheiten reservieren wir diesmal die Flüge rechtzeitig. Monate vor der geplanten Abreise. Voller Stolz über diese frühe Entschlossenheit erwarten wir ein breites Angebot und entsprechende Auswahl. Doch anstelle des erhofften Lobes in Form eines Frühbucherrabatts bekommen wir zu hören, dass einzig Singapore Airlines noch Sitze frei haben. Das wird teuer, erspart uns aber die Qual der Wahl. Im erkauften Luxus ist wenigstens der Anschlussflug nach Manado in Nordsulawesi inbegriffen. Ambon oder Banda kennt der Buchungscomputer leider nicht.

„Da müsst ihr selber schauen, wie ihr weiterkommt.“

Klar. Können die dort Englisch?

Der 1000-seitige Lonely Planet Reiseführer widmet den Bandainseln gerade mal 8 Seiten. Pulau Ai wird in ganzen 25 Sätzen skizziert. Englisch ist dort nicht zu erwarten.

„Saya harus bisa bicara Bahasa Indonesia, sedikit saja.“ Ich werde wohl ein wenig Indonesisch lernen müssen. Die Sprachschule Kauderwelsch bietet im Internet MP3 downloads an. Und während andere im Pendlerzug Musik hören, frage ich mich in Indonesisch nach Schiffsverbindungen und Unterkünften durch. Was zuweilen Irritationen unter den Fahrgästen auslöst.

Eine letzte Frage ist offen: Wie groß ist das gesundheitliche Risiko in diesen tropischen Gefilden? 2003 hatten wir wegen des erhöhten Malariaaufkommens auf die Insel Flores (östlich von Lombok) verzichtet. Im Vergleich zu den Molukken wird Flores aber von den Tropeninstituten als harmlos eingestuft. Die Inseln zwischen Sulawesi und Papua gelten hingegen als extrem Malaria verseucht. Und wer glaubt, sich mithilfe von Kleidung gegen die dämmerungsaktive Anophelesmücke schützen zu können, dem sei vom Cyberdoktor gesagt, dass das Dengue-Fieber von tagaktiven Stechmücken übertragen wird. Und wem das nicht zur Abschreckung reicht, dem wird ein Zustandsbericht eines an diesem „Knochenbrecher-Fiebers“ erkrankten Touristen zu lesen empfohlen. Was ich prompt mache. Und danach surfe ich unermüdlich weiter durch das Internet auf der Suche nach einem Hoffnungsschimmer. Schließlich sind Markus und ich uns einig, dass über diese winzigen Inseln kaum Daten vorliegen können, auf denen die Gesundheitswarnungen basieren. Bloße Angstmache. Geschäftemacherei der Pharmaindustrie. So wird es sein.

Wir entscheiden uns dennoch für eine Prophylaxe, für eine homöopathische. Wir wollen uns ja nicht umbringen. Im Gegenteil. Unsere Devise lautet, den Körper und sein Immunsystem zu stärken, die Darmflora aufblühen zu lassen, damit jedem Virus der Garaus gemacht werden kann. Denn nur wenige Menschen wissen, dass selbst bei einer Infektion mit Malaria die Krankheit noch lange nicht ausbrechen muss. Dass aber sehr wohl trotz Einnahme von chemischer Prophylaxe der Malaria-Erreger über das darniederliegende Immunsystem triumphieren kann. Einen 100-prozentigen Schutz gibt es nicht, steht im Beipacktext. Nebenwirkungen allerdings schon, die sind eher garantiert.

## Letzte Details

Es wird die achte große Reise sein, die Markus und ich gemeinsam antreten. Ein Griff in die „Tropenschachtel“ befördert ein modrig müffelndes Moskitonetz zutage, Taucherbrillen und Schnorchel, wasserdichte Nylontaschen und – das war's auch schon. Die „Himalayakiste“ wäre viel ergiebiger gewesen. In der „allgemeinen Reisebox“ lagern Wäschekluppen, Oropax, Nähzeug, Bündel und ein Set Nägel. Jawohl: Nägel. Die Leser früherer Reiseberichte wissen zu welchem Zweck Markus stets Nägel mit sich führt. Neulinge müssen sich noch etwas gedulden.

Das Packen geht uns routinemäßig von der Hand, jeder häuft 8 Kilogramm Material auf seinen Rucksack. Mehr braucht es nicht, denn wir werden uns in Äquatornähe in tropischer Hitze aufhalten. Markus blickt auf den Mini-Stapel und meint: „Frieren will ich aber nicht.“ Dann legt er einen Anorak dazu. In Gedanken sehe ich sein triumphierendes Gesicht in der Kapuze lachen – während ich völlig durchnässt im Regenschauer mit blauen Lippen und klappernden Zähnen ausharre - und stopfe eine Windjacke zu meinem Zeug.

„Ich weiß jetzt schon, dass ich frieren werde“, stellt Markus lakonisch fest.

Will er noch die Daunenjacke - ?

Nein, einen Neoprenanzug. Und Flossen. Richtig gute Flossen, in die man mit Schuhen einsteigen kann. Solche Schuhe braucht man natürlich auch.

Ich bemühe die Klimatabelle und die Statistik über die durchschnittliche Meerestemperatur, die besagt, dass selbst in 18 Metern Tiefe warme 28° herrschen. Vergeblich. Markus lassen Zahlen kalt.

OK, man will den Urlaub nicht mit Streit beginnen, aber wer verkauft Mitte Jänner Flossen? In St. Gallen werden wir fündig. Markus kauft alles, um nicht frieren zu müssen; ich kaufe dasselbe, obwohl ich fast sicher bin, dass ich nicht frieren würde. Aber eben nur fast. Nun haben wir 7 Kilogramm mehr Gepäck: sperrige Flossen, voluminöse Neoprenanzüge und Neoprenschuhe. Die Rucksäcke sind so prall gefüllt, wie wenn es in den Himalaya ginge. Dort würden allerdings Träger die Schlepperei übernehmen.

Hauptsache sei, nicht zu frieren, sagt Markus.

In den Tropen, denke ich mir und tippe mir insgeheim an die Stirn.

## ABREISE OHNE ABSCHIED

Es geht alles viel zu glatt. Wir sitzen im Flugzeug, vor uns ein vegetarisches Menü, neben mir ein Fenster und unsere 29 Kilogramm Gepäck wurden direkt nach Manado eingecheckt.

Wo ist dieses schmerzliche, aber zugleich befreiende Gefühl des Weggehens geblieben? Wurde es von der Routine absorbiert? Früher kamen mir die Reisen ins Ungewisse ein bisschen wie Sterben vor. Aber jetzt? Die Wohnung ist geputzt, die Schlüssel liegen bei den Eltern, meine Mutter weiß, wo die Ordner mit den Dokumenten, Konten und Versicherungen zu finden sind und ich habe mich von allen so verabschiedet, als ob ich nie wiederkäme. Wie vor jeder Reise.

Doch dieses Mal ließ etwas in mir nicht los. Es überraschte mich mit Gedanken, ob die Orchidee wohl noch blühen würde, wenn wir zurückkämen? Oder ob dann der Bärlauch

bereits ausgewachsen und nicht mehr für ein Pesto taugen würde? Sogar die Firma spukte mir im Kopf herum. Schade. Denn das bewusste Verlassen der vertrauten Welt, mit der Option, vielleicht nie mehr zu ihr zurückzukehren, war stets ein Akt der Befreiung vom Alltag gewesen. Jetzt flog meine Welt mit.

Nachdem wir in Zürich gestartet waren, nahm das Flugzeug Kurs über Vorarlberg und wir zogen in geringer Höhe über die verschneiten Gipfel des Walserkammes hinweg. Hinter dem Fraßen wusste ich Bludenz mit unserem Haus und der Fotoapparat speicherte die Heimat in Millionen von Pixels ab.

Über Bulgarien kamen dicke Wolken, bald darauf löschte die Dämmerung die Welt unter uns aus. Ich zoomte mich in den Walgau zurück und malte mir aus, wie ich das Foto unter dem falschen Titel „Eindruck vom letzten Paragleiterflug“ auf die Homepage der Flugschule laden würde. Und vergaß dabei, dass das in sieben Wochen keinen Menschen mehr interessieren würde. Ich war also emotional noch immer nicht abgereist.

## NOTLANDUNG

Vor kurzem verließen wir den pakistanischen Luftraum. Das zeigt das Display des Bordinformationssystems. Mit 200 km/h Rückenwind überqueren wir Westindien. Einzelne Lichter flackern tief unter uns, wie am Grund eines schwarzen Meeres. Sechseinhalb Stunden sitzen wir bereits im Flugzeug, es wird allmählich unbequem. Die Hälfte der Strecke nach Singapur haben wir überstanden.

Die meisten Passagiere schauen einen Film, der Rest schläft. Mir ist langweilig.

Plötzlich ertönt ein Scheppern, begleitet von einer Erschütterung. Erwartungsvoll blicke ich auf das Leuchtschild mit dem Gurtensymbol. Doch nichts passiert. Die Luft draußen ist außerordentlich ruhig, von Turbulenzen keine Spur. Irgendein neues Geräusch hat sich zwar in den eintönigen Fluglärm gemischt, aber Markus zuckt nur ratlos mit den Schultern.

Ich beobachte, wie sich die Lichter unter uns zu Schnüren auffädeln, verknoten, Netze bilden und sich schließlich völlig chaotisch zusammenballen. Ein Blick aufs Bordinfosystem bestätigt: Neu Delhi. 12 Millionen gezählte Menschen, ergänzt mein Gedächtnis.

Trotz konstantem Rückenwind brauchen wir fast zwanzig Minuten, bis sich die Lichter wieder voneinander zu lösen beginnen, sich Schwarz dazwischendrängt und die Leuchtpunkte weit auseinander schiebt.

Markus deutet auf das Flugzeugsymbol am Display des Bordinfosystems. Es wendet sich gegen Norden. Nein nach Nordwesten. Nach Westen? Wir haben umgedreht und fliegen retour! Was hat das zu bedeuten? Niemand außer uns scheint den Kurswechsel zu bemerken. Und plötzlich steht als Ziel nicht mehr Singapur sondern Delhi angeschrieben! Ich suche eine Stewardess auf und frage sie, ob es möglich sei, dass wir bald in Delhi landen würden. Sie reißt erstaunt ihre verschlafenen Augen auf, besinnt sich jedoch sogleich und antwortet mit einem Lächeln: „It is possible.“

Mit dieser kryptischen Antwort kehre ich zu Markus zurück. Die Passagiere in den Reihen vor und hinter uns sind durch meine Kletterei aufgewacht. Die nervöse Unruhe in mir ist viel zu

groß für mich allein, ich muss sie ausbreiten. Deshalb beginne ich halblaut vor mich hin zu sprechen: „Es gibt ein Problem. Sonst müssten wir nicht runter.“

Markus bestätigt.

„Wahrscheinlich schaffen wir es nicht mehr bis Singapur.“

Die Lichter gehen ringsum uns an.

„Vielleicht hängt das mit dem Krach vorhin zusammen?“

„Sicher, da ist was kaputt gegangen.“

„Siehst du, wir verlieren schon an Höhe.“

„Wenn nur alles gut geht.“

Das Gemurmel rund um uns verstärkt sich, erfasst eine Sitzreihe nach der anderen. Immer mehr Lichter gehen an, Filme werden zugunsten des Bordinfosystems abgeschaltet. Das Raunen verstärkt sich, Stimmen werden lauter. Angst greift um sich. Endlich ist das Gefühl da, das ich bei der Abreise vermisst hatte.

Der Pilot meldet sich und gesteht einen Triebwerksschaden ein. Er müsse eine Sicherheitslandung in Delhi vornehmen.

Sicherheitslandung sagt er, aber jeder übersetzt: Notlandung.

Hätte ich doch ernsthafter Abschied von allem Lieben zuhause nehmen sollen? Ich sehe Markus an. Er ist völlig gelassen. Meine Hand wandert zu ihm hinüber, er blickt mich mit amüsiert hochgezogenen Brauen an.

„Man kann auch mit nur einem Triebwerk sicher landen“, sagt er zuversichtlich.

Ich will aber Angst haben: „Vielleicht ist ja mehr kaputt gegangen. Es könnte auch das Fahrwerk versagen.“

Die Frau hinter mir stöhnt bei meinen Sätzen auf. Mein Gefühl weidet sich an ihrer Angst. Endlich sind meine Wohnung, die Orchideen, die Arbeit und der Bärlauch aus meinem Kopf verschwunden. Jetzt zählen nur mehr die nächsten zehn Minuten.

Die Spannung im Passagierraum wird hörbar. Betont tiefe Atemzüge gehen in stoßförmiges Ausatmen über. Manch einer ächzt. Das Flugzeug kreist über Delhi. Die Lichter der Stadt bleiben distanziert, wie von einem anderen Stern. Dort unten wissen sie nicht, dass wir ein Problem haben. Dass über ihnen eine Gefahr unablässig ihre Warteschleifen zieht. Warum landen wir nicht? Die zehn Minuten sind längst vorbei!

Ein Mann beginnt zu pfeifen, wie ein Kind, das sich im Dunkeln die Angst vertreiben will. Es klingt grotesk, aber andere stimmen ein, tun so als ob dies eine Party sei. Sie verstummen, nachdem weitere zehn Minuten vergangen sind.

Wir kreisen immer noch.

Plötzlich Maschinengeräusche, es rumpelt, dehnt, schnappt ein. Wahrscheinlich die Landeklappen. Doch noch nie tönten sie so wie jetzt. Die Frau hinter mir schluchzt auf, als hätte der Lärm sie körperlich verletzt. Ihr Begleiter tröstet sie, seine Stimme zittert. Meine Finger suchen erneut Markus Hand, denn nun fliegen die Lichter auf uns zu. Er lacht mich aus.

Ich sehe die Landebahn und erwarte –  
nicht diese perfekte Landung.

„Wie ich dir sagte“, grinst Markus und schiebt mir meine schweißnasse Hand zurück.

## INDIEN

Die Maschine kommt um ein Uhr Ortszeit irgendwo am Indira Gandhi Airport zum Stillstand. Gelächter und Lebensfreude wogen durch den Passagierraum, gerade-dem-Tod-entronnen-SMS werden getippt und inmitten der Euphorie bemerkt niemand, dass alles aus ist: Die Klimaanlage, die Lüftung, das Unterhaltungsprogramm. Nur die Notbeleuchtung brennt. Die Terminals liegen weit hinter der Betonwüste des Flugplatzes im Smog verborgen.

Im Vertrauen auf den sprichwörtlichen Service von Singapore Airlines harren wir auf unseren Sitzen aus und stellen uns ein gemütliches Hotelbett vor. Aufstehen und herumgehen ist ohnehin nicht möglich. Die Maschine ist bis auf den letzten Platz belegt. Rund dreihundert Passagiere tun dasselbe wie wir, sie sitzen und warten. Und atmen. Die Luft wird stickig und wärmer.

Zwei Inder mit roten Warnwesten und Funkgeräten, groß wie Keulen, spazieren durch die Gänge, grüßen, lächeln, heben die Daumen zum OK. Man erwidert die Freundlichkeit, wartet weiter und beginnt zu schwitzen. Die Inder verschwinden wieder.

Endlich meldet sich der Pilot. Das schadhafte Triebwerk werde derzeit überprüft, deshalb mussten alle Motoren abgeschaltet werden und daher funktioniere die Klimaanlage nicht. Aber man hoffe, den Fehler bald zu finden und beheben zu können. Dann könnte man sofort wieder starten. Und weil man darauf die Hoffnung setze, dürfe niemand das Flugzeug verlassen. Er schätze, dass die Mechaniker noch eine gute Stunde benötigen werden und er bitte um Geduld und Verständnis.

Das anschließende Murren und Raunen lässt zwar Verständnis erkennen, aber die Geduld schwindet dahin. Ich bekomme einen klaustrophobischen Anfall und muss unbedingt aufstehen und im Gang Turnübungen machen. Das Gefühl mit so vielen Menschen auf engem Raum eingesperrt zu sein, treibt mir den Schweiß aus den Poren. Irgendwie überstehe ich eine Stunde in der Nische zwischen Toiletten und Notausgang und kann dann zu Markus auf meinen Platz zurückkehren.

Der Pilot räuspert sich und kündigt eine gute und eine schlechte Nachricht an. Gut sei, dass ab sofort die Klimaanlage wieder eingeschaltet werden dürfe, weil das Triebwerk nicht repariert werden könne und die Arbeiten daher abgeschlossen seien. Das sei gleichzeitig die schlechte Nachricht gewesen.

Ende der Durchsage.

Zarte, klassische Hintergrundmusik ertönt aus den Lautsprechern. „Also ab ins Hotel“, sage ich zu Markus und versuche Vorfreude zu vermitteln. Doch nichts passiert. Seit der Landung sind nun zwei Stunden vergangen.

Die Inder sind plötzlich wieder da. Ihre erhobenen Daumen wirken nicht mehr, jeder bombardiert sie mit Fragen. Mit Sorge beobachte ich die Reaktion derer, die eine Antwort erhalten haben. Sie fallen völlig resigniert in ihre Sitze zurück, greifen sich an den Kopf oder wenden sich verzweifelt an ihre Sitznachbarn. Endlich ist eine Warnweste in greifbare Nähe gerückt, ich halte den Inder fest, bis er sich zu uns umdreht.

„What’s going on?“

Er lächelt sanft, befreit seine Weste aus meinem Griff und sagt, dass wir hier warten müssten, bis uns ein anderes Flugzeug abholen käme.

„How long?“

„Only eight or nine hours“. Damit will er entfliehen.

„Neun Stunden!“, kreische ich entsetzt auf und schnappe mir seinen Ärmel. Wir wollen hier raus, rede ich auf ihn ein. Seine Antwort, dass es in Delhi momentan kein freies Hotelzimmer gebe und wir es hier viel gemütlicher hätten, empfinde ich als blanken Zynismus. Ein Gefängnis sei es, werfe ich ihm an den Kopf, seit über zehn Stunden seien wir an diese engen Sitze gefesselt, neun weitere Stunden seien undenkbar.

Er schüttelt abwehrend den Kopf: „No hotel available.“

Ich probiere es mit Flehen, wenigstens ins Flughafengebäude müssten sie uns lassen. Das sei uns nicht zumutbar, entgegnet er. Markus mischt sich ein, der Flughafen sei schön, wir wären schon oft hier gewesen. Das freut den Inder und er wird weicher. Die Passagiere ringsum fangen ebenfalls an zu bitten, ja, wenigstens in den Flughafen!

Der Inder reißt sich los und verschwindet. Kurz darauf ertönt die Stimme des Piloten über die Lautsprecher. Er wiederholt die Behauptung, dass es wegen eines internationalen Kongresses derzeit kein einziges freies Hotel in Delhi gäbe und uns die Inder nicht ins Terminal lassen wollten, weil dort keine Kapazität für dreihundert Passagiere bestünde. Als er hinzufügt, wir sollen uns ruhig und angemessen verhalten, wird es plötzlich tumultartig laut im Passagierraum.

Nachdem die Welle der Empörung etwas abgeflaut ist, meldet sich der Pilot erneut. Man habe die Inder überzeugen können: Wir dürften ins Terminal. Doch weil es dort nichts zu Essen gäbe, werde jetzt das Bordmenü serviert. Anschließend könnten wir aussteigen und im Flughafen warten, bis das Ersatzflugzeug aus Singapur eingetroffen sei.

Obwohl es absurd scheint, um drei Uhr Nachts in einem stehenden Flugzeug ein Essen gereicht zu bekommen, geht das Kalkül des Piloten auf: Die Stimmung unter den Passagieren entspannt sich, das quengelnde Baby nuckelt zufrieden am Schnuller weiß nicht mehr, warum es vorher so aufgebracht war.

Endlich öffnet sich die Luke und wir dürfen raus. Unerwartet dick und klebrig liegt der warme Smog Delhis über dem Beton des Flughafenbodens. Die Scheinwerfer hängen wie Schwefelmonde über dem Nebel aus Staub und Abgasen. Ein Bus wartet, sein Dieselmotor röhrt, stampft und qualmt. Indien. Unverkennbar. Wir müssen lachen und begrüßen den Fahrer mit einem devoten *Namaste*. Er grinst uns an und jagt die Drehzahlen des Motors in den roten Bereich. Einige Passagiere stolpern über die Gangway herab und hasten in den Bus. Mit erleichtertem Gesichtsausdruck, die Abfahrt nicht versäumt zu haben, ringen sie nach Atem. Sie kennen Indien nicht. Der Busfahrer genießt bloß seine Macht, mit dem Gaspedal eine Stoßwelle der Beschleunigung im Menschenstrom zu erzeugen. Der Bus ist voll, Leute bleiben unschlüssig vor den Türen stehen. Für einen Inder ist ein Bus nie voll. Mit freundlicher Geste weist ein Flughafenarbeiter mit Trillerpfeife auf die zusammengepressten Menschenleiber innerhalb des Busses und fordert zum Einsteigen auf. Achselzucken an der Schwelle. Drinnen begleitet von entschuldigendem Lächeln und Trippelschritten, die jedoch keinen Platz schaffen. Draußen fragende Blicke und erste Anzeichen von Reue, das Flugzeug verlassen zu haben.

Endlich kommt ein zweiter Bus und beendet die Pattsituation. Wir brausen los, mit offenen Türen, der Fahrer nickt uns verschmitzt zu, während wir uns an die Haltegriffe klammern.

Eine Unmenge an funkgesteuertem, uniformierten Personal dirigiert uns durch die Gänge des Indira Gandhi Flughafens. Wir sind Illegale, ohne Visum, und dürfen uns daher nur in hermetisch abriegelten Räumen bewegen. Als ob einer, mit der Absicht nach Singapur zu reisen, sich plötzlich für Indien entscheiden würde. Die wenigsten hätten je freiwillig eine Fuß in dieses Land gesetzt. Das sieht man ihrer unsicheren Haltung an, wie sie über abgebröckelte Treppen steigen, am vorsichtigen Abstand, den sie zum offenen Kabelstrang halten, am nervösen Zusammenzucken beim unerwarteten Klang einer Motorsäge. Und wie sie mit eingezogenen Köpfen unter den herabhängenden Deckenteilen durchgleiten um danach mit der Digitalkamera das Chaos zu dokumentieren.

Markus und mir kommt alles vertraut vor, obwohl es über zehn Jahre zurückliegt, dass wir Indien bereist haben. Neu ist nur die Erklärung für den Zustand des Flughafen: Überall hängen Schilder mit dem Hinweis, dass umgebaut werde mit dem Ziel, den Indira Gandhi Airport zum modernsten Flughafen der Welt zu machen.

Wir betreten einen kahlen Raum, dessen Boden mit Jutesäcken, zerfetzten Kartonschachteln und vergammelten Decken bedeckt ist. Ein paar Bauarbeiter, in ihre Lumpen gehüllt, schlafen darauf. Meine Bemerkung, dass man uns vor mangelndem Komfort gewarnt habe, breitet sich rasch aus und am Ende unserer Menschenschlange, heißt es bereits empört, hier würden wir alle die Nacht verbringen müssen.

Schließlich geleitet man uns zu einer Lounge mit Teppichboden, ein paar Stühlen und einer Polstergruppe. Markus und ich klemmen uns zu einem Tibeter auf die weiche Bank. Nach einer Viertelstunde verlässt er uns, sein Flug nach Nepal wird aufgerufen. Nun können wir abwechselnd liegen und etwas schlafen. Trotzdem vergeht der zehnstündige Aufenthalt in dieser Lounge qualvoll langsam.

Als wir Indien endlich wieder verlassen können, bekommen wir als Geste der Wiedergutmachung für die Unbequemlichkeiten eine schriftliche Entschuldigung und ein Geschenk überreicht. Das Präsent, eine übelriechende Ledergeldtasche im Wert einiger Euros, lassen wir am Flughafen zurück, das Schreiben stecken wir ein, vielleicht kann es uns bei Regressansprüchen dienen. Denn so einfach wollen wir es der weltbesten Airline nicht durchgehen lassen, uns für zwölf Stunden Aufenthalt kein Hotel zu gönnen.

Ich weiß nicht mehr, wie lange der Flug nach Singapur gedauert hat. Mir ist jedes Zeitgefühl abhanden gekommen. Jedenfalls ist es bei der Landung schon wieder dunkel. Mittags wäre unser Anschlussflug nach Manado gestartet, eigentlich sollten wir bereits einen Strandspaziergang hinter uns haben. Stattdessen folgen wir den frisch gedruckten Hinweistafeln durch eine künstliche, klimatisierte Welt mit Orchideengärten und Wasserfällen zu einem Informationsschalter, wo die neuen Tickets auf uns warten. Welch ein Gegensatz zu Indien!

Ingeheim hoffen wir auf ein paar Tage Aufenthalt in Singapur auf Kosten der Airline, da Manado nur einmal die Woche angefliegen wird. Wir hätten Glück, verkündet die schöne Asiatin freundlich. Bereits um 6:00 Uhr morgens könnten wir Singapur wieder verlassen! Sie versteht unsere enttäuschten Gesichter nicht. Als sie noch anfügt, dass wir spätestens um vier Uhr früh am Flughafen eintreffen müssten, stöhnen wir auf und fragen nach einem Hotel. Dieser Gutschein ist selbstverständlich schon vorbereitet, wir müssten ihn nur dem Taxifahrer zeigen.

„Taxifahrer? Wie weit ist das Hotel denn entfernt?“

„Je nach Verkehr zwischen einer halben und einer dreiviertel Stunde.“

Bloß.

„Und unser Gepäck?“ Wir haben weder Wasch- noch Zahnputzzeug dabei, das blöde Flüssigkeitsverbot verhindert Hygiene anstatt Terrorismus.

Man könnte unsere Rucksäcke suchen lassen, aber das würde mindestens eine Stunde dauern. Oder wir nähmen das Notfallpaket der Airline an, das je ein Kosmetikbeutel für den Mann und die Frau vorsieht.

Das klingt nach Wundertüte für Erwachsene. Die Entscheidung fällt nicht schwer.

Kurz darauf brausen wir mit dem Taxi über eine mehrspurige Autobahn, Palmen wiegen sich vor modernen Fassaden, die sich über dem hell erleuchteten Grund im gedämpften Grau des Himmels verlieren. Die vielen Lichter lassen kein Schwarz zu, die Nacht wirkt wie Dämmerung; das Leben in der Großstadt kennt keine Ruhe. Der Taxler bietet uns Sehenswürdigkeiten an, uns ist das Hotel lieber.

Das Einchecken verzögert sich, ein Computer ist abgestürzt und mit ihm die Programmierung der Chipkarten, ohne die sich keine Türe öffnen lässt. Also lösen wir zuerst unseren Dinner-Gutschein ein, bestellen ein Taxi für morgens vier Uhr und sehen um elf Uhr Abends endlich eine Dusche. Und ein Bett! Und frische T-Shirts aus dem Notfallpaket! Sogar Rasierzeug für den Herrn und Körperlotion für die Dame sind darin enthalten.

Ich versuche zusammenzurechnen, wie lange wir jetzt bereits unterwegs sind, aber mein Gehirn verweigert Zahlenspiele. Es weiß nur, dass in vier Stunden der Wecker läutet.

Das Flugzeug startet in den Morgen, Dunst liegt über dem Meer. Als wir die Küste Borneos überfliegen scheint bereits die Sonne und die Nebelwolken verkriechen sich im Geäst des Waldes, der, aus Luft betrachtet, wie ein einziger Organismus das Land bedeckt. Und es fest im Griff hat. Undurchdringlich erscheint das Dickicht. Selten zerreißt das Grün über einem braunen Strom, der sich durch den Urwald windet. Kleinere Flüsse werden von den Baumkronen versteckt gehalten.

Ich weiß, dass dort unten Menschen leben; überleben. Aber vorstellen kann ich es mir nicht. Jede Wüste käme mir einladender vor als diese grüne Hölle.

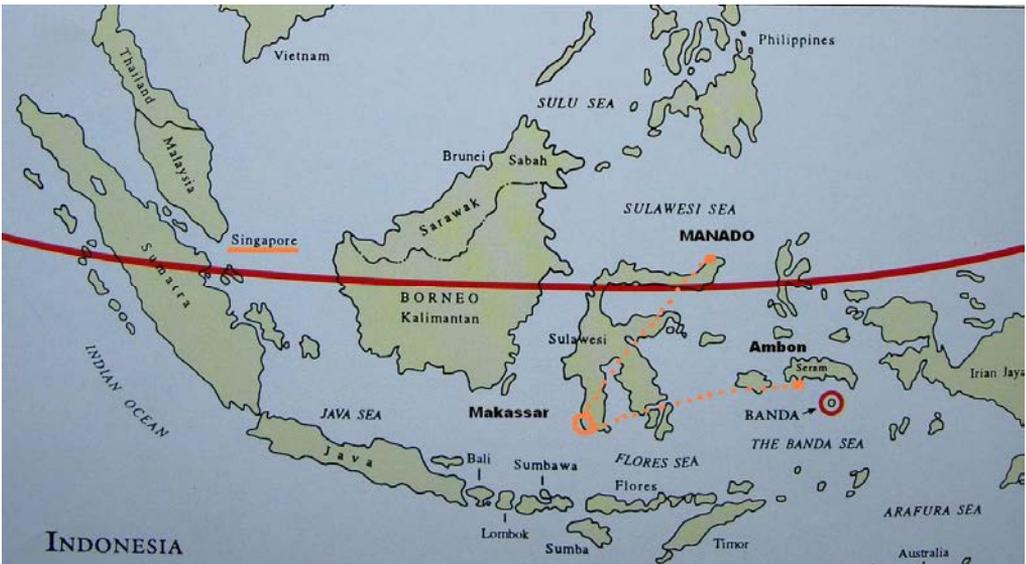
Nachdem wir fast zwei Stunden ununterbrochen über Wald geflogen sind, erreichen wir ein Tal mit Straßen, Dörfern und Feldern. Rodungen haben große Löcher in die ursprüngliche Vegetation gefressen. Das Land liegt nackt und schutzlos da. Die braunen Flüsse tragen es ab und schmieren ihre Fracht ins Blau des Meeres hinaus.



Frustrierende  
Bildschirm-  
anzeige:  
Notlandung  
in Indien



Die weite Anreise zu den Bandainseln (rot der Äquator)



Im Anflug auf Makassar, das Land steht unter Wasser



Kurz darauf sehen wir winzige Inseltupfer unter uns, die Vorboten der Küste Sulawesi. Diese indonesische Insel erstreckt sich über 900 km in Nord-Süd Richtung und 600 km in West-Ost. Im Durchschnitt ist die Landmasse jedoch so schmal, dass kaum ein Ort weiter als 50 km vom Meer entfernt ist. Sulawesi Gestalt gleicht einem unsymmetrischen, fünfarmigen Seestern, der dem Meer im Westen nur einen Stummel entgegenstreckt, während sein Nordarm lang und schmal ist und sich nach einem rechtwinkligen Knick an den Äquator anschmiegt. Im Zentrum der Insel liegen hohe Berge, deren Hänge durch Terrassenfelder kultiviert worden sind. Die Minahasa Kultur ist dort beheimatet, bekannt für ihre Langhäuser, die als öffentliche Versammlungsräume dienen. Auch ihr Totenkult ist berühmt, weshalb viele Touristen extra zu Beerdigungen anreisen.

Wir interessieren uns nicht für Nekrophilie, sondern für die zahlreichen, immer noch aktiven Vulkane und vor allem für die Welt unter Wasser. Unser erstes Urlaubsziel ist daher der Norden Sulawesi mit der vorgelagerten Inselgruppe Bunaken, ein Eldorado für Tauchsport. Die Togean Islands, geschützt zwischen dem Nord- und dem Ostausläufer Sulawesi, wären ebenso schön, aber schwer erreichbar.

Wir lassen die Umstände entscheiden, wohin es uns verschlagen wird. Darum beobachten wir gespannt das Wetter als wir in Manado, knapp nördlich des Äquators landen. Es ist Regenzeit, doch die Sonne glüht von einem fast wolkenlosen Himmel auf uns nieder, während wir über klebrigen Asphalt vom Flugzeug ins Ankunftsgebäude gehen. Busse gibt es hier keine, der Flughafen ist zu klein. Aircondition auch nicht, für die wenigen Touristen genügen Ventilatoren.

Heute ist Samstag. Theoretisch ginge sich folgender Plan aus: Spätestens morgen Weiterreise nach Ambon, der Hauptstadt der Zentralmolukken, denn von dort fliegt einmal die Woche – und zwar jeweils am Montag – eine kleine Militärmaschine die Bandainseln an. Das könnte sich ausgehen. Das Flugzeug nach Banda umfasst jedoch bloß 18 Sitzplätze. Da wäre es ratsam, bereits vorher anzufragen, ob wir überhaupt mitfliegen könnten.

Die andere Variante wäre, erstmals ein paar Tage hier in Manado zu verschlafen, anzukommen und in Ruhe alles zu organisieren.

## **ERSTE HILFE - PERCY**

Wir stehen unschlüssig herum. Gerne würde ich mich erkundigen, nach Flügen fragen, die Möglichkeiten abklären. Die notwendigen Sätze habe ich bereits in der Landessprache Bahasa Indonesia im Kopf formuliert – aber es ist niemand da, an den ich sie richten könnte. Alle Schalter haben zu, die Beamten der Einreisebehörden sind nach der Abfertigung der Passagiere verschwunden und die wenigen Touristen sind abgeholt worden. Wir stehen mit unseren Rucksäcken noch immer im Flughafen, umworben von Taxifahrern, die uns in die Stadt oder sonst wohin bringen möchten.

Ich setze mich auf meinen Rucksack. Mir ist heiß und die Taxifahrer sind lästiger als Fliegen. Sie brüllen mir Hotelnamen ins Ohr, die ich nicht verstehe und nennen mir Preise, die ich nicht abschätzen kann. In meiner Verzweiflung vertiefe ich mich in den Lonely Planet und hoffe auf eine Eingebung, was wir jetzt tun sollen.

Da kommt ein junger Indonesier auf uns zu und fragt in einwandfreiem Englisch, ob er uns helfen dürfe. Sein Name ist Percy.

„Have mercy, Percy!“, möchte ich rufen, „Dich schickt der Himmell!“

Auf meine Bitte hin verscheucht er als erstes die Taxler. Dann schildere ich ihm unsere geplante Reiseroute und unsere Unschlüssigkeit.

Percy entpuppt sich als Engel. Ein bronzebrauner Sunnyboy mit langen Haaren, verwegener Blick und sprühendem Witz. Obwohl er eigentlich Touristen auf ein bestimmtes Ressort auf den Bunaken lotsen sollte, hilft er uns bereitwillig bei der Organisation der Flüge nach Ambon. Er trommelt den Flughafenchef herbei, stellt ihn als seinen Freund Johannes vor, der wiederum telefoniert mit Bediensteten der Lion Air und lässt die Flugzeiten ausforschen. Trotz aller Bemühungen und Beziehungen bekommen wir keine Auskunft über den Flug Ambon – Banda am Montag. Da gäbe es keinen Flug, heißt es nur lapidar. Johannes kritzelt seinen eigenen und einen fremden Namen auf einen Zettel und steckt ihn uns zu. Er kenne den Chef des Flughafens in Ambon persönlich, der solle uns weiterhelfen. Damit seien Sitzplätze garantiert, meint er zuversichtlich.

Die Flüge bis Ambon gingen morgen früh, der Preis scheint Johannes jedoch zu erzürnen. Der Vertreter von Lion Air hebt in einer hilflosen Geste die Schultern. Percy zieht uns zur Seite und zückt sein Mobiltelefon. Kurze Zeit später hat er einen günstigeren Tarif ausgemacht und schleppt uns zu einem Reisebüro im ersten Stock des Flughafens. Die Frauen dort sprechen kein Wort Englisch und ich bin froh um Percys Hilfe. Gleichzeitig bin ich misstrauisch, denn wir besitzen noch überhaupt kein Preisgefühl. Ich schnappe ein paar Zahlen aus dem Wortwechsel auf und mache eine Bemerkung in Indonesisch dazu. Percy freut sich riesig, glaubt, dass ich jedes Wort verstanden hätte – was natürlich nicht stimmt – und zeigt keine Spur Verunsicherung. Entweder ist er wirklich ehrlich oder er linkt uns ohne jeden Skrupel. Wir sollten die Tickets bezahlen, haben jedoch noch keine Landeswährung. Und unsere Bargeld-Dollars wollten wir eigentlich als Notreserve aufbewahren. Bankomaten gäbe es erst in der Stadt, behauptet Percy. Hier könnten wir nur Dollars wechseln. Wieder müssen wir vertrauen, denn die Wechselkurse kennen wir nicht. Schließlich haben wir handgeschriebene, fast unleserliche Tickets in der Hand. Morgen um 6:00 Uhr geht der Flug. Nach Makassar. Dort müssen wir umsteigen. Direktflüge nach Ambon gibt es nicht.

Jetzt brauchen wir noch ein Hotel, eine Bank, ein Restaurant und ein Taxi, das uns dahin bringt. Kein Problem. Percy hat ein Auto.

Wir fahren mit ihm und seinem Freund, der plötzlich wie aus dem Nichts aufgetaucht ist, in die Stadt. Aber anstelle ins Zentrum zu gelangen, kurven wir in engen Seitengassen der armseligen Vororte herum. Lagerhallen, Müllplätze, heruntergekommene Wohnhäuser. Wenn die uns jetzt entführen, dann sind wir in unserer naiven Gutgläubigkeit wirklich selber Schuld. Ich frage Percy, wo er denn hin wolle. Wir hatten doch von einer Bank gesprochen. Geldinstitute hätten am Wochenende zu, aber hier könne man Geld wechseln, sogar zu besseren Kursen. Er müsse nur das richtige Gebäude finden.

Wir halten vor einer Lagerhalle. Die Straße ist von Glasscherben übersät. Percy lotst uns durch Stapeln von Kisten und Paletten zu einer winzigen Theke, hinter der sich drei Menschen drängen. Sie mustern uns misstrauisch. Percy sagt ihnen, wir wollten Geld wechseln.

„Wieviel?“

Ich bin völlig überrumpelt, denn wir wollten einen Bankomaten und nicht schon wieder Dollarnoten eintauschen. Also sage ich hundert Dollar. Percy will, dass ich mehr wechsele, denn hier bekäme ich den besten Krus von ganz Manado. Mir ist die ganze Szenerie unheimlich und mein Misstrauen wächst. Ich bleibe bei hundert Dollar. Eine Frau holt unter der Theke ein Buch, einen Taschenrechner und eine Liste hervor. Sie hält die Liste direkt unter die schwächelnde Glühbirne, um den Kurs ablesen zu können. Dann reicht sie meinen Hunderter einem Jungen, der damit aus der Lagerhalle rennt. Verdutzt blicke ich Percy an. Man prüfe im Tageslicht, ob der Dollarschein echt sein, erklärt Percy.

Wir lösen also ebenfalls Misstrauen aus. Ich muss schmunzeln. Der Junge kommt zurück, nickt, und die Frau beginnt Bündel von Rupien abzuzählen. Sie tippt eine Zahl in den Taschenrechner und zeigt sie mir. Percy zählt das Büschel Scheine ab und schiebt es mir zur Kontrolle zu. Es stimmt. Wir bedanken uns und gehen.

Percys Freund, der Fahrer, will wissen, in welches Hotel wir wollen. Ich nenne das Minahasa. Percy ist schockiert. Das sei viel zu teuer, er kenne billigere. Der Vater der Geldwechslerin zum Beispiel, der würde auch Zimmer vermieten.

Irgendwie geht mir Percys Einsatz zu weit. Ich will endlich wieder mein eigener Herr sein und bestehe auf dem Minahasa. Zu meiner Verwunderung akzeptiert Percy das sofort. Die Fahrt dorthin ist weit, doppelt so weit wie zu Percys Vorschlag. Wir müssten die lange Wegstrecke auch auf dem Weg zum Flughafen berücksichtigen, erinnert uns Percy, bevor wir aussteigen. Geld für das Chauffieren will er keines nehmen. Ich muss ihm den offiziellen Taxitarif regelrecht aufdrängen.

Seinem Fahrer befiehlt Percy, morgens um halb vier Uhr mit dem Auto auf uns zu warten, um uns zum Flughafen zu bringen. Ich wende ein, dass wir erst um halb fünf abfahren wollten. Eben deshalb müsse der Fahrer eine Stunde früher da sein. Sicher sei sicher. Er könne ja im Auto schlafen. Wir verabschieden uns von beiden und ich schäme mich ob meines zeitweiligen Misstrauens. Noch mehr schäme ich mich, als wir später bei einem Bankomaten tatsächlich einen wesentlich schlechteren Kurs bekommen.

Das Minahasa ist überteuert. Percy hat offenbar nie gelogen. Aber es gibt einen Swimmingpool, der erst vor ein paar Tagen in Betrieb genommen worden ist. Nebenbei herrscht noch Baustelle und die jungen Bauarbeiter beobachten uns – vor allem mich – verstohlen und kichernd wie pubertierende Buben.

Danach fallen wir müde auf die muffigen Matratzen, den Wecker können wir wie gestern auf vier Uhr belassen. Mit Urlaub hat das bis jetzt nichts zu tun.

#### **4. Tag, Sonntag, 17.2.2008**

In der Nacht prasselt Regen an die Scheiben, Kakerlaken huschen unterm Türspalt herein. Als wir im armseligen Licht einer einzigen Energiesparlampe packen, sieht man sie als längliche Schatten herumflitzen.

Das Auto parkt vor dem Minahasa. Der Fahrer schläft tief. Als wir ihn um 4:30 Uhr wecken, entschuldigt er sich für sein Nickerchen, aber schließlich er warte er hier schon seit einer Stunde, so wie Percy es ihm aufgetragen hatte.

Beim Einchecken studiert der Mann hinter dem Schalter lange mein Ticket, legt es beiseite und blättert durch Markus' Flugschein. Dann schaut er mich an und fragt, wohin wir wollen. Scheiße, denke ich, der kann die Tickets ebenfalls nicht entziffern. Ohne mir etwas anmerken zu lassen, sage ich gelassen auf Indonesisch, dass wir via Makassar nach Ambon reisen wollen.

„Ambon“, antwortet der Mann ohne meine Sprachkenntnisse zu würdigen. Mit verträumtem Blick reicht er mir den boarding-pass, der ebenso unleserlich wie das Ticket ist und sagt - mein Indonesisch weiterhin ignorierend - auf Englisch: „Muss schön sein, Ambon. Aber viele Muslim. Vor ein paar Jahren Krieg. Wegen Religion. Jetzt wieder ruhig.“ Der letzte Satz klang fast wie eine Frage.

Laut Lonely Planet soll seit 2003 Frieden herrschen. In den Unruhen der Jahre davor haben sich Christen und Muslime blutige Schlachten geliefert, Moscheen und Kirchen brannten, bevor die, die darin Schutz gesucht hatten, entfliehen konnten. Auslöser seien islamistische Gruppen aus Malaysia gewesen, die die friedlich nebeneinander existierenden Religionsangehörigen aufhetzten. Der Blutzoll war auf beiden Seiten hoch, es kam zu Vertreibungen, sodass am Ende anstelle der ursprünglichen Vermischung vermehrt christliche und islamische Viertel entstanden. Den Christen, denen nachgesagt wurde, wesentlich brutaler und rücksichtsloser vorgegangen zu sein, gehörten nun die Städte und die wirtschaftlich florierenden Regionen. Die Moslems wurden in die ländlichen und von der Entwicklung her benachteiligten Gegenden verdrängt. Ob ein Friede dauerhaft solche soziale Ungerechtigkeiten überbrücken kann, erscheint fraglich. Momentan ist das Bedürfnis nach Ruhe und einem Alltagsleben ohne Angst und Trauer stark genug.

Warum der Mann vom Check-in Ambon das Prädikat „schön“ verpasste, ist dem Lonely Planet nicht zu entnehmen. Darin wird die Hauptstadt der Zentralmolukken als heiß, staubig und hässlich beschrieben. Ein leider notwendiger Stopp zur Organisation der Weiterreise. Mehr als eine Nacht wollen wir dort nicht verbringen.

Jetzt hätten wir gern ein Frühstück. Heute ist bereits der vierte Tag unserer Reise und bislang sind wir nie in den Genuss einer Morgenmahlzeit gekommen. Am Flughafen Manado ist das Angebot dürftig, jedenfalls für westliche Maßstäbe. Wir steuern ein „Restaurant“ an, das mit einer großen Getränke Kühlbox und pinken Plastiksesseln lockt. In der gläsernen Theke stapeln sich Fertiggerichte und Schalen mit undefinierbarem Kochgut, auf dem Fliegen sitzen. Wir nehmen uns je eine Cola und beobachten die anderen Gäste, die aus einem Becher mit der Aufschrift „Pop Mie“ mit einer Gabel Nudelsuppe essen. Die Flüssigkeit trinken sie schlürfend aus, wenn sie mit den Nudeln fertig sind.

Die Theke ist voll mit Pop Mie. Ich bitte eine Verkäuferin, mir ein Pop Mie zu reichen, damit ich mir die Inhaltsstoffe ansehen könne. Sie versteht kein Wort Englisch. Ich wiederhole den Satz auf Indonesisch – zumindest dem Sinn nach.

„Nur schauen, Fleisch drin, ja nein?“

Die Frau starrt mich bloß an und zeigt keine Reaktion.

Ohne Brille kann ich die kleingedruckten Angaben nicht entziffern, ich erkenne nur jede Menge E für künstliche Aromastoffe. Da drin ist wahrscheinlich nichts Echtes, auch kein Hühnereiweiß. Aber da ich mir nicht sicher bin, stelle ich das Pop Mie wieder zurück.

„Ich will es nicht“, sage ich zur Verkäuferin.

Kaum sitze ich am Tisch und trinke meine Frühstückscola, da wird ein dampfendes Pop Mie vor mich hingestellt.

„Die verstehen mein Indonesisch nicht“, sage ich verzweifelt zu Markus.

„Ist doch egal, probier das Ding lieber einmal.“

Pop Mie ist gut. Heiß, sehr scharf gewürzt mit vielen Nudeln. Winzige Würfelchen von undefinierbarem Geschmack schwimmen darin herum.

„Es könnte Spuren von Hühnern enthalten, oder Soja“, resümiere ich meinen Test. Egal, Markus will auch ein Pop Mie. Die Verkäuferin versteht ihn auf Anhieb, obwohl er in Deutsch bestellt.

„Du bist viel zu kompliziert“, grinst er mich daraufhin an.

Mir geht die missglückte Kommunikation nicht aus dem Kopf. Liege ich mit meiner Aussprache so daneben? Auf den Molukken werden wir unter Umständen auf mein Indonesisch angewiesen sein. Englisch spricht man nur wegen Touristen und im Flugzeug nach Makassar sind wir die einzigen Ausländer.

Ich probiere meine Sprachkenntnisse bei der Stewardess aus. Der Satz, ob wir bitte ein vegetarisches Bordmenü haben könnten, ist in meinem Kopf dutzende Male abgelaufen, bevor ich ihn einwandfrei ausspreche. Ratlosigkeit bei meinem Gegenüber. Dann fragt sie vorsichtig: „Do you speak English?“ Markus prustet los, als ob er den besten Witz seines Lebens gehört hätte. Ich reagiere beleidigt und schaue konzentriert aus dem Fenster, um dem forschenden Blick der Stewardess auszuweichen.

## **IN GOTTES HAND**

Wir fliegen über hohe Vulkane mit rauchenden Schloten, vereinzelt schimmern Seen in den Kratern, die schon erkaltet sind. Dann decken dicke Wolken die Szenerie ab. Vermutlich überqueren wir gerade den Äquator, aber Lion Air besitzt keine Displays mit den Flugrouten, wo man nachschauen könnte. Stattdessen finde ich im Sitzfach neben einem winzigen Schaublatt mit den Sicherheitsinstruktionen einen Hochglanzfolder auf dessen Titelseite ein Kirchturm, eine Moscheekuppel, eine Synagoge, eine Stupa und ein Hindutempel ineinander verschachtelt dargestellt sind. Invocation card, nennt sich das Ding. Die erste Seite gehört dem Islam. Zwei Suren des Korans, die ganz entfernt mit dem Reisen zu tun haben, sind in der original arabischen Schnörkelschrift abgedruckt, gefolgt von einer indonesischen und englischen Übersetzung. Letztere dürfte ziemlich frei interpretiert worden sein, denn da heißt es: „We seek the help of Allah, who has bestowed upon us the will and ability to use this aircraft, without whom we are helpless...“

Dann folgen die Protestanten. Nach einigem Loben und Preisen kommen sie zur Sache: "We believe You will guard and protect our plane from any disturbance and danger. You will help us to arrive at our destination save and in time."

Das gefällt mir. Der evangelische Gott kümmert sich auch um die Einhaltung der Flugpläne.

Die Katholiken müssen ihren Gott erst erinnern, wozu er imstande ist: „Long ago You saved the children of Israel who crossed the sea with dry feet.“ Dann erst wagen sie zu bitten: "We beg You, bless us with a safe trip and with good weather." Der katholische Gott ist also fürs Wetter zuständig.

Für die Hindus zählt offenbar eine gute Lebensführung als Garant für eine bessere Wiedergeburt. Daher wird auf einen möglichen Flugzeugabsturz gar nicht erst eingegangen: „Keep our minds and manners pure and let us attain inner peace and happiness.“ Was will man mehr? Vielleicht die Generalformel der Buddhisten, die es kurz und bündig auf den Punkt bringt: „May all beings be well and happy!“

Da so viele Götter über unseren Flug wachen, sollten wir uns über die riesige Gewitterwolke, in die wir soeben eintauchen, keine Sorgen machen. Die Maschine bockt und springt in dem düster werdenden Grau herum, dass einem schlecht werden könnte. Vereinzelt greifen Passagiere zu den Kotztüten. Zum Glück gab es außer einem Becher Wasser keine Verpflegung an Bord und die Würgerei ringsum hält sich in Grenzen. Die Turbulenzen spielen mit dem kleinen Flugzeug Ping Pong. Der katholische Wettergott hat eindeutig versagt. Wasserfontänen schießen über die Flügel hinaus und wirbeln sich zu weißen Zöpfen; die Fensterscheiben laufen an. Die Maschine geht in den Sinkflug über, als würden wir vom Himmel gespült. Böen versetzen uns kräftige Seitenhiebe, wir ziehen die Gurte an. Gepäckstücke machen sich selbstständig, niemand fängt sie ein.

Endlich gibt uns die Wolke frei. Knapp tausend Meter unter uns schäumt das Meer als wollte es überkochen und winzige Sandinseln verschlingen. Aber es prallt gischtend an den Korallenriffen ab, die die Eilande schützen. Die meisten sind unbewohnt. Ein grünes Palmbüschel in der Mitte, umgeben von einem weißen Sandgürtel. Sonst nichts. Postkartenmotive mit hundert Meter Durchmesser.

Auf den wenigen Inseln, wo Menschen hausen, gibt es anstelle des Palmgrüns Mosaike aus eckigen Hausdächern, ein braun-silbernes Patchwork aus Holz und Blech. Die von langen Tauen gehaltenen Fischerboote drängen sich zu Dutzenden an den Strand wie Spermien um eine Eizelle.

Wir fliegen tief genug, um alle Einzelheiten erkennen zu können. Eigentlich zu tief, wenn es nach meinem Gefühl geht. Denn die inselgesprenkelte Wasserfläche reicht bis zum Horizont. Kein Land in Sicht. Und die Wolke mit dem peitschenden Regen sinkt bedrohlich herab. Das Flugzeug zieht Warteschleifen, die Inseln wiederholen sich. Nach einer halben Stunde habe ich sie alle fotografiert und wir kreisen immer noch.

Die düstere Wolkenstimmung hellt sich allmählich auf, die Ohrfeigen, die uns der Wind versetzt, werden seltener. Der Pilot entschließt sich zur Landung. Wir überqueren die kaum wahrnehmbare Trennlinie zwischen Meer und Festland. Denn Wasser herrscht zu beiden Seiten vor. Im Meer schlägt es Wellen, an „Land“ ist es in geometrischen, grünen Rahmen gefangen und ruhig. So sieht bei uns Agrarland nach einem massiven Hochwasser aus. Sind

die parallelen Schlangenlinien aus Bäumen die Begrenzung eines Flusses oder einer Straße? Wir tippen auf Wasserwege. Für Fahrwege wären sie zu breit.

Das Flugzeug schiebt die Landeklappen raus und sinkt in die faszinierende Wasserlandschaft hinab. Nichts deutet auf ein trockenes Fleckchen mit einer Landepiste hin. Plötzlich ein kleiner Hügel, oder vielleicht ein Damm, dahinter ein Palmehain und der Flugplatz. Wir setzen hart auf und der Seitenwind lässt die Maschine schlingern. Dann haben wir es überstanden. Wir sind in Makassar in Südsulawesi.

Die Luftlinie Manado – Ambon ist kürzer als Manado – Makassar und ungefähr gleich lang wie Makassar – Ambon. Aber da es keine Direktflüge gibt, wissen wir jetzt wenigstens, wie das Wetter zu Beginn der „Trockenzeit“ in Makassar ist. Hoffentlich stimmen die Klimaangaben für Ambon und die Bandainseln besser als für diesen Ort.

Unsere Recherchen bezüglich der besten Reisezeit für die Bandainseln hatten nur sehr Widersprüchliches zu Tage gebracht. Im Februar herrsche eine niederschlagsarme Periode vor, mit spiegelglattem, glasklaren Meer. Aber schon in Ambon, das nur ein paar Hundert Kilometer nördlich liegt, sei das Klima geprägt von der nahen Landmasse Serams, der größten Insel der Zentralmolukken, die wegen ihres dichten Regenwaldes kaum bewohnt ist. Sulawesi besäße allein schon drei Klimazonen, die jeweils noch für die West- und Ostküste unterteilt werden müssten. Im Landesinneren gäbe es wieder andere Verhältnisse. Zudem habe der Klimawandel die früher geltenden klassischen Perioden von Regen- und Trockenzeit völlig durcheinandergebracht. Kurzum, wir fanden keine zuverlässigen Angaben über das Wetter.

Makassar ist einer der zentralen Knotenpunkte im Verkehrsnetz Indonesiens. Würde man für die siebzechtausend Inseln dieses Staates einen geografischen Mittelpunkt definieren müssen, so käme man an Makassar nicht vorbei. In seinem Hafen legen die Schiffe der West-Ost Linie an, die von Sumatra über Java, Bali, Lombok und die anderen Sundainseln zu den Molukken und weiter bis Papua Neuguinea führt. Borneo, die riesige Nachbarinsel im Westen Sulawesis ist wirtschaftlich eng mit Makassar verbunden und die Handelsroute von den nördlich gelegenen Philippinen endet hier. Die niederländische „Vereinigte Ostindien-Companie“ konnte im 16. Jahrhundert von Makassar aus ihr Handelsmonopol leicht durchsetzen. Kein Wunder also, dass diese Stadt eine bedeutende Basis in Ausübung der kolonialen Macht Hollands war.

Im Hasanuddin Flughafen laufen die Linien der nationalen Verbindungen sternförmig zusammen. Entsprechend groß sind das Aufkommen und die Vielfalt der Flugpassagiere. Um uns wogt ein Kaleidoskop von Gesichtern aus den 300 verschiedenen Ethnien Indonesiens. Trotz dieser unglaublichen Vielfalt stechen wir deutlich hervor und ziehen die Blicke auf uns. „Fremde!“, scheinen sie zu rufen und die Freude über die Entdeckung breitet sich von den Augen über das ganze Gesicht aus. Das indonesische, typische „Mau ke mana?“ - „Wohin wollt ihr?“ zieht wie eine Klangwolke mit uns mit. Ich antworte, erst stotternd, dann fließend und schließlich wie ein Tonband: „Mau ke Malukku, ke Ambon, ke Banda.“ Und zum ersten Mal wird mein Indonesisch verstanden. Zum Glück, denn sonst hätte ich beim Einchecken und Vorlage des unleserlichen Tickets nach Ambon keinen boarding pass bekommen.

Wir haben zwei Stunden Aufenthalt und stürzen uns ins Gewühl. In einer winzigen Ecke, abgeschildert durch eine Reihe roter Plastikstühle und Bistrotischen stapeln sich Pop-Mie Becher und Coladosen auf einer Theke. Das kennen wir, dort setzen wir uns zu den einheimischen, Nudelsuppe schlürfenden Gästen. Nachdem wir unser Frühstücksmenü wiederholt haben, gehe ich zu der Anrichte und frage mich mit „Apa itu?“ – das heißt „Was dies?“ durchs Angebot. Leider verstehe ich die Antworten nicht. Ich konzentriere mich daher auf einen Teller mit ganzen Eiern. Ob die gekocht seien, will ich wissen. Achselzucken und ein mir unbekanntes Wort. Die Verkäuferin wiederholt geduldig, auch andere mischen sich ein. Einer deutet auf den Salzstreuer.

Bevor ich Salz auf dieses Ei gebe möchte ich sicher sein, ob es nicht roh ist. Andere Länder andere Sitten. Wer weiß, was einen da erwartet. Ich schüttle das Ei und alle lachen. Salz, sagen sie und deuten vehement auf die Eier. Salz.

Ich probier es anders und frage in die Menge der Zuschauer: Gut? Und reibe meine Hand über meinen Bauch.

Sehr gut! Natürlich.

Ich reiche das Ei an Markus weiter und alle Augenpaare beobachten gespannt, wie er die Schale aufklopft und es langsam schält. Eine braune, zähe Schicht kommt zum Vorschein. Frische sieht anders aus. Markus schnüffelt am Ei. Es rieche nicht schlecht, meint er und drückt vorsichtig Dellen in das Ei. Das amüsiert die Menge. Einige fordern Markus mit deutlichen Kinnbewegungen auf, hineinzubeißen. Er zögert absichtlich, tut als ob er sich fürchte und die Indonesier kreischen vor Vergnügen. Schließlich beißt er zu. Stille Erwartung und fragende Blicke. Markus kaut und kaut und sagt dann zu mir: „Gut.“ Ich übersetze. Ein paar atmen erleichtert auf. Markus schluckt den letzten Bissen und erklärt, dass das Ei sehr salzig gewesen sei. Vor allem die Haut. Die Indonesier warten auf mein Dolmetscherei. Salzig, sage ich.

Salzig, wiederholen sie und heben erneut den Salzstreuer in die Höhe, deuten auf den Inhalt und auf die Eier. Ja, salzig! Endlich klappt die Verständigung.

Ein Mann lässt sich an unserem Tisch nieder und fragt, ob ich auch Englisch könne. Witzbold. Während er eine Nudelsuppe gabelt – Löffel bekommt man dazu nicht serviert – erkundigt er sich nach unserer Herkunft. Die Frau ihm gegenüber unterbricht ihn scharf und deutet mit dem Kinn auf mich. Er fertigt sie mit wenigen Wörtern, die ich nicht verstehe, ab und wendet sich wieder uns zu. Ich spüre, wie mich die Frau von der Seite her anstarrt. Sie ist in ein bodenlanges schwarzes Gewand gehüllt und trägt ein weites Kopftuch, das sie während des Sprechens wie einen Vorhang über den Mund zieht. Der Mann ist sehr freundlich, aber die ständigen Einwürfe der Frau neben mir machen mich nervös. Ich kontrolliere meine Kleidung, verdecke mit meinem Seidenschal meinen Busen und wundere mich, was die Frau an mir so stören kann. Schließlich werden selbst dem Mann die ständigen Zwischenrufe zu bunt und er fragt mich barsch nach unserem nächsten Reiseziel.

„Ambon“, antworte ich.

„Ambon“, sagt er zur Frau.

Im selben Moment spüre ich ihre Hand auf meiner Schulter und zucke erschrocken zusammen. Ich wende mich zu ihr um und schaue in ein glückliches Gesicht.

„Ambon“, flüstert sie und streichelt meinen Arm, „Ambon“.

Ich bin so überrascht, dass ich mich hilfeschend an den Mann wende. Die Frau käme aus Ambon, aber ihr Dialekt sei schwierig zu verstehen. Mit einem Blick auf seine Uhr und dem Hinweis auf seinen Abflug verabschiedet er sich höflich.

„Ambon“, wiederholt die Frau neben mir und deutet mit der freien Hand auf ihre Brust.

Ich komme mir vor wie Tarzan und Jane. Sie tätschelt mir liebevoll den Nacken, nickt Markus schüchtern zu und taucht dann ebenfalls in den Strom der Passagiere ein, die an der Imbissstube vorbeiziehen.

Wir suchen die Abfertigungshalle auf und mustern interessiert das exotische Warenangebot. Markus winkt mich aufgeregt zu einem Bücherstand. Ein deutscher Titel in stilisierten Lettern springt uns ins Auge: Mein Kampf. Adolf Hitler. Nationalsozialische (!) Deutsche Arbeiterpartei. „Sozialisch“ klingt ein wenig nach „bestialisch“. Vielleicht ist es gar kein Schreibfehler. Der Rest ist in Indonesisch.

Aber nicht nur Hitler prangt auf diversen Umschlägen, auch Mao Tse-tung, Suharto, Stalin und Fidel Castro. Am besten gefällt uns ein Cover, auf dem die Köpfe von George W. Bush, Osama bin Laden, Mahmud Ahmadi-Nejad und Saddam Hussein nebeneinander abgebildet sind. Ob das Buch vielleicht die gefährlichsten Männer der Gegenwart beschreibt?

In der Abflughalle kämpfen wir auf unbequemen Metallbänken gegen die Müdigkeit. Es ist heiß und stickig. Mit halbgeschlossenen Augen beobachte ich eine Gruppe Jugendlicher, die offensichtlich nach etwas Bestimmten Ausschau halten. Als sie uns entdecken setzen sie sich zielstrebig in Bewegung. Sofort bin ich hellwach, das Adrenalin schießt mir durch die Adern. Ihr Anführer holt etwas Rotes aus seiner Tasche, verbirgt es in seiner Hand und wirft es mir im Vorbeigehen rasch in den Schoß. Der ihm Nachfolgende richtet ein paar Worte an mich, die ich vor lauter Aufregung nicht verstehe, dann ist der Spuk vorbei, die Gruppe wieder aus der Halle raus.

Zwei Abziehbilder habe ich erhalten. REISEWARNUNG prangt in großen Buchstaben über einer Landkarte Indonesiens. Darunter steht: Gefährlich schön.

Ich verstehe erst, als ich auf der Rückseite folgende Erläuterung lese:

*Viele Staaten haben eine Warnung ausgesprochen und raten von Reisen nach Indonesien ab. Es liegt nun an Ihnen, zu bekennen, dass Indonesien viel zu schön ist um übergegangen zu werden. Bitte bringen Sie diesen Aufkleber deutlich sichtbar auf Ihrem Gepäck an. Aktion für die Nation.*

Leider klebt das Ding nicht auf unserem Rucksack. Von der Schönheit des Landes haben wir noch nicht viel gesehen, aber allein für die Herzlichkeit der Menschen hätte ich den Sticker befestigen wollen.

Jetzt verstaue ich ihn sicher für daheim. Denn dort hörten wir die meisten negativen Kommentare. Nach Indonesien wollt ihr? In ein muslimisches Land? Seid ihr noch bei Trost? Denkt an den Aufruhr wegen der Mohammed-Karikaturen! Die machen keinen Unterschied zwischen Österreichern und Dänen, für die seid ihr allesamt Feindbilder.

## MOLUKKEN

Ambon begrüßt uns mit grellem Sonnenschein, der unsere übermüdeten Augen schmerzt. Wieder ein neuer Flughafen, wieder sollten wir uns um die Weiterreise kümmern. Mein Hirn streikt. Anstelle ganzer Sätze bringe ich am Schalter nur „Banda. Mau ke Banda“ hervor. Achselzucken. Entweder kennt man die Bandainseln nicht, oder es gibt keinen Flug, oder man ist nicht zuständig, oder alles zusammen. Markus, der inzwischen das Gepäck geholt hat, löst mich ab. Da er kein Indonesisch spricht, klappt die Verständigung auf Anhieb. Man führt uns in ein Büro und dort erhalten wir englische Antworten auf unsere Fragen. Das macht die Nachrichten zwar nicht positiver, aber verständlich: Der Flug für Montag wurde gestrichen.

„Cancelled or delayed?“

Nein, das Gegenteil davon, erklärt man uns umständlich, bis wir endlich begreifen, dass der Flug auf heute vorverlegt wurde.

„Das ist doch wunderbar!“

„Nein, denn die Maschine ist vor zwei Stunden gestartet.“

„Wann geht die nächste?“

„In einer Woche. Vielleicht.“

Da nützt uns auch der Zettel mit dem Namen des Flughafenchefs nichts. Ich ziehe diesen Trumpf erst gar nicht aus der Tasche.

Wir müssen also hinein in diese Stadt, von der der Reiseführer sagt, dass sie nur ein heißer, staubiger Ort sei, in dem man gezwungenermaßen die Weiterreise abwartet.

Eine Stunde später klettern wir völlig erschöpft aus dem Taxi und steuern die Rezeption des teuersten Hotels in Ambon an. Etwas irritiert die Dame an unserem Äußeren, sie sagt barsch, alles sei ausgebucht. Ich kann meine Enttäuschung nicht verbergen und frage in bittendem Ton mit rudimentärem Indonesisch nach, ob denn nicht vielleicht ...

Da ist plötzlich ein Zimmer frei. Deluxe allerdings, sagt sie und blickt uns wieder mit leichtem Missfallen an. Dann zeigt sie auf die Preistabelle. Ich muss mich erst an die Beträge gewöhnen und rechne die Rupien in Dollar und Euro um. Die Dame deutet meinen angestrengten Gesichtsausdruck falsch, holt einen Taschenrechner hervor und tippt einen Sonderpreis ein. Inzwischen habe ich das Preisrätsel gelöst und wir wären sogar mit der ursprünglichen Summe von 15 € pro Person einverstanden gewesen. Den Rabatt nehmen wir trotzdem gerne.

Ein Angestellter holt die Rucksäcke aus dem Taxi und schleppt sie aufs Zimmer. Zimmer! Endlich ein Raum, der diese Bezeichnung verdient: Teppichboden, Klimaanlage, frische Handtücher, Seife, heiße Dusche, weiches Bett, saubere Laken und ein Begrüßungsdrink. Nachdem wir alles in Anspruch genommen haben, liegen wir auf dem Bett. Regungslos.

Markus sagt: „Hunger.“

Ich kontere mit: „Durst.“

„Pelni Office. Nach Schiffsverbindung erkundigen.“

„Müde.“

„Bank. Geld holen.“

„Schlafen.“

„Aufstehen.“

Irgendwann ringen wir uns zu einer vernünftigen Reihenfolge durch und der Fernsehsprecher meldet: Kosovo deklamiert Unabhängigkeit.

Nach dem wir uns den Bauch im Restaurant vollgestopft haben, stemmen wir uns gegen die verdunkelte Glastüre der Lobby und versuchen das Hotel zu verlassen. Die Hitze versetzt uns einen atemraubenden Schlag auf die Brust und der Lärm vorbeirasender Mopeds schallt wie eine Ohrfeige. Schnell schlüpfen wir ins klimatisierte, geschützte Innere zurück. Morgen ist auch noch ein Tag. Wir legen uns ins Bett und schlafen vierzehn Stunden durch.

### **5. Tag, Montag, 18. Februar 2008**

Aufwachen ohne Wecker und zum Frühstück keine Nudelsuppe aus Pappbecher; Tee statt Cola. Urlaubsgefühle dämmern herauf. Aber mit Urlaub allein können wir nicht viel anfangen. Also raus aus dem Hotel und hinein in die Hauptstadt der Zentralmolukken. Von der Einwohnerzahl her ist der Begriff Stadt sicher gerechtfertigt, aber von der Infrastruktur her kaum. Auf 400.000 Menschen kommen ebenso viele heimtückische Löcher im Bankett, die dem Gestank nach in direkter Verbindung zum Kanalsystem stehen, sechs nennenswerte Hotels und vier Banken. Nur eine davon akzeptiert unsere Maestro-Karten und wir können je eineinviertel Millionen Rupien abheben. Wenn wir jeden Tag hierher pilgern, bekommen wir irgendwann einmal genügend Barschaft für die Weiterreise zu den Bandainseln zusammen, wo es überhaupt keine Bank mehr gibt.

Apropos Bandainseln. Von den großen Fährschiffen der staatlichen Linie Pelni verkehren zwei oder drei auf Routen, die die Bandainseln mit Ambon verbinden. Derzeit liegt ein Schiff mit Motorschaden in Makassar, ein anderes ist noch 4000 Kilometer entfernt und die Ciremai, so der Name des dritten Schiffes, sollte in sechs Tagen Ambon anlaufen und dann Kurs auf Bandaneira nehmen. Von dort fährt sie weiter bis Papua, kehrt dann rund eine Woche später wieder nach Ambon zurück und hält anschließend nochmals in Bandaneira. Wir können daher wählen. Sollen wir ein Ticket für den kommenden Samstag oder für den übernächsten Samstag buchen? Heute ist Montag. In Ambon wollen wir nicht so lange bleiben. Wenn wir jedoch innerhalb der Zentralmolukken herumreisen wollen, brauchen wir mehr als 5 Tage. Der Mann vom Pelnioffice hat zudem gesagt, dass es keinen fixen Fahrplan gibt. Die Angaben beruhen auf Schätzungen. Wenn das Schiff da sei, sei es da. Dann werde ab- und eingeladen und sobald der Vorgang beendet sei, lege das Schiff wieder ab. Die Abfahrt könne daher zwischen Freitagabend und Sonntagnachmittag liegen.

Wir buchen die Tickets in einem Reisebüro für den 1. März, also den übernächsten Samstag, und bezahlen sie sogleich über Kreditkarte. Mitnehmen können wir die Fahrscheine jedoch nicht, erst in ein paar Stunden wären sie abholbereit.

In leichtem Nieselregen kehren wir ins Hotel zurück und befragen unseren Lonely Planet Reiseführer, was wir in den kommenden zehn bis zwölf Tagen unternehmen sollten. Die fünf Seiten sind schnell durchgelesen. Am liebsten würden wir zur winzigen Insel Nusa Laut übersetzen. Fürs Schnorcheln müsste man dort zwar bezahlen, aber es gäbe eine brandneue

Unterkunft. In allen übrigen Orten der Lease Inseln nennt der Reiseführer nur primitive Bungalows oder Strandhütten mit feuchten Matratzen.

Im kräftigen Regen eilen wir in ein anderes Reisebüro. Dort will man uns eine Regenwald-Safari auf der Insel Seram mit anschließendem Strandurlaub aufschwätzen. Obwohl es gut klingt hat die Sache doch mehrere Haken. Eine neunstündige Busfahrt auf unbefestigten Wegen stünde uns bevor und am Strand erwarteten uns hinaufgelagerte Bambushütten. Bekochen würden uns Einheimische mit dem, was sie gerade aus dem Meer geholt hätten.

Markus fasst das Angebot zusammen: Nichts zum Wohnen, nichts zum Fressen, dafür zwei Tage Bus fahren und Malaria. Denn Seram ist berüchtigt für diese Tropenkrankheit.

Wir fragen nach Nusa Laut und der brandneuen Unterkunft.

Der Eigentümer habe aufgegeben. Seit den Unruhen seien keine Touristen mehr gekommen. Jetzt gebe es nichts mehr auf der Insel. Höchstens eine Kammer beim Pfarrer oder beim Bürgermeister. Das größte Problem liege aber im Transport, da Boote nur selten die 60 Kilometer entfernte Insel ansteuerten. Und bei hohem Wellengang mitunter tagelang überhaupt nicht gefahren werden könne.

Wir sprechen andere, angeblich sehenswerte Orte an. Überall dasselbe Dilemma. Weil die Touristen ausgeblieben sind, ist die eben erst entstandene Infrastruktur völlig zusammengebrochen.

In strömendem Regen verlassen wir das Reisebüro. Mit einem Satz wollen wir den Wasserfall der Dachtraufe durchqueren und wundern uns, dass die Tropfen auch auf dem Gehsteig so heftig auf uns nieder prasseln. Ein tropischer Regenguss ist nicht mit unserem Regen daheim zu vergleichen.

Markus flüchtet in ein Geschäft und kauft sich einen grauen Schirm mit weißen Punkten. Einen Knirps, damit er ihn in der Rucksackaußentasche mitnehmen kann. Ich bin ohnehin schon nass. Das Wetter passt zu meiner Stimmung.

Was sollen wir nun tun?

Etwas zur Abwechslung. Ab ins Internetcafe und die Homepage der Flugschule laden. Die Webcam wird uns ein Bild des winterlichen Walgaus zeigen und wir werden wieder froh sein, hier in den Tropen zu weilen. Die Webcam funktioniert nicht.

Irgendwie ist es nicht unser Tag.

In der Hotellobby kühlt die Klimaanlage so stark, dass ich mir ein Kanne Tee genehmigen kann. Wir sinken in die weichen Polstermöbel und denken nach. Wenn wir Ambon nicht verlassen, müssten wir hier vier Tage auf das Schiff warten. Die Alternative dazu ist, irgendwo hin zu fahren, über eine Woche in grindigen Unterkünften zu überstehen und dann zwei Tage in Ambon warten.

Donner grollt und die Autos pflügen langsam durch die überschwemmten Straßen. Die Wellen schwappen bis auf den Parkplatz vor der Lobby herein.

„Stell dir vor, bei so einem Wetter in einem Bambusbungalow zu hocken.“

Wir sinken tiefer in die Polster hinein. Der Tee steht auf dem Tischchen in Kinnhöhe vor mir.

Die Entscheidung ist längst gefallen, wir müssen sie uns nur noch eingestehen.

Plötzlich erinnere ich mich, dass wir die Schiffstickets auf 1. März - also erst übernächsten Samstag bestellt haben! Der Gedanke ist heißer als der Tee, an dem ich mich vor Schreck verbrenne.

Eine Viertel Stunde später erreichen wir atemlos das Reisebüro, in dem wir die Tickets bezahlt haben. Die Dame hat die Ruhe weg. Ich erkläre ihr, dass wir die Tickets sofort ändern müssten. Sie gähnt und schüttelt abwehrend den Kopf. Geht nicht. Ein Kurier ist zu Fuß unterwegs zum Schifffahrtsgebäude von Pelni um die Tickets zu holen. Er ist nicht erreichbar. Zudem müsse er auch andere Besorgungen machen, wir können ihm daher nicht nachlaufen. Resigniert lasse ich mich auf einen Stuhl fallen.

Nun keimt doch etwas Mitgefühl beim Personal auf. Jemand ruft bei Pelni an. Ja, die Tickets wurden bereits abgeholt.

Vielleicht kann man sie umbuchen, vorverlegen, auf diesen Samstag?

Die Dame blickt mich irritiert an. Noch früher ginge nicht, erklärt sie energisch. Wir hätten ja für den 23. Februar gebucht. Sie verstehe unser Problem nicht.

„Ist es ganz sicher, dass auf dem Ticket der 23. steht?“, vergewissere ich mich skeptisch.

Jetzt wird sie böse. Sie reißt den Tischkalender herum, damit ich ihn ablesen kann und ringelt den kommenden Samstag dick mit Kuli ein. „Twentythird! OK?“

Ich könnte sie umarmen.

Sie bemerkt meinen Stimmungswandel nicht, sondern greift zum Telefon und herrscht mich an: „Wonna change, what date?“

„Nein nichts ändern! Alles ok!“ Ich strahle sie an, bedanke mich und sage, dass wir später nochmals kämen um die Tickets abzuholen.

Fassungslos knallt sie den Hörer auf. Dann sagt sie mit beherrschter Stimme, der Kurier werde uns die Tickets ins Hotel bringen.

Sie will uns offenbar nicht mehr sehen.

Die Sonne scheint wieder und hebt das Wasser von der Straße in die Luft, die schwer von Feuchtigkeit wie eine klebrige, zähe Masse zwischen den Häusern steht. Wir kämpfen uns zum Hotel zurück, kühlen uns unter der Aircondition ab und bestellen einen weiteren Tee. Holländer, die gar nicht wie Touristen aussehen, beraten sich am Nachbartisch mit einem Einheimischen. Sie sind Geschäftsleute, irgendwas mit Immobilien. Während der Indonesier in sein Mobiltelefon schreit, wenden sich die Holländer uns zu und fragen, was wir denn in Ambon zu tun hätten.

Eben nichts. Wir erklären kurz unsere Lage. Sie geben uns dieselben Infos wie das Reisebüro. Seit den Unruhen sehe es schlecht aus. Die Hotels verlassen, der aufkommende Tourismus abgestorben. Ein Teufelskreis. Die Einheimischen wollen erst wieder investieren, wenn die Nachfrage da sei und die Touristen kämen erst, wenn das Angebot stünde. Sie seien selbst in dieser Sache unterwegs. Möchten ein Luxushotel errichten, aber ohne Kontakte zu Einheimischen ginge gar nichts. Wir sollten uns ebenfalls einen Guide mieten.

An der Rezeption schellt das Telefon. Man ruft mich.

Mich? Das muss ein Missverständnis sein. Wer sollte mich hier in Ambon anrufen?

„Augustinus.“ So stellt sich der Mann am anderen Ende der Leitung vor. Er habe erfahren, dass sich Österreicher in diesem Hotel aufhalten und deshalb rufe er jetzt an. Er kenne Wien. Wien? Er war bereits in Österreich?

Nein, er selbst sei nicht dort gewesen, er wisse nur, dass Wien die Hauptstadt von Österreich sei. Deshalb wolle er uns treffen.

Ich versteh' den Zusammenhang nicht.

Augustinus, dem allmählich der Wortschatz für nichtssagenden Small Talk ausgeht, wird endlich konkret. Wir bräuchten sicherlich einen Führer. Er wäre der richtige, er könne sich wärmstens empfehlen.

Ich lehne ab und lege auf.

Markus wundert sich, mit wem ich so lange telefoniert habe.

„Mit Augustinus.“

„Aha.“

### **6. Tag, Dienstag, 19. Februar 2008**

Nach dem Frühstück checken wir aus. Wir haben uns entschlossen zur rund 20 Kilometer entfernten Südküste zu fahren. Lonely Planet verspricht dort ganz passable Unterkünfte und wir könnten Stadt gegen Strand eintauschen.

Es gibt ein Problem bei der Bezahlung der Zimmerrechnung. Das Kartenlesegerät ist kaputt, das VISA-Schildchen steht aus reiner Gewohnheit hier und hat seine Gültigkeit längst verloren. Wir suchen daher die Bank auf, holen 2,5 Millionen Rupien und geben 800.000 gleich wieder an der Rezeption ab. Auf diese Art können wir unsere Barschaft nie wirklich aufstocken.

Gerade als wir unsere Rucksäcke schultern, tauchen die Holländer auf und wollen unser Reiseziel erfahren.

„Namalatu! Das ist ja entsetzlich!“

Wir bleiben stehen.

„Erst gestern waren wir dort. Nicht einmal etwas zu essen bekommt man in Namalatu. Da ist alles zu.“

Wir stellen die Rucksäcke ab.

„Wie ausgestorben!“

Jetzt reicht's. Ich krame den Lonely Planet hervor und zitiere daraus: Pantai Santai Beach Hotel bietet acht großzügige Zimmer mit Meerblick und „komischen Toiletten“ – was auch immer das sind.

Die Holländer behaupten, genau an jenem Santai Beach gewesen zu sein.

Wir bitten die Rezeption, die im Reiseführer angegebene Telefonnummer des Hotels zu wählen. Es nimmt niemand ab.

„Seht ihr“, triumphieren die Holländer, „der Reiseführer stammt aus der Zeit vor den Unruhen.“

Wir sinken resigniert in die Tiefen der Polstermöbel hinab. Sollen wir erneut unser Zimmer beziehen?

Die Holländer muntern uns auf: „Lasst das Gepäck da, nehmt ein Taxi, fährt an den Strand und kommt abends zurück. Für ein großzügiges Trinkgeld wartet der Fahrer untertags auf euch. Hier habt ihr ein gutes Hotel und es kostet eh alles nichts.“

So billig ist es nun auch wieder nicht, werfe ich ein.

Im Vergleich zu Holland oder zu Österreich schon, argumentieren die Geschäftsleute. Wir entscheiden uns für eine Mischung. Das Gepäck kommt mit, da wir die Hoffnung, eine Unterkunft am Meer zu finden, nicht ganz aufgeben.

## NAMALATU

Die Küstenstraße hinter Ambon ist schmal und schlängelt sich durch Gärten und kleine Häusergruppen der Wasserlinie entlang. Strand gibt es keinen, die Nordseite der Insel bricht felsig ins dunkelblaue Meer ab. Nach rund fünfzehn Kilometern zweigen wir ins Landesinnere ab und kriechen hinter den langsamen Taxibussen viele Serpentinaugen zum Rückgrat der Insel empor. Durch ungehindert wuchernden Blätterwald aus Palmen und Bananenstauden zieht dahinter die Straße zur Südküste hinab. Das Taxi biegt in einen schmalen Seitenweg ein und der Fahrer deutet auf ein verbeultes Schild, das über einem Torbogen hängt: Santai Beach Hotel.

Wir steigen aus und gehen über einen unkrautverwachsenen Parkplatz zu einem Gebäude, das ein Hotel sein könnte. Es ist eine Baustelle. Aber freie Zimmer hätten sie, versichert man uns. Dann werden wir zu renovierungsbedürftigen Bungalows geführt, die derzeit leider ohne Strom sind. Wegen der Bauarbeiten. Restaurant gibt es auch keines. Wegen der Bauarbeiten. Und Wasser?

Verlegen deutet der Vermieter zum Meer.

Wir kehren zum Taxi zurück. Der Fahrer hat sich inzwischen schlau gemacht und führt uns zielstrebig ein paar Hundert Meter weiter in einen gepflegten Garten. Die Anlage ist wunderschön. Große Laubbäume wechseln mit Palmen, in ihrem Schatten gedeihen Ziersträucher und Blumen, Kieswege verhindern, dass der golfplatzähnliche Rasen zertrampelt wird. In der Mitte steht ein pavillonartiges Holzgebäude, ein luftiges Restaurant. Leider ist niemand hier. Nur ein Gärtner, der mit einer Schere die Grashalme einzeln klopft. Der Taxifahrer erklärt ihm, dass er neue Gäste bringe. Jetzt erst nimmt uns der Mann wahr. Eilig lässt er die Schere in seiner tiefen Hosentasche verschwinden und zieht einen Schlüsselbund hervor.

Wir folgen ihm zu den Bungalows am Rande des Gartens. Dezent hinter Ziersträuchern verborgen, erwarten sie uns mit einer überdachten Veranda. Der Gärtner sperrt auf und wir blicken überrascht auf ein perfekt gestyltes Interieur: Ein Bambushochbett mit hübschen Bettüberzügen und dazupassenden Handtüchern, Rattanmöbel, Klimaanlage und ein modernes Bad in westlicher Bauart.

„Das ist ja wunderbar!“, rufen wir aus und der Gärtner nickt stolz, als wäre es sein Eigentum.

Und was kostet die Nacht?

„Hundertvierzig.“

Das ist extrem günstig. Wir erklären uns den Preis damit, dass hier einfach nichts los ist. Zur Sicherheit frage ich nach. Hundertvierzigtausend Rupien?

Der Gärtner lacht und sperrt den Bungalow vor unserer Nase wieder ab. Hundertvierzig Dollar. Pro Nacht. Mit Vollpension.

Das ist ungefähr das Zehnfache von unserer ursprünglichen Annahme! Für indonesische Verhältnisse ein unerschwinglicher Luxus. Soviel können und wollen wir uns nicht leisten. Ganz abgesehen davon, dass wir mangels Kreditkartenakzeptanz gar nicht so viel Barschaft aufbringen könnten.

Wir sollen mit seinem Boss reden, schlägt der Gärtner vor, der wahrscheinlich in einem Monat nicht einmal den Betrag verdient, den wir für eine Nacht berappen müssten.

Sein Chef heißt Jon. Ein junger Holländer, der einen Tauchclub betreibt und das Ressorat leitet. Besitzer sind Amerikaner. Jon zeigt ebenfalls Verständnis, sagt jedoch, dass die Preise gerechtfertigt seien. Seine Klienten buchten von Japan, Europa, Australien oder den USA aus. Die wüssten nichts vom indonesischen Preisniveau und fänden es hier sogar günstig. Und das Essen sei ausgezeichnet.

Wir bringen alle Argumente vor, die uns einfallen. Dass wir Vegetarier sind und nur Gemüse billiger komme, dass die Bungalows doch sonst nur leer stünden, dass wir –

Da bietet uns Jon ein Zimmer direkt im Tauchshop an, zu 30 Dollar pro Person. Allerdings müssten wir das Bad mit ihm teilen. 60 Dollar pro Tag könnten wir uns schon eher leisten als 140. Aber das Zimmer ist nicht schön und ein gemeinsames Bad ist auch nicht erstrebenswert.

Plötzlich kommt Jon die Einsicht, dass es für ihn ebenfalls angenehmer wäre, uns nicht als Nachbarn zu haben und er gibt uns den Bungalow am Meer zu 60 Dollar pro Tag. Inklusiv drei vegetarische Mahlzeiten zu je drei Gängen. Kleine Snacks oder Tee zwischendurch seien ebenfalls im Preis inbegriffen.

Wir willigen ein und versprechen ihm, niemand den Preis zu verraten. Denn von dem Paar aus Singapur, das im Nachbarbungalow wohnt, verlangt Jon das Doppelte.

Der Taxifahrer freut sich über das Trinkgeld, wir freuen uns auf die neue Bleibe und der Gärtner freut sich über unsere Freude.

Endlich rentiert sich das Auspacken. Bislang haben wir immer nur an der obersten Schicht unserer Rucksäcke gekramt. Jetzt befördern wir das ganze Innenleben zutage und innerhalb kürzester Zeit haben wir den schicken Bungalow in eine chaotische Räuberhöhle verwandelt. Ich verziehe mich mit der Dreckwäsche unter die Dusche, während Markus unser übliches Umspannwerk montiert. Lange überlegt er, wo er die mitgebrachten Nägel unauffällig in die Wand klopfen kann, um die Gleitschirmleinen zu spannen. Wir brauchen viele Leinen: Leinen fürs Moskitonetz, Leinen für die Handtücher, Leinen für die Kleidung und Leinen für Lebensmittel, die dort fürs Ungeziefer unerreichbar hängen.

Während ich die Wäsche einschäume und schwemme, warte ich auf das unvermeidliche Hämmern. Nichts. Nur einmal ein kurzes Fluchen.

Markus hat sein Werk völlig geräuschlos vollbracht. Stolz zupft er an den kreuz und quer gespannten Bündeln und deutet auf die hölzernen Zierleisten, die unterhalb der Decke ringsum laufen. Schrauben habe er diesmal verwendet anstelle von Nägeln. Weil die weniger Lärm machen würden. Wir müssten nur aufpassen, dass wir die Leinen nicht zu sehr belasten, sonst könnten die Zierleisten herunterfallen. Eine habe sich bereits gelöst. Das ist also der Grund fürs Fluchen gewesen. In Nepal sind uns einmal Vorhangstangen samt



Morgendliche Blütenpracht am Strand

## Namalatu

Nachmittags gehen Samenkugeln auf Reisen





„musical rikshaw“ – wir rätselten lange, was das Reisehandbuch meinen könnte, bis wir davor standen. Batterie, CD-Player und Verstärker wurden zwecks Hausgebrauch soeben abmontiert. Das schwarze Ungetüm ist „nur“ der Lautsprecher.

## Namalatu

Keine guten Schnorchelbedingungen...



Karniesen aus einer gemauerten Wand herausgebrochen. Das war im ersten Moment zwar lustig, aber in der Folge doch etwas peinlich, weil wir nicht wussten, wohin mit dem Putz und Mörtel und diesen schließlich unter den Teppich kehrten.

Markus spannt noch Bündel für die nasse Wäsche auf der Veranda und ich kann meine Minikluppen ausprobieren. Was für Markus seine Reiseschrauben, sind für mich die Reisewäscheklammern.

Eine Indonesierin kommt zu uns und meldet, dass das Mittagessen fertig sei. Demonstrativ hantiere ich mit den Kluppen, lasse sie über dem Stoff der T-Shirts zuschnappen und zupfe dann die Leibchen in Form, um zu zeigen, wie gut die Miniklammern halten. Interessiert beobachtet mich die Frau und stellt dann zufrieden fest, dass ich ihre Wäscheklammern benutze. Das sei schon in Ordnung.

Wieso ihre?

Die Frau deutet auf ein Klappgestell mit Leinen vor dem Restaurant. Auf dem Weg zum Essen werfe ich einen Blick darauf. Da hängen tatsächlich ganz ähnliche Kluppen. Habe ich zuhause vielleicht „made in Indonesia“ gekauft?

Das Mittagessen ist außerordentlich gut und so liebevoll angerichtet, dass ich den Fotoapparat hole und zur Freude der Köchin ihr Werk dokumentiere. Für meine Mutter, erkläre ich den Frauen, für meine Mutter würde ich die Fotos machen, weil die sich nicht vorstellen könne, wie man als Vegetarier ohne eigene Kochgelegenheit im Ausland überlebe. Die Bilder liefern den Beweis dafür, dass es in Indonesien mitunter einfacher ist als in heimatischen Restaurants, wo Schnitzel, Gordon Bleu und Berner Würstel die Speisekarte beherrschen.

Und für die Zweifler, die jetzt in Eis und Schnee zuhause sitzen, fotografiere ich das Strandidyll, das türkise Leuchten des Meeres zwischen den scherenschnittartigen Palmblättern, den schattigen Hain umrahmt von gelbrotem Buschwerk; den weichen Rasen zwischen den Kokospalmen, die sich weit hinauslehnen; bunte Kiesel, hin und herrollend in der sanften Dünung, begleitet von einem Klicken, schaumgedämpft in der Gischt.

Fischerboote, schmal und fragil, mit Auslegern aus Bambus, liegen am Ufer vertäut. Eines ist rosa lackiert, ein anderes so blau wie der Himmel. Ich wandere der Küstenlinie entlang. Das Meer nagt ständig am Land, gräbt sich kleine Schluchten in abgestorbene Korallenbänke, die auf den ersten Blick wie die Felsen aussehen, auf denen Palmen wachsen und die Fischerhütten stehen. Aber sie sind bloß Kalkskelette, ein Beinhaus des Meeres, zusammengepresst, versteinert und emporgehoben. Die Wellen schaben und schlürfen, gurgeln und glucksen in den ausgewaschenen Löchern, Höhlen und Trichtern. Das zermahlene Material häuft sich zu kleinen Dünen und wandert vom Wind getrieben ins Landesinnere, versteckt sich hinter Baumstrünken und Büschen oder sammelt sich in Mulden. Sandstrand finde ich in einer geschützten Bucht, in der fünf grüne Kugeln liegen. Als hätte ein Riese sein Bocciaspiel unterbrochen. Kunst in der Landschaft?

Beim Näherkommen sehe ich Rollspuren im nassen Sand. Die Kugeln müssen schwer sein, sehr schwer sogar. Einige haben das Wasser bereits erreicht und werden sanft hin- und her

geschaukelt. Unweit vom Ufer schwimmt so ein Ding ins offene Meer hinaus, nur das obere Drittel ist sichtbar. Die Kugeln bestehen aus lauter sechseckigen, in der Mitte konisch zulaufenden Samen, wie ein Verbund regelmäßiger Keulen. Sie erreichen einen Durchmesser von über einem halben Meter und sind so schwer, dass ich sie nicht heben sondern nur rollen kann. Offensichtlich warten sie hier auf die Flut um abgeholt zu werden und an fernen Ufern neue Wurzeln zu schlagen. Eine unscheinbare Palme mit dunkelgrünen, lanzenartigen Blättern hat diese Kugeln hervorgebracht. Erst nach längerem Suchen entdeckte ich in den Zweigen, die über den Strand hinausragen, heranreifende Samen und verstehe den Zusammenhang.

Sofort möchte ich Markus aus der Hängematte holen, um ihm die Kugeln noch vor der ansteigenden Flut zu zeigen. Doch gerade als ich die Bucht verlassen will, springt ein nackter Mann aus seiner Fischerhütte hinter den Büschen hervor und geht mitten auf dem umgischerten Felsplateau in die Hocke. Sein Vorhaben ist eindeutig und ich trete automatisch aus Höflichkeit in Deckung. Während ich hinter einem Strauch warte, kommen Frauen ans Ufer. Sie wundern sich über mein Versteckspiel und ich erklär ihnen in meinem indonesischen Kauderwelsch, dass mir der Rückweg versperrt sei. Da sie mich nicht verstehen, schauen sie ums Eck und sehen den Mann, der sein Geschäft noch nicht erledigt hat. Da steckt sich eine Frau zwei Finger in den Mund und pfeift, wie es bei uns die Männer tun. Die zweite Frau lacht und schimpft gleichzeitig und fuchtelt dabei energisch mit den Händen, so als ob sie den Mann vom Felsen wischen wollte. Das Gezeter treibt den Nackten in die Büsche zurück und die Frauen verziehen angeekelt ihre Gesichter. Übertrieben entrüstet schütteln sie die Köpfe und halten sich die Nasen zu. Ich glaube ihnen nicht. In diesen armseligen Fischerhütten gibt es sicherlich keine Toiletten. Wozu auch? Das Meer ist so nah und die Flut eine verlässliche Spülung. Die Fische freut's vielleicht. Als Vegetarier und nicht Fischesser ist mir lieber, die Menschen scheißen ins Meer als ins Gemüsebeet. Aber schnorcheln wollten wir hier auch. Ob ich Markus davon berichten soll?

Vorsichtig schauend, wohin ich meine Sandalen setze, kehre ich zu unserem Bungalow zurück. Dort sticht mir eine doppelwandige Mauer, die alle Unterkünfte miteinander verbindet, ins Auge. Es könnte eine Art Kanal sein. Er endet direkt am Meer. Ich bitte Markus auf mein Geheiß hin das Klo zu spülen und beobachte das ausgetrocknete Gerinne. Nichts passiert. Demnach würden wir nur in fremder Kacke tauchen. Ob das ein Trost ist? Das Schnorcheln verschieben wir jedenfalls auf morgen.

### **7. Tag, Mittwoch, 20. Februar 2008**

In Zeiten vor den Unruhen galt dieser Abschnitt der Südküste Ambons als Partymeile. Eine Art indonesischer Ballermann – man kann es sich heutzutage nicht recht vorstellen. In der Nacht allerdings, da lebte ein Bruchteil der alten Szene wieder auf – mitsamt der Musik von damals. Riesige Boxen hämmerten irgendwo im Hinterland die Ohrwürmer von Abba bis Zappa durch unsere Bambuswände hindurch übers Meer hinaus. Bei der zehnten Wiederholung von „the lion sleeps tonight“ war ich richtig neidisch auf den Löwen. Irgendwann schlief ich dann ein und erwachte morgens um sechs „by the rivers of Babylon“. Mit Sonnenaufgang erreichten wir das Paradies in „Xanadu“, dann fiel der Strom aus. Ein Segen.

Beim Frühstück ist es totenstill, kein Lüftchen klappert mit den Palmwedeln, kein Hund bellt, das Meer hat sich weit zurückgezogen und liegt glatt auf den Felsrippen. Wir zwängen uns in die Neoprenanzüge, schlüpfen in die Neoprenschuhe und begeben uns mit den Flossen, Taucherbrille, Schnorchel, Ohrschutz und Badekappe zum Wasser. Die Indonesierinnen schauen uns amüsiert nach. Jedenfalls bilde ich mir das ein. Hightech wegen ein paar Fische im lauwarmen Salzwasser.

Während wir am Ufer stehen und zwischen den scharfen Klippen nach einem geeigneten Platz zum Eintauchen suchen, beginnt sich das Meer allmählich zu heben und zu senken. Erste Wellen rollen an unsere Füße und wirbeln Sandkörner auf, die die Sicht eintrüben. Markus liegt gleich darauf im Wasser und ist mit ein paar Flossenschlägen verschwunden. Wie in einem Nebel schwimme ich ihm nach, links und rechts den Felszacken ausweichend. Dann wird aus dem dunklen Fleck vor mir plötzlich ein bizarrer Korallenstock, der Sog einer Welle zieht mich direkt auf seine dornenartigen Auswüchse zu, ich halte die Luft an, rudere verzweifelt rückwärts, seh' mich schon blutend im Geweih dieses Lebewesens hängen, da hebt mich das Meer sanft in die Höhe und schwappt mich über das Hindernis hinweg. Danach ist die Sicht glasklar, als hätte jemand meine Taucherbrille ausgeputzt und ich schwebte über einem bunten Korallengarten. Markus hat auf mich gewartet und gemeinsam gleiten wir Dank der großen Flossen mühelos über das Riff dahin.

Es ist über zwei Jahre her, dass wir in tropischem Gewässer geschnorchelt haben, dennoch stellt sich sofort die Vertrautheit mit dieser Welt ein. Wir erkennen die Fische als träfen wir alte Bekannte. In unserer Erinnerung sind sie jedoch viel größer als hier. Spielt uns unser Gedächtnis einen Streich?

Nach eineinhalb Stunden sind wir trotz Neoprenanzug ausgelaugt und mir klappern die Zähne. Wir lassen uns durch den engen Durchlass der Klippen ans Ufer spülen und Dank der schützenden Gummischicht hole ich mir keine Abschürfungen, obwohl ich mehrmals an den Felsen streife.

Ich muss Markus bestätigen, dass es eine gute Idee, sogar eine ausgezeichnete Idee war, diese Ausrüstung zu kaufen und mitzuschleppen. Während er seinen Triumph auskostet, stürme ich als erste unter die heiße Dusche.

Als ich das Handtuch aufhängen will, merke ich, dass die Wäsche weg ist. Eigenartig. Aber noch bevor ich mich darüber wundern kann, kommt eine Indonesierin mit zwei Tassen Tee zu uns und fragt, um welche Zeit wir das Mittagessen wünschten. Im Weggehen deutet sie auf ihren Wäscheständer, dessen Metallgestänge in der Sonne funkelt. Sie sagt, im Schatten wäre unsere Wäsche nie getrocknet, deshalb habe sie sie umgehängt.

Nach dem exzellenten, dreigängigen Menü liegen wir faul auf einem Berg Kissen in den Liegestühlen und schauen aufs Meer hinaus. Die Tochter der Köchin kommt von der Schule, setzt sich neben uns und lernt Englisch. Sie lacht, als sie hört, wie ich indonesische Vokabeln büffle.

Magere Katzen streunen herum, jagen nach Geckos oder warten stoisch vor der geschlossenen Küchentür. Die Luft wird immer wärmer und legt sich wie Honig auf uns.

Jasminduft strömt aus dem Blätterdach, wenn der Wind durch die Kronen der Bäume streift. Ab und zu fallen weißgelbe Blüten herab, wie Propeller sich um die eigene Achse drehend. Wenn sie den Boden berühren, verschwinden die Einsiedlerkrebse für ein paar Minuten. Ich versuche mir ein Schneckenhaus zu merken, welches sich soeben noch bewegt hat, doch meine Augen ermüden. Das Blau des Meers, das wie gefärbtes Glas leuchtet, ist zu intensiv. Man kann es nur durch die Wimpern scheinen lassen.

Ich muss wohl eingeschlafen sein, denn nun liege ich direkt in der Sonne und bin schweißnass. Der Schatten ist ein Stück weit nach Süden gewandert und hat meine weiße Haut ungeschützt zurück gelassen. Ich glühe vor Hitze und das Meer lockt. Zum Glück ist der Neoprenanzug noch feucht. In eine heiße Gummihaut hätte ich mich nicht zwingen mögen.

Markus, der im Bungalow gedöst hat, will nicht mehr ins Wasser. Er wird mich vom Strand aus mit dem Fernglas beobachten. Ich habe nämlich Angst, dass mich eine Strömung fortziehen könnte. Diese Gefahr dürfe nicht unterschätzt werden, hatte uns Jon gewarnt.

Ich schwimme das Riff entlang, bis die flachen Korallenbänke plötzlich senkrecht abfallen und sich im dunklen Blau auflösen. Ich schwebe unentschlossen über der Kante der Steilwand, ein unheimliches Gefühl kribbelt im Magen. Etwa fünf Meter vor mir schaukelt eine kleine Plattform aus Bambus mit einem Schilfdach, das einem Fischer zum Sonnenschutz dient. Mit zwei kräftigen Zügen erreiche ich die künstliche Insel und ziehe mich hoch. Markus winkt und ich schwenke zur Antwort beide Arme. Ich bleibe eine Weile sitzen und gleite dann wieder ins Wasser. Zu meinem Schrecken sehe ich nur bodenloses Blauschwarz unter mir. Das Bambusfloß ist abgetrieben! Ich fühle mich unendlich klein, während ich so schnell ich kann in Richtung Ufer schwimme. Endlich taucht etwas Massives aus der Tiefe auf: die Korallenwand. Ich fühle mich gerettet und raste ein wenig aus. Die Strömung trägt mich rückwärts wieder über den Abgrund hinaus. Sie ist nicht stark, aber ohne Flossen hätte ich wohl kaum eine Chance. Selbst mit diesen guten Flossen kommen mir die paar Hundert Meter zurück zu unserem Strand unendlich weit vor. Vor lauter Anstrengung beginne ich zu schwitzen. Ich überlege, ob ich nicht früher an Land gehen soll, aber die Klippen sind zu gefährlich. Als ich mich keuchend von Markus aus dem Wasser helfen lasse, bin ich ziemlich fertig. Die Bambusplattform schaukelt weit abgetrieben ins offene Meer hinaus.

„Die Flossen sind super“, muss ich Markus gestehen.

Die Sonne versinkt im Norden in einer Wolkenbank und der Wind dreht. Sein Charakter ändert sich. Er kommt nicht mehr sanft und wellenförmig übers Meer, sondern ist böig und klappert zornig mit den harten Blättern der Palmen. Beim Abendessen versucht er die Kerzen auszublasen und fährt unter die Karten unserer Patience. Dann setzt der Regen ein. Es prasselt tonnenweise Wasser nieder, als ob das Meer vom Himmel fiel. Schaumkronen bilden sich auf den Kieswegen, Kokosnüsse klatschen in den schlammigen Boden und vom Vordach des Restaurants gischtet ein Wasserfall herab. Ratlos blicken wir in Richtung unseres Bungalows, dessen Umrisse nur verschwommen erkennbar sind. Die Köchin rennt kreischend mit den Händen überm Kopf davon und kehrt kurz darauf mit einem Schirm wieder. Dankbar nehmen wir den Regenschutz an und waten zu unserem Bungalow. Dort holt Markus stolz seinen gepunkteten Knirps hervor und bringt der Köchin ihren Schirm zurück.

## **8. Tag, Donnerstag 21. Februar 2008**

In den frühen Morgenstunden lässt der Regen nach. Es kübelt nicht mehr wie in den Tropen, sondern es schüttet wie zuhause. Eine Trockenzeit haben wir uns anders vorgestellt. Markus' Investition in den gepunkteten Knirps war richtig. Und weil ich den hässlichen Knirps verspottet habe, werde ich auf dem Weg zum Frühstück angetropft. Erst lästern und bei nächster Gelegenheit davon profitieren, ginge nicht, meint Markus. Ich müsse eben selbst einen Schirm besorgen. Einen Dreck werde ich tun, denke ich mir, lieber lasse ich meinen Stolz nass regnen.

Das Meer schäumt und wirft sich in großen Wellen gegen das Ufer. Der nächtliche Wind hat es aufgebracht. Abgerissene Palmwedel und zerbrochene Äste werden vom Wasser zornig zurück an Land geschleudert. Die Fischerboote liegen gut vertäut im geschützten Viereck der Hafenummauer. Niemand wagt sich hinaus. An schnorcheln ist nicht zu denken.

Als der Regen aufhört begeben wir uns zu Fuß auf den Weg nach Pintu Kota, einem beliebten Ausflugsziel aus der Zeit vor den Unruhen. Laut Reiseführer erwarten uns ein Picknickareal und eine schöne Bucht, in der ein natürlicher Steinbogen im Meer steht.

Wir wandern auf einer asphaltierten, schmalen Straße, die links und rechts von grünen Wänden eingeschlossen ist. Blattwerk, Palmen, Hibiskushecken, alles wuchert ungehemmt, ein tropisches Gestrüpp übersät mit Blüten und Schmetterlingen. Die Vielfalt und die Farben faszinieren, aber die Üppigkeit hat auch einen Nachteil. Sie hält die Luft gefangen. Kein Windhauch vermag sich zu regen, die Meeresbrise ist unendlich weit weg. Das Grün schluckt sogar den Brandungslärm.

Als die Sonne sich einen Weg durch die Wolken bahnt, nimmt uns die Schwüle fast den Atem. Zuhause konnte ich mir nicht vorstellen, was eine Temperatur von 30° C in Kombination mit einer Luftfeuchtigkeit von über 90 % bedeutet. Jetzt weiß ich es. In nicht einmal fünf Minuten klebt jedes Kleidungsstück auf der Haut und wenn man versucht, soviel zu trinken, wie man Flüssigkeit verliert, kommt man sich vor wie ein Durchlauferhitzer.

Wahrscheinlich ist dies der Grund, warum hier niemand zu Fuß unterwegs ist. Alle Menschen, denen wir begegnen, genießen Fahrtwind. Auf Mopeds und Fahrrädern oder in offenen Bussen.

Wir überlegen uns ernsthaft, eine Fahrradrikshaw zu mieten. Im Lonely Planet steht, es gäbe unzählige davon. Die meisten seien „musikalisch“.

Markus zweifelt an meinen Übersetzungskünsten, bis wir vor so einer Rikshaw stehen. Die Sitze, der Antrieb, das Gestell sind äußerst spartanisch und dienen nur einem Zweck: Sie bilden den rollenden Rahmen für eine riesige Lautsprecherbox, einem schwarzen Kasten, der einen Meter sowohl in der Breite als auch in der Höhe misst und rund sechzig Zentimeter tief ist. An der Box baumeln die Anschlüsse für die Batterien, CD-Player und Verstärker. Dieses Zubehör wird gerade in dem Haus verwendet, vor dem die Rikshaw abgestellt ist. „No woman no cry“, plärrt Bob Marley und die Reggaeerhythmen sind noch im Asphalt der Straße spürbar. Entschlossen gehen wir zu Fuß weiter. Lieber schwitzen als einen Gehörschaden davontragen.

Die Straße verlässt das Dorf und durchschneidet einen lichten Palmengarten. Blau funkelt das Meer zwischen den gebogenen Stämmen und eine salzige Brise lindert die Schwüle ein

wenig. Wir begegnen einem Mann, der eindeutig kein Indonesier ist. Klein, untersetzt, mit krausen weißen Haaren an den Beinen, rosaroter Haut und blauen Augen. Trotzdem macht er nicht den Eindruck eines Touristen.

Als er uns nach unserer Herkunft fragte, glaubt er im ersten Moment Landsleute getroffen zu haben, bis wir ihm den kleinen Unterschied zwischen Austria und Australia erklären. Er lebt schon lange hier und ist bestens vertraut mit den Eigenheiten des Landes und des Klimas. Letzteres habe sich drastisch geändert, berichtet er besorgt. In den vergangenen zehn Jahren habe sich die Großwetterlage umgestellt. Gab es früher um diese Jahreszeit monatelang nur Sonnenschein und ein spiegelglattes Meer, so träfen jetzt ständig Ausläufer der stürmischen Tiefdruckgebiete von Australien her ein und wühlten das Meer auf. Dies habe nicht nur massive Erosionen der Uferbereiche zur Folge, sondern beraube die Fischer ihrer Existenzgrundlage. Mit den kleinen, fragilen Booten, mit denen sie seit Generationen zum Fischfang gefahren seien, könnten sie nicht auf die raue See hinaus. Es wäre viel zu gefährlich. In der Folge hungert die ganze Familie. Ihre traditionellen Fischerhütten stünden zudem viel zu nahe am Wasser, hohe Wellen habe es vor zwanzig Jahren eben nicht gegeben. Er selbst, sagte der Australier, habe schon einige Meter Land an das Meer verloren, obwohl er versuche, mit Steinen oder Betonklötzen das Ufer zu schützen. Sollte nun, wie von den Klimaexperten prophezeit, der Meeresspiegel ansteigen, dann wäre das der Untergang dieses Landstrichs.

Es erschüttert uns zu erfahren, wie unsere Technologien, Industrien und unser Wohlstand zuhause das Leben der Fischer hier ruiniert. Wir, die Verursacher, wir können uns daheim schützen vor Kälte, Hitze, Nässe oder Trockenheit. Aber diese Menschen hier, deren ökologischer Fußabdruck so klein ist wie ihr Schatten unter der äquatorialen Sonne, was sollen sie tun? Es gibt keine Arbeitslosenunterstützung oder staatliche Umschulungsprogramme, keine Sozialpläne oder Hilfsmaßnahmen. Sie hocken in ihren Hütten, schauen aufs Meer hinaus und hoffen, dass sich alles wieder normalisieren wird. Dass das Wetter nur noch dieses Jahr verrückt spielt. Während unsere Staatschefs auf Verschmutzungsrechte pochen und den CO<sub>2</sub>-Ausstoß mit dem Hinweis auf das notwendige Wirtschaftswachstum verteidigen. Sonst drohe die Wettbewerbsfähigkeit zu sinken und damit der Lebensstandard. Welch Zynismus!

Wir gehen schweigend nebeneinander.

Der Palmenhain endet abrupt an einem Lehmloch. Oder besser gesagt, an einer langen Reihe aufeinanderfolgender Gruben, die wie Lehmlöcher aussehen. Nach hundert Meter stellt sich heraus, dass es auch tatsächlich Lehmlöcher sind. In ihnen wird in mühevoller Hand- und Barfußarbeit der Boden mit Hilfe von Wasser aufgeweicht und durchgeknetet. Die Masse kommt dann in Holzformen, trocknet und wird später im Ofen zu Ziegeln gebrannt. Der Chef der Firma führt uns zwischen Holz- und Ziegelstapel zum Herzstück der Anlage, dem riesigen, gemauerten Ofen, in dem er Temperaturen von über tausend Grad erzeugen können will. Wir zeigen uns beeindruckt und schütteln seine tonverkrustete Hand zum Abschied, seine Arbeiter winken vom Ofendach herab.

Aus der gegenüberliegenden Ziegelei hat man unseren Besuch beobachtet und der Chef der Konkurrenz versucht uns auf der Straße abzufangen. Wir sollen auch seine Fabrik

besichtigen. Angesichts der nicht enden wollenden Reihe von Ziegeleien, die sich an der Straße auffädeln, wehren wir sein Angebot ab. Beleidigt reicht er uns an seinen Nachbarn weiter. Wir wimmeln alle ab und setzen unseren Weg wie mit Scheuklappen fort. Nur aus den Augenwinkeln sehen wir die winkenden Hände der lehmverschmierten Arbeiter. Dann taucht die Straße wieder in einen undurchdringlichen Wald ein. Es geht bergauf und ich leere meine Trinkflasche bis auf den letzten Tropfen. Pintu Kota wird uns hoffentlich nicht verdursten lassen!

Fast wären wir an der Abzweigung vorbeimarschiert. Wäre da nicht eine alte Frau gewesen, die aus einem winzigen Holzverschlag heraus mit einem Block Tickets gefuchelt hätte. Eintritt will sie kassieren. Eintritt wofür? Sie deutet auf ein kaum mehr lesbares Schild „Pintu Kota“. Wir zahlen den lächerlich kleinen Betrag mit einer Banknote und schenken ihr den Rest. Denn Münzen bekommen Touristen in der Regel ohnehin nie zu Gesicht.

Das verblasste Hinweisschild zeigt auf eine Lichtung. „Der Picknickplatz“, denken wir und stürmen durstig auf die Rasenfläche zu. Dem Müll nach zu urteilen, stimmt unsere Vermutung. Es ist der Picknickplatz, oder besser: es war der Picknickplatz. Plastik verrottet nicht so schnell. Die Becher und Teller, Nylonsäcke und Petflaschen können bereits jahrelang herumliegen und sehen immer noch aus, als hätte die Party erst gestern stattgefunden. Am Waldrand stehen zwei Gebäude, eines trägt die Aufschrift „Kios“. Die Tür ist mit Brettern zugenagelt. Das andere sieht aus wie eine überdachte Theke. Ein Mann sitzt im Schatten und ich erschrecke, als ich ihm ins Gesicht blicke. Er sieht aus wie ein Gespenst, das seit Jahrzehnten auf Gäste wartet.

„Buka?“, frage ich vorsichtig, „Geöffnet?“.

Der Mann nickt mit einer Miene, als würde er die Frage als Frechheit auffassen. Ich sage ihm, dass wir Durst hätten, großen Durst. Er nickt wieder, macht aber keine Anstalten sich zu bewegen. Ich frage nach Cola, Wasser, Limonade, irgendetwas Flüssigem. Er nickt stets bestätigend. Als Markus mich, mit dem Hinweis, dass dieser Mann nicht ganz zurechnungsfähig sei, wegziehen will, hebt dieser plötzlich den Arm und fängt an zu gestikulieren. Dabei klappt er den Mund auf und zu, ohne dass ein Laut zu hören wäre. Ich verstehe, er ist stumm. Mühsam klettert der Mann hinter der Theke hervor und zeigt zum Meer hinab. Als ich ihn verständnislos anblicke, imitiert er das Ansetzen einer Trinkflasche und Schluckbewegungen. Dann schiebt er mich energisch den Abhang hinab.

Vielleicht meint er, wir sollen Meerwasser trinken. Es scheint zwar sinnlos, aber dem Mann zuliebe steigen wir den steilen Pfad zum Meer hinab. Überall stoßen wir auf Abfallberge und Müllkippen, dazwischen Holzregale, auf denen einst Getränke und Esswaren verkauft worden sind. Coladosen, zerfetzte Chipspackungen und leere Wasserflaschen. Ein trauriger Anblick. Nicht wegen unseres Durstes, vielmehr schmerzt die Dummheit und Achtlosigkeit der Menschen, die sich ihr eigenen Erholungsplatz so versauen. Dies ist nicht das Werk von Touristen, denen mitunter egal ist, wie sie einen Ort zurichten, weil sie ohnehin nie wieder zurückgehen werden. Diesen unglaublichen Dreck machen die Einheimischen selbst, sitzen mitten drin, so wie der Mann oben in seinem Brettverschlag. Ans Aufräumen denkt hier niemand, wahrscheinlich stört sich nur unser Auge daran.

Ein lauter Krach ertönt hinter uns. Gleich darauf ein zweiter. Kokosnüsse bombardieren den Weg und wir gehen in Deckung. Kurz darauf entdecken wir einen Mann, hoch oben im Palmwipfel, mit einer Machete fuchtelnd. Nachdem er alle Nüsse abgeschlagen hat, gleitet er den Stamm herab und untersucht seine Beute. Anscheinend alle wertlos, denn nach einer Gewichtsprüfung mit wippender Hand wirft er sie missmutig fort.

Ich frage ihn, ob denn keine zum Trinken geeignet gewesen wäre. Sie sahen alle so grün aus. „Trinken? Ihr wollt trinken?“

Schon kraxelt der Mann auf eine andere Palme hinauf. Wie ein Affe turnt er im Schopf der grünen Wedel umher, während eine Kokosnuss nach der anderen dumpf in den Abfallhaufen einschlägt.

„Genug!“, rufe ich hinauf, aber er scheint mich nicht zu hören.

Als er endlich herunterkommt, habe ich alle Früchte zu einer Pyramide gestapelt. Mit kräftigen Machetenhieben schlägt er das fleischige Grün ab und bohrt am Schluss ein kleines Trinkloch in die weiße Schale der Nuss. Während Markus und ich genüsslich den frischen Saft trinken, stehen schon die nächsten Kokosnüsse trinkfertig bereit.

„Genug, genug!“, wiederhole ich, aber der Mann grinst bloß und freut sich. Ich glaube, er versteht sehr wohl. Er will uns mästen.

Nun hat er aus einem sauberen Teil der Schale löffelähnliche Schaber geschnitzt. Mit denen lässt sich das noch weiche, geleeartige Weiß aus der halbierten Kokosnuss herauskratzen. Die wabblige Masse schmeckt dezent nach Kokos und ist sehr fett. Unmöglich, alles aufzuessen. Dankend weisen wir die dargebotenen Früchte ab. Der Mann triumphiert. „Genug?“, fragt er sicherlich noch dreimal, bevor er die Kokosnüsse ins Gebüsch schleudert. Bezahlung nimmt er nur widerwillig an. Damit er sich nicht länger sträubt drehe ich den Spieß um und frage: „Nicht genug?“. So schnell wie der Geldschein in seiner Tasche verschwindet, so schnell ist auch der Mann ins Unterholz eingetaucht.

Wir sind jetzt allein und steigen zum Meer hinab. Die kleine Bucht ist mit dicken, schwarzen Steinen übersät, dazwischen breiten sich kleine Sandflächen aus. Zu beiden Seiten gehen die Ufer unmittelbar in senkrechte Felswände über. Die üppige Vegetationsdecke hängt über die Kante herab und versucht über Lianen und Luftwurzeln ans Wasser zu kommen. Auf der rechten Seite zieht sich ein Felsrücken weit ins Meer hinaus. Die Wellen haben ein Tor aus ihm herausgebrochen. Der steinerne Bogen über dem dunkelblauen Wasser ist also die vielgepriesene Sehenswürdigkeit, Pintu Kota. Wir klettern über einen steilen Pfad auf den Felsrücken hinauf und genießen den Ausblick über die Steilküste, an deren Felsen die Wellen mit lautem Getöse zerschellen und Gischtnebel bis zu uns aufsteigen. Unten in der Bucht war von der rauen See nichts zu spüren gewesen und wir dachten schon an eine Schnorcheltour am Nachmittag. Diese Idee können wir uns aus dem Kopf schlagen. Was tun mit der Urlaubszeit? Der Reiseführer bezeichnet das Dorf am Ende der Straße als sehenswertes, typisches Fischerdorf. Wir spähen in die angegebene Richtung, sehen jedoch nur tropischen Regenwald und Steilküste. Oder ist der braune Bogen, der sich hinter dem Gischtnebel abzeichnet, eine Bucht? Wir schätzen die Entfernung. Ein paar Kilometer Luftlinie, meint Markus. Wir haben ja den ganzen Nachmittag Zeit.

Die Frau an der Abzweigung hat inzwischen das vollständige Wechselgeld für unsere Eintrittskarten aufgetrieben. Unbedingt will sie mir den Berg Münzen andrehen und kann nicht

glauben, dass wir tatsächlich darauf verzichten wollen. Als ich sie frage, ob das nächste Dorf nah sei, antwortet sie mit „weit“ und dehnt das Wort übertrieben in die Länge. Das wollte ich nicht hören. Sie legt noch eins drauf: „Weit-weit“. Im Indonesischen wird die Mehrzahl oft durch die Verdoppelung eines Wortes angegeben. Zwei Häuser sind zum Beispiel Haus-Haus. Oder wie in Zeitungen bisweilen geschrieben Haus<sup>2</sup>. Mittlerweile hat sich die Frau zu einem dreifach-weit gesteigert. Ich unterbreche sie und frage, ob man zu Fuß gehen könne. Sie sieht mich an, als fürchte sie um meinen Verstand.

Wir marschieren los. In Richtung des Dorfes.

Es geht bergauf und der Asphalt strömt eine Hitze ab, als würde er uns von unten grillen wollen. War vielleicht doch keine so gute Idee. Motorengeräusch ertönt und wir stellen uns erwartungsvoll mitten in die Fahrbahn um den Wagen zu stoppen. Zweiundzwanzig Augen blicken uns fragend an. Wir winken dankend ab. Aber so einfach kommen wir nicht davon. Autostoppen heißt, dass man mitfahren will. Selbst wenn bereits elf Menschen im PKW klemmen. Obwohl wir uns beim besten Willen nicht vorstellen können, wie das gehen soll, schieben wir uns auf die Hinterbank. Auf der anderen Seite öffnet sich die Tür und zwei stöhnende Indonesier fallen raus. Sie klettern in den Kofferraum und der Wagen fährt los. Man fragt uns nicht, wohin wir wollen – das ist auf dieser Straße überflüssig – sondern warum wir ins Dorf Seri wollen. Da ich Langeweile nicht übersetzen kann, sage ich Seri sei schön. Einen Moment lang herrscht verduzte Stille, dann bricht Gelächter aus, als hätte ich einen tollen Witz gerissen. Schließlich reden sie alle durcheinander, scherzen und freuen sich, ich verstehe bloß zwei Wörter: Seri, schön.

Die Fahrt dauert lang. Die Alte hatte Recht. Weit<sup>2</sup> und unmöglich die Strecke zu Fuß zu gehen. Wie kommen wir je wieder zurück?

Erstmal müssen wir das schöne Seri besichtigen. Der Asphalt endet beim ersten Gebäude, einer verfallenen Bushaltestelle an einer Brücke. Wir steigen aus und strecken unsere zusammengefalteten Gliedmaßen. Die zweiundzwanzig Augen verfolgen neugierig jede unserer Bewegungen. Um der Aufmerksamkeit zu entgehen, müssen wir Entschiedenheit vortäuschen. Zielstrebig steuern wir aufs Meer zu und die Menge verläuft sich. Seri besteht aus zwei Häuserreihen zu beiden Seiten der unbefestigten Verlängerung der Asphaltstraße. Nach rund zweihundert Metern versandet der Weg und wir stehen am Strand einer großen Bucht. Kinder spielen mit nussähnlichen Früchten eines Baumes und rennen bei unserem Anblick ängstlich davon. Viele Weiße kommen nicht hierher. Ich setze mich auf einen abgestorbenen Baumstamm und schaue in die Wellen. Markus steht daneben und tut dasselbe. Nach zehn Minuten fällt das erste: „Tja“.

Unser Lachen lockt die Kinder wieder an und ein frecher Junge richtet das Wort an uns, während sich die anderen hinter ihm ducken und hysterisch kichern. Und obwohl wir bald gegenseitig unsere Namen kennen und ein wenig gealbert haben, bleiben die Kinder scheu wie wilde Tiere. Bei jeder schnellen Bewegung von uns ducken sie sich fluchtbereit. Näher als auf drei Meter kommen sie nie heran.

Wir beschließen, das schöne Seri wieder zu verlassen. Leider reicht der Beschluss allein nicht aus. Ein fahrbarer Untersatz ist notwendig. Im Dorf frage ich nach dem Zweck der Bushaltestelle. Ja, es würden Busse bis hierher verkehren. Nur wann, das kann mir niemand

verraten. Markus hat derweil ein Geschäft ausfindig gemacht, wo wir Coladosen in Nylonsäcken bekommen.

Vor einem der heruntergekommenen Häuser – also schön ist Seri wirklich nicht – wäscht der Fahrer das Auto, mit dem wir hergefahren sind. Es ist das einzige Fahrzeug im Dorf. Wir nähern uns gemächlich. Der Fahrer erkennt uns, grüßt und putzt dann weiter. Frauen tauchen auf und mustern uns neugierig. Ich frage den Mann, ob er uns gegen Bezahlung nach Namalatu bringen könnte. Er blickt mich verständnislos an. Markus spricht Klartext: „Taxi“. Und deutet aufs Auto. Dem Typ steht das Fragezeichen ins Gesicht geschrieben. Die Frauen kapieren jedoch sogleich. Eine antwortet sogar auf Englisch „yes, yes“ während sie dem Fahrer Zahlen zuraunt, damit ihm nicht das Geschäft seines Lebens entgeht. Plötzlich kapiert er die Chance und richtet sich auf. „Taxi“, sagt er stolz und klopf mit der flachen Hand aufs Autodach. Ich nenne eine Summe als Fahrpreis, die mir zwar hoch, aber angesichts unserer Situation als angemessen erscheint. Der Fahrer freut sich, nickt, doch die Frauen schreien dazwischen. Jetzt kommt Verstärkung in Form der Mutter aus dem Haus. Eine wilde Diskussion entsteht, der Kerl hat nichts mehr zu sagen. Schließlich wird mir ein Betrag genannt, den ich als Frechheit empfinde und wir wenden uns ab. Kaum haben wir ein paar Schritte gemacht, wird es billiger. Wir treten erneut in die Verhandlung ein. Bis die Feilscherei ein Ende hat, brechen wir noch zweimal in Richtung Bushaltestelle auf und werden jedes Mal zurückgerufen. Endlich sind wir uns einig und wollen einsteigen. Man hindert uns daran, wir müssten warten, bis das Auto fertig geputzt sei. Nun denn.

Ich setze mich zu einer alten Frau auf eine Bank, zerdrücke die leere Coladose und stecke sie in den Nylonsack zurück. Markus reicht mir seinen Abfall dazu. Die Alte macht eine schleudernde Handbewegung. Ich verstehe nicht. Sie versucht mir den Müllsack zu entwenden, um ihn in den Graben vor unseren Füßen zu werfen. Ich widerspreche vehement. Der Abfall würde direkt vor ihrer eigenen Haustür liegen. Bis zum nächsten Regen. Dann käme das Wasser und nähme den Dreck zum Strand hinunter mit. Dort würde ihn irgendwann die Flut holen und ihn woanders wieder anspülen. „Nicht schön“, sage ich und deute auf den Müll, der überall herumliegt. Die Alte zuckt gelangweilt mit den Schultern.

Endlich ist das Auto sauber genug und wir dürfen einsteigen. Als wir auf die Asphaltstraße einbiegen, kommt uns der öffentliche Bus entgegen. Jetzt ist es zu spät für einen Umstieg. Einen Kilometer weiter platzt ein Hinterreifen. Da wir den Bus hinter uns wissen, nehmen wir den Vorfall gelassen. Der Fahrer hat Routine, im Nu ist der Ersatzreifen am Wagen und wir lassen uns zu unserem schönen Bungalow zurück chauffieren.

Fünf Minuten später stehe ich unter der Dusche. Ein leises Röcheln aus der Leitung verhöhnt mich, Wasser kommt keines. Es muss erst ins Reservoir gepumpt werden, sagt der Gärtner. Aber der Strom ist ausgefallen, damit auch die Pumpe und die Klimaanlage. Die Köchin schimpft, weil wir das Mittagessen verpasst haben. Wo wir denn gewesen seien?

In Seri.

Seri? Warum denn ausgerechnet in Seri?

Weil es dort schön ist.

## 9. Tag, Freitag 22. Februar 2008

Ein Tag zum Faulenzen. Von Ausflügen haben wir genug und das Meer ist durch die Wellen so sandtrüb geworden, dass unser Schnorchelversuch kläglich scheiterte. Wir lagern auf dicken Polstern, garniert mit Lese- und Schreibzeug, Landkarten und Fernglas auf den Liegestühlen und bewegen uns nur, um mit dem wandernden Schatten mithalten zu können. Ich studiere die verschiedenen Bäume des Gartens. Denn am frühen Morgen war der Boden übersät von wunderschönen Blüten, die so fragil und elfenhaft erschienen, dass ich mir ihre Herkunft nicht erklären konnte. Sie bestanden aus vier schalenförmigen, schneeweißen Blütenblättern, aus deren Mitte ein Büschel langer Staubgefäße quoll, Glasfasern ähnlich, deren Spitzen rötlich leuchteten. Das Kreuz der Blütenblätter am Boden gab dem zwanzig Zentimeter hohen Faserbüschel die nötige Standfestigkeit, um sich zu einer Halbkugel aufzufächern. Das Morgenlicht verfang sich in den fragilen Staubgefäßen und der Boden leuchtete wie nach einem Schneefall und duftete nach Jasmin.

Als ich eine Blüte vorsichtig aufhob, zerfiel sie in ihre Bestandteile. Nichts hielt die vier Blätter zusammen. Die Staubgefäße waren an den Blattansätzen gebündelt und kippten wie Mikadostäbe durcheinander. Mir blieb nur das Rätsel, woher diese Blüten gekommen waren. Ich hatte einen riesigen Laubbaum im Verdacht, um dessen Stamm die meisten Blüten lagen.

Jetzt spähe ich mit dem Fernglas in sein dunkelgrünes, wie Hartplastik aussehendes Blattwerk und sehe: Nichts. Keine Spur von Knospen oder Blüten. Ich frage den Gärtner, der die welken Reste der weißen Pracht des Morgens einsammelt. Ja, es sei dieser Baum, bestätigt er mir. In der Nacht würden sich die Blüten öffnen und zu Boden schweben. Er habe dann jedes Mal viel Arbeit, seufzt er und speißt mit seinem speerähnlichen Werkzeug die zu unansehnlichen weißen Lappen verkommenen Blütenblätter auf.

Halt! Noch eine Frage! Was ist denn diese fußballgroße, hellgrün genoppte Frucht im Baum mit den gezackten Blättern nebenan?

Brotfrucht, sagt er und schleudert seinen Holzspeer ins Geäst. Der dumpfe Aufprall der Frucht macht deutlich, wie schwer sie ist. Der Gärtner schleppt sie herbei, um sie uns zu zeigen und trägt sie dann in die Küche.

Eine Viertelstunde später überrascht uns die Köchin mit einem Bastkörbchen, in dem goldgelb frittierte Brotfruchtschnitze duften. Sie schmecken wie Kartoffelchips oder Pommes Frites, nur besser.

Nachmittags schauen wir den Wellen zu und hoffen, dass Magen und Darm mit dem Mittagessen fertig sind, bevor wir zum Dinner gerufen werden. Zurückhaltung ist bei der köstlichen Qualität der Speisen und ohne die Köchin zu beleidigen kaum möglich. Während unsere Körper noch immer mit der Verdauung beschäftigt sind, kommen die Indonesierinnen auf neue Ideen. „Überraschung“, rufen sie hinter unseren Liegestühlen, bevor sie einen Berg selbstgebackenen Kuchen und Tee servieren. Wir müssen sofort zugreifen, denn sie wollen sehen, ob es uns auch tatsächlich schmeckt.

Und ich hatte geglaubt, ich könnte meinen Neoprenanzug ruhig eine Spur zu eng kaufen, da wir auf der Reise ohnehin abnehmen würden. „Jetzt warte erst mal ab, wie es weitergeht“, rät

mir Markus und fügt im Spaß hinzu: „Du kannst doch nicht nach einem einzigen Urlaubstag schon schlapp machen!“

Also schauen wir weiterhin in die Wellen, verdauen und machen Urlaub.

Jon, der junge Holländer und Manager der Anlage, hat Neuigkeiten von der Pelni-Schiffahrtlinie. Das Boot, welches uns nach Bandaneira bringen soll, sei um 15 Stunden verspätet und würde daher nicht Samstagabends sondern erst um fünf Uhr früh am Sonntagmorgen fahren. Wir könnten theoretisch eine zusätzliche Nacht bei ihm verbringen. Wobei der nächtliche Transport nach Ambon ein Problem sei. Auf unsere Frage, ob die Abfahrtszeit denn gesichert sei, antwortet er, dass es in Indonesien nie garantierte Fahrpläne gebe.

Wir beschließen daher, morgen nach dem Mittagessen nach Ambon zu fahren und in der Nähe des Hafens ein Hotelzimmer zu mieten. Schließlich müssen wir auch noch zur Bank um genügend Bargeld zu bunkern. Jon gibt uns einen guten Ratschlag um die Limitierung der Rupien auf 1.250.000 Rupien zu umgehen: „Steckt die Bankomatkarte einfach mehrmals hintereinander hinein.“

Damit verlässt er uns wieder. Eine Viertel Stunde später rennt er quer über den Rasen auf unsere Liegestühle zu. Er habe ein verdammtes Problem und bräuchte unsere Unterstützung, keucht er atemlos. Einheimische hätten eine Schildkröte gefangen und er könnte sie freikaufen. Allerdings verlangten sie eine halbe Million Rupien, ein kleines Vermögen für indonesische Verhältnisse. Die Schildkröte befinde sich bereits in einem sehr erschöpften, bedauernswerten Zustand und wenn er nicht schnell reagiere, würden die Indonesier sie zu Suppe verarbeiten. Die Lösegeldsumme erscheint uns unverschämt hoch. Jon sagt, letzte Woche habe er nur die Hälfte bezahlen müssen. Letzte Woche? Kann er sich sicher sein, dass es sich nicht um die gleiche Schildkröte handle? Jon versichert, dass er den Panzer der freigekauften Tiere jedes Mal markieren würde. Aber er pflichtet uns bei, dass das Vorgehen der Einheimischen reine Erpressung sei. Wenn wir zahlten, förderten wir womöglich nur ihre zukünftigen Anstrengungen auf der Schildkrötenjagd.

Wir stecken in einem Dilemma. Während in der Fischerhütte nebenan ein vom Aussterben bedrohtes Tier elend verreckt.

Wunderschöne Bilder von Begegnungen mit Schildkröten unter Wasser tauchen aus unserer Erinnerung auf. Wie wir in den Gewässern nördlich von Lombok einer Karettschildkröte gefolgt waren, berauscht von der Eleganz ihrer Bewegungen und von der Schönheit der Musterung ihres Panzers, auf dem sich das Sonnenlicht brach. Sie schien durch das Meer zu fliegen; mühelos stieg sie zur schillernden Wasseroberfläche empor um Luft zu schnappen. Wir kamen ihr so nah, dass wir sie hätten berühren können, doch Respekt hielt uns davon ab. Danach glitt sie in die Tiefe hinab und löste sich im grundlosen Blau auf.

Ich spüre wie mich ohnmächtige Wut und Trauer zugleich erfasst. Denn wir werden das Tier opfern und es nicht freikaufen. Wir wollen keinen neuen Geschäftszweig gründen. „Kann man den Menschen nicht klarmachen, dass Schildkröten schützenswert sind?“, will ich von Jon wissen. Der schüttelt nur resigniert den Kopf. Habe er schon probiert, aber die Indonesier würden alles essen, was gut schmeckt, ohne Unterschied.

Diese bösen Ignoranten. Doch wer von uns Europäern verzichtet auf etwas, nur weil es irgendwo oder irgendwann einen großen Schaden anrichtet? Egal, ob Gänsestopfleber, Thunfisch, Kaviar oder Haifischflossen. Wer fragt in der Euphorie über Schnäppchenpreise nach den Produktionsbedingungen, ob da eventuell Kinder schufteten müssen, oder Menschen unter haarsträubenden Bedingungen dafür verklavt werden? Wer will wirklich wissen, welche Auswirkungen unser Konsumverhalten hat? „Geiz ist geil“, heißt die Devise. Die anderen, die ein paar Euro für Qualität, fairen Handel oder Bio drauflegen, sind die „Blödmänner“ der Nation. Wir Europäer dürfen den moralischen Zeigefinger nicht erheben. Der Schatten unserer glänzenden, zivilisierten Welt wird durch ein bisschen Engagement im Artenschutz nicht erhellt.

Kurz vor Sonnenuntergang steht Markus auf, blinzelt ins Meer und fährt sich erschrocken mit der Hand ans Auge. Von solcher Hektik überrascht, frage ich besorgt, was los sei. Die Kontaktlinse, antwortet er bestürzt, sei herausgespickt. Oder vielleicht auch nicht? Ganz vorsichtig markiert Markus die Stelle im Sand, wo er gestanden ist, und setzt sich zu mir auf den Liegestuhl. Ich soll den Augapfel nach der verschollenen Kontaktlinse hin untersuchen. Außer roten Äderchen auf weißem Grund sehe ich nichts. Da Markus nun auch nichts mehr sieht, gleite ich auf den Knien zu Boden und starre in den Sand. Wie weit kann so eine Linse spicken? Einen Meter? Mit dem Meereswind vielleicht ein bisschen weiter? Ich ziehe einen großen Kreis um Markus' Standplatz und robbe ringsum, lege mich auf den Bauch, drücke mein Gesicht in den Sand, um ganz knapp über die Oberfläche schauen zu können. In der Hoffnung eine Reflexion des Glases zu sehen. Nichts. Dann doch wieder von oben in den Sand starren. Unglaublich, aus wieviel bunten Körnern und Muschelbrösel ein Strand besteht. Ständig entdecke ich Glasteile, scharfkantige und rund geschliffene, farbige und durchsichtige. Aber keine Kontaktlinse. Zwischendurch glaubt Markus, irgendwo hinter dem Augapfel etwas zu spüren und ich muss mich vergewissern, dass dort nichts ist. Aber auch am Boden ist nichts. Zumindest keine Kontaktlinse. Ich beginne Quadratzentimeter für Quadratzentimeter mit den Fingerspitzen abzutasten und zwischen den Fingern zu sieben. In der Küche geht bereit das Licht an, meine Augen tränen vor Anstrengung. Markus rollt noch immer seinen Augapfel und vermutet in irgendeinem Winkel die verschollene Linse. Mittlerweile sieht der magische Kreis im Sand wie ein Mandala aus, mit sternförmigen Linien, gezogen von meinen Fingern vom äußeren Rand zur Mitte hin. Erst wenn ich ganz sicher bin, dass ich nicht auf die verlorene Linse knie, kann ich ein Stückchen ins Zentrum vorrücken. Jetzt geht auch im Pavillon des Restaurants die Beleuchtung an. Die Farben der Sandkörner verblassen. Mir fehlt nur mehr ein handtellergroßes Stück in der Mitte des Kreises. Markus hat sich mit einem Spiegel in den Bungalow zurückgezogen und untersucht sich selbst. Da spüre ich plötzlich etwas Glattes, Gekrümmtes in meiner Hand. Ich halte es vor das Licht der Gartenlaterne und sehe ein gebogenes, rundes Glasstück. Die Linse! Nach eineinhalb Stunden Suche!

Wir werden zum Nachtmahl gerufen. Die Köchin ist ganz außer sich und hantiert aufgeregt mit einem Mobiltelefon. Irgendwann, zwischen Hauptgang und Nachttisch fragt sie uns, ob wir ein Video anschauen wollen.

„Ein Video? „

„Ja, eine Freundin habe bei den Nachbarn mit dem Telefon gefilmt.“

Während ich mich auf das winzige Display konzentriere, erklärt sie Markus mit ein paar englischen Wörtern, um was es geht: „Turtle. Killing.“

Erschrocken reiche ich ihr das Handy zurück. Den Anblick will ich mir ersparen.

Die Köchin reagiert völlig verständnislos. Ich erkläre ihr, dass wir Vegetarier seien, weil wir nicht wollen, dass unseretwegen Tiere gequält oder umgebracht werden.

„Ach so“, sagt sie entschuldigend und kann dabei ihren Blick nicht vom Video lösen. Sie dachte, wir wären krank und müssten deshalb so eine komische Diät halten. Aus dem Mobiltelefon tönt Jubel und Gelächter.

Uns ist der Appetit auf das Dessert vergangen.

### **10. Tag, Samstag 23. Februar 2008**

Meine Nacht war geprägt von Albträumen, zerstückelte Schildkröten klagten mich an, das Schiff fuhr in zahlreichen Variationen ab, jedes Mal ohne uns. Erleichtert registrierte ich das erste Morgenlicht und stand auf.

Jetzt wandere ich über das kühle Gras, der Garten döst noch im Schatten der Bäume, die weißen Blüten, die in der Nacht gefallen sind, schimmern wie die Oberfläche des glatten Meeres. Keine Wellen. Nur ein leichtes Wogen hebt das Wasser auf und ab, als ob es in ruhigen Zügen atme. Der äußere Friede steht in krassem Widerspruch zu meiner inneren Anspannung, eine Nervosität, die ich mir nicht erklären kann, außer ich bringe sie in Verbindung zu meinen schrecklichen Träumen.

Gleich nach dem Frühstück gehen wir schnorcheln. Das glatzenglatte Meer des Morgens hat sich inzwischen eine Wellenfrisur zugelegt. Eine Woge nach der anderen rollt heran und bricht sich über den Klippen. Die schmale Hafeneinfahrt gleicht einem Whirlpool aus Gischt, den wir durchtauchen müssen.

Draußen, überm Korallenriff ist das Wasser dann ruhiger und glasklar. Markus und ich gleiten nebeneinander bis zur Steilwand, wo ich ein paar Tage zuvor gewesen war. Dort halten wir Ausschau nach großen Fischen, die aus dem unergründlichen Dunkelblau auftauchen könnten. Aber es gibt nur winzige Fische, die sich in glitzernden Kugelschwärmen über dem Abgrund drehen oder sich zu girlandenartigen Vorhängen auffächern. Plötzlich entdecke ich etwas schwarz-weiß Geringeltes zwischen den Hornkorallen am Meeresboden. Ich kann es nicht genau erkennen, das Tier befindet sich gut fünf Meter unter uns. Ich deute Markus, wohin er schauen soll. Es ist eine Schlange, eindeutig. Sie löst sich vom Boden und steigt direkt zu uns empor. Nun erkenne ich auch den dünnen roten Ring in der schwarz-weißen Musterung. Eine Korallenschlange, tödlich giftig, aber sehr scheu, steht in den Unterwasserbüchern. Neben mir rumort es im Wasser, Luftblasen wirbeln herum, Markus sprudelt mit den Flossen wie ein Mixer und krault davon. Ich verharre noch, weil ich mich an das Attribut „scheu“ klammere. Sobald sie mich sieht, wird sie abdrehen, denke ich.

Stattdessen streckt sich die Schlange und schießt wie ein Pfeil direkt auf mich zu. In heilloser Panik hetze ich Markus nach.

Auf halber Strecke zum Hafen hole ich ihn ein, da er sein Tempo endlich normalisiert hat und auf mich wartet. Wir schwimmen wieder nebeneinander. Diesmal sieht Markus die Bedrohung als Erster. Ein Titan-Drückerfisch mit seiner typischen Schräglage hält Kurs auf uns. Nach der Bissattacke von Bali, bei der Markus neben einem blutenden Zahnabdruck vor allem ein Trauma davongetragen hat, halten wir stets einen großen Respektabstand zu dem launischen Fisch. Diesmal schneiden uns jedoch die Uferklippen einen Fluchtweg ab. Der „Steinbeißer“, wie wir den Drückerfisch wegen seines kräftigen Gebisses nennen, zieht völlig desinteressiert an uns vorbei. Glück gehabt.

Es reicht uns trotzdem. Wir wollen an Land. Die Wellen sind mittlerweile so hoch, dass sie schon vor der Hafenmauer brechen. Markus erwischt eine ruhige Phase und zieht sich kurz darauf ans Ufer. Ich habe Angst. Die Gischt vernebelt jede Sicht unter Wasser, scharfe Felsen sind nicht mehr vom Sand zu unterscheiden. Ich rudere blind im Wasser umher, schlage irgendwo an und kann mich endlich aufrichten. Leider habe ich erst die Hälfte der Strecke überwunden und sehe eine große Welle auf mich zu kommen. Ich stemme mich gegen den Wasserdruck und werde nicht umgerissen. Die nächste Welle ist jedoch viel größer und saugt das Wasser zu meinen Füßen so weit ab, dass ich einen Blick auf die zackigen Felsblöcke und Korallenstöcke werfen kann, die mich erwarten. Dann bricht die Welle direkt hinter mir und schleudert mich in einen Strudel aus Wasser und Luftblasen. Ein paar Sekunden später bin ich an Land. Ohne Blessuren. Mein Atem rast und es dauert eine Weile, bis ich mich beruhigt habe. Eine Verletzung in den Tropen, und sei es auch nur eine kleine Abschürfung oder Schnittwunde, kann sich zu einem furchtbaren Geschwür entwickeln. Jon hatte uns gestern eine offene Stelle auf seinem Schienbein gezeigt, die nicht verheilen will. Dicke, eitriggelbe Wundränder wölbten sich rund um ein Loch wässrigen Fleisches, wo man meinte, bereits bis auf den Knochen zu sehen. Wir rieten ihm dringend, einen Arzt oder ein Spital aufzusuchen. Ständig krochen Fliegen auf dem Sekret herum, aber Jon meinte, dass dies ein gutes Zeichen wäre. Er habe gehört, dass selbst in der westlichen Medizin Larven zur „Abweidung“ von Wundrändern eingesetzt würden. Wir versuchten ihm klarzumachen, dass da ein gewaltiger Unterschied bestünde, aber er wischte unsere Besorgnis mit einer Handbewegung weg. Ich verschwieg ihm, dass ich gelesen hatte, wie aus solchen Geschwüren Wundbrand oder ähnliches entstehen kann und es im schlimmsten Fall zu einer Amputation kommen könne. Jon hätte mir nicht geglaubt.

Als ich nach der Dusche die Neoprenanzüge aufhänge und meinen Blick über die Wäscheleine hinweg übers Meer schweifen lasse, sehe ich ein Schiff. Ein großes Schiff. Eine Fähre! Markus stürmt in den Bungalow, um das Fernglas zu holen, da kommt die Köchin, deutet aufs Meer und fragt, ob das nicht das von uns erwartete Pelni-Schiff sei. Das würden wir selbst gerne wissen! Leider ist der Name des Fährschiffs trotz Fernglas nicht zu entziffern. Das undeutliche Gekritzel könnte Ciremai heißen, aber auch etwas anders. Nur eines steht fest: Die Fähre hält direkten Kurs auf Ambon. Jetzt ist es halb zwölf Uhr und laut ursprünglichem Fahrplan hätte die Ciremai um die Mittagszeit in Ambon eintreffen sollen. Aber sowohl die Auskunft von Pelni als auch Jon sprachen von einer massiven Verspätung. Wem

sollen wir trauen? Unseren Augen? Jon? Pelni? Kann es sich um ein Fährschiff einer anderen Linie handeln? Das zufällig zur selben Zeit wie die Ciremai in Ambon einläuft?

Das Schiff ist schnell und noch während wir unschlüssig herumstehen, entschwindet es hinter den Palmen unseren Augen. Bald dürfte es Ambon erreicht haben.

Und wie lange bräuchten wir, wenn wir sofort packen und abreisen würden?

„Es könnte sich ausgehen“, meint Markus.

„Trödeln dürfen wir aber nicht“, füge ich hinzu und nehme die Neoprenanzüge wieder ab.

Die Köchin schaut uns verdutzt zu, folgt uns in den Bungalow und erinnert uns an das bald fertig werdende Mittagessen.

Essen? Ans Essen denken wir in dieser Situation wirklich nicht. Vor lauter Nervosität würde ich keinen Bissen hinunterbringen.

Schweigend und mit äußerster Konzentration verstauen wir unsere Sachen in den Rucksäcken. So schnell waren wir noch nie. Jeder Handgriff passt. Eine halbe Stunde später verabschieden wir uns von der Köchin und ich drücke ihr das Geld für die Unterkunft in die Hand, damit sie es Jon übergeben möge. Wir haben keine Zeit mehr, ihn in seinem Büro aufzusuchen. Die Köchin ist ganz verzweifelt, will uns das Mittagessen irgendwie einpacken, aber wir winken ab und schleppen unser Gepäck auf die Straße.

Wie kommen wir nun nach Ambon? Die Einheimischen behaupten, dass ständig Sammeltaxis in die Hauptstadt fahren würden. Wir müssten uns bloß ein wenig gedulden. Gedulden! Aufgekratzt stehe ich am Asphalt in der brütenden Mittagshitze und starre zur Straßenbiegung, um dessen Eck das Taxi biegen sollte.

„Du schaust in die falsche Richtung“, bemerkt Markus trocken und setzt sich vor einem Hauseingang in den Schatten des Vordachs. In dieser Richtung liege doch Ambon, verteidige ich mich und schultere freudig den Rucksack, weil soeben ein Taxi heranrattert.

„Nein Seri.“

Seine Sicherheit macht mich stutzig, dennoch stoppe ich das Auto. Ambon?, frage ich voller Hoffnung, da gibt der Fahrer Gas und fährt kopfschüttelnd davon.

In den fünf Minuten Wartezeit, die nun folgen, blicke ich mehr als ein dutzend Mal auf die Uhr. Geduld war noch nie meine Stärke. Ich erinnere mich an meine Albträume heute Nacht und sehe in ihnen böse Vorahnungen, die sich jetzt bestätigen könnten.

Als wir kurz darauf ins Taxi klettern schlägt meine Stimmung in eine Art hysterische Euphorie um, die solange anhält, bis wir im Stau stecken. Während wir nun Meter für Meter in Richtung Ambon rollen, fragen uns die Mitfahrer, wohin wir eigentlich wollen. Direkt zum Hafen, antworte ich. Der liege nicht auf der Route, sagt der Chauffeur. Daraufhin versuche ich mit meinem beschränkten indonesischen Vokabular klarzumachen, dass man uns möglichst in der Nähe des Hafens aussteigen lassen solle. Eine hitzige Diskussion unter den Fahrgästen entbrennt. Jeder weist in eine andere Richtung. Offenbar gehen die Meinungen über den Weg zum Hafen weit auseinander. Nicht sehr beruhigend. Ich versuche durch die Windschutzscheibe zu erkennen, wo wir uns befinden. Die Hauswände haben Lücken, noch sind wir nicht einmal in der Stadt. Und trotzdem im Stau!

Es war bloß eine Baustelle. Kurz darauf brausen wir wieder ungehindert in Richtung Hauptstadt. An einer Kreuzung bleibt das Taxi stehen. Eine Straße führt direkt zum Hafen, die Fähre liegt noch vor Anker. Ich spüre das Gewicht des Rucksacks kaum, während ich die

Zufahrt hinabstürme. Ein gelangweilter Mann lehnt am Eingang und sieht mich misstrauisch an. Strahlend überreiche ich ihm die Tickets. Der Mann gähnt und gibt mir die Tickets zurück. Dann schüttelt er den Kopf. Ich sehe, wie die Taue von den dicken Metallhalterungen an der Hafenmauer gelöst werden. Das Meer erzittert unter dem Stampfen der Maschinen. Der Schiffsrumpf gleitet in Zeitlupe vom Kai weg. In einem Anflug von Panik versuche ich mich an dem Mann vorbeizuzwängen, doch der steht fest wie ein Rammbock zwischen den Pfosten des Eingangs. Er gähnt nochmals und bequemt sich dann zu sagen, dass dieses Schiff nach Norden ginge und nicht die Ciremai sei.

Inzwischen ist auch Markus eingetroffen. Das Ablegen der Fähre hat seinen bislang beherrschten Schritt auf den letzten Metern doch ziemlich beschleunigt.

„Nicht unseres“, kann ich nun mit einer Gelassenheit bekannt geben, die ich mir vorher gewünscht hätte.

Auf unsere Frage nach der Ankunft der Ciremai hat der Mann nur ein Achselzucken übrig. Schließlich lässt er sich zu einer Wortspende hinreißen: „Morgen früh.“

„Wie früh?“

„Morgen.“ Sagte er ja schon. Mehr bringen wir nicht aus ihm heraus.

Mit Fahrradrickschaws lassen wir uns zu dem zweitbesten Hotel Ambons bringen. Zum Manise. Weil ihm Mutiara, wo wir vor ein paar Tagen wohnten, nicht mit Kreditkarte bezahlt werden kann und wir unser Bargeld für die kommenden Wochen aufsparen müssen. Das Manise hat eine eindrucksvolle Rezeption. Auf Rucksacktouristen ist man eher nicht vorbereitet. Eine leicht überhebliche Ablehnung schlägt uns entgegen. Man stellt einfach die offizielle Preistafel vor uns auf den Tresen und glaubt uns damit abwimmeln zu können. Wir waren aber bereits am Montag hier, rein zufällig kamen wir auf dem Weg zur Bank vorbei, und erkundigten uns nach den Preisen. Damals war der Chef persönlich da und wir machten anständig gekleidet wohl einen besseren Eindruck als jetzt. Jedenfalls versprach uns der Chef einen fast fünfzigprozentigen Rabatt für ein Luxuszimmer und weil wir das kaum glauben konnten, gab er uns die korrigierte Preistabelle mit seiner Unterschrift mit.

Genau die lege ich jetzt dem arroganten Personal vor. Der Mann starrt verblüfft auf das Papier, reicht es seinem Kollegen, der unschlüssig mit den Achseln zuckt. Der Erstere entschuldigt sich bei uns in einem etwas höflicheren Ton als zuvor und verschwindet mit dem Zettel in einer Hintertür. Kurz darauf stürmt der Chef heraus, scheinbar erbost, bis er uns sieht und erkennt. Natürlich gehe das in Ordnung, säuselt er und herrscht sein Personal an, unser Gepäck endlich aufs Zimmer zu schaffen. Ich nütze die Gelegenheit gleich aus und bitte den Chef, doch bei Pelni anzurufen, um die Abfahrtszeit unseres Schiffes zu erfragen. Mein Indonesisch reiche dafür einfach nicht aus. Selbstverständlich werde das sofort gemacht, beteuert der Chef, wir könnten derweil ruhig aufs Zimmer gehen, wir würden vom Ergebnis der Recherchen sofort benachrichtigt werden.

Wenn der unser Zimmer eine halbe Stunde später sehen könnte! Wäscheleinen hängen kreuz und quer wie eine Spinnennetz unter der Decke, nasse Neoprenanzüge und Gummischuhe tropfen kleine Lachen auf den Teppichboden, Flossen stehen im Gang und die Badehosen

trocknen am Lüftungsschlitz des Fernsehers. Die Scheiben beschlagen sich, obwohl die Klimaanlage auf Hochtouren läuft.

Als wir später auf dem Weg zum Restaurant die Rezeption passieren, pfeift uns das Personal zurück. Haben sie etwa Markus' Hammerschläge gehört? Er konnte die Reiseschrauben nicht finden und nahm kurzerhand die Nägel, an denen Bilder aufgehängt waren. Leider befanden sich die an ungünstig niederen Positionen und mussten in Deckennähe neu in die Wand geschlagen werden.

In korrektem, aber unfreundlichen Ton werden wir aufgefordert, das Zimmer sofort zu bezahlen. Kreditkarte werde bei dem niedrigen Preis nicht akzeptiert. Der Chef ist leider nicht mehr anwesend, also bezahlen wir bar. Ob die Nachfrage bei Pelni etwas ergeben habe, will ich wissen. Pelni? Der Typ tut, als höre er das Wort zum ersten Mal. Er wisse von keinem diesbezüglichen Auftrag.

Wir gehen in das angrenzende Restaurant und bekommen grausliche Nudeln serviert. Mit Wehmut denken wir an das verschmähte Essen zurück, dass nun in Namalatu kalt geworden ist. In der Bank haben wir dafür mehr Erfolg. Jons Methode funktioniert. Die Bankomatkarte kann beliebig oft eingeschoben werden und wir buchen nacheinander insgesamt 13 Millionen Rupien ab (das entspricht in etwa 13.000 (genau 12.384) Schillingen, also 900 Euro). Wir stopfen die Geldbündel möglichst unauffällig in unsere Hüfttaschen und schaffen sie in unser Hotelzimmer. Dort verteilen wir sie in verschiedene Beutel und Täschen in den Rucksäcken. Im Zimmer herrscht so eine stickige, feuchte Luft, dass wir es gleich wieder verlassen. Wir gehen ins Mutiara, versinken in der Lobby in den tiefen Polstermöbeln, bleiben bis zum Abendessen und versprechen reumütig, das nächste Mal wieder hier zu wohnen.

Als wir in der Dunkelheit ins Manise zurückkehren, steht der Chef in dem hell erleuchteten Eingangsbereich. Ich frage ihn, ob er schon Nachricht von Pelni habe. Er wirft einen vernichtenden Blick auf sein Personal, das sich damit herausreden will, dass man von Pelni keine Telefonnummer gefunden hätte. „Keine Telefonnummer!“, tobt der Chef, „Das ist ja nicht zu glauben!“ Er stürmt auf die Straße und winkt ein Mopedtaxi herbei. Dann befiehlt er dem unfreundlichen Mann von der Rezeption, sofort zum Hafen zu fahren und sich Vorort nach der Abfahrtszeit unseres Schiffes zu erkundigen. Den Einwand, dass es regne, lässt der Chef nicht gelten. Regen? Ich spähe nach draußen. Tatsächlich, es schüttet plötzlich wie aus Kübeln und das Rücklicht des Mopeds zerbirst in tausend rote Funken auf dem nassen Asphalt.

Eine halbe Stunde später läutet das Telefon im Zimmer. Die Ciremai würde voraussichtlich um acht Uhr morgens ankommen und eine Stunde später wieder auslaufen. Jon sagte uns, dass Pelni von einer Ankunft um fünf Uhr morgens gesprochen habe. Was nun? Jon hatte weniger Grund uns anzulügen als der durchnässte Mann von der Rezeption. Wahrscheinlich lügt überhaupt niemand. Es kennt bloß niemand die Wahrheit.

Theoretisch können wir also ausschlafen, in Ruhe frühstücken und dann zum Hafen fahren. Theoretisch.

In der Nacht wiederholen sich meine Albträume vom Schiffversäumen und ab drei Uhr liege ich wach im Bett. Angestrengt lausche ich durch das Surren der Klimaanlage um das Signalhorn des einfahrenden Schiffes vernehmen zu können. Nichts.

Bis fünf Uhr halte ich durch. Dann ist meine Nervosität so groß, dass ich nicht mehr ruhig liegen kann und Markus mit meiner Zappelerei aufwecke. Eine halbe Stunde später sind wir am Hafen.

Wir sind nicht die ersten. Hunderte Menschen hocken neben Gepäckhaufen, lehnen an Kistenwänden, dösen auf Stoffballen oder drängen sich vor den zwei winzigen Kiosken, die heißen Kaffee ausschenken. Die Zugänge zu den Lagerhallen sind derart verstopft, dass wir nicht einmal einen Sitzplatz auf dem Boden finden können. Ich werfe einen Blick ins düstere Innere einer der Hallen. Der Fußboden ist mit Kartonagen und Decken übersät, auf denen Körper dicht aneinander gedrängt liegen. Hauptsächlich Familien mit ihren Kindern, die bereits die ganze Nacht am Hafen verbracht haben.

Markus hat einen Platz neben zwei weißen jungen Frauen ergattert, wo wir die Rucksäcke abstellen können. Gleich darauf entdecken uns weitere Touristen und gesellen sich zu uns. Das ist ein eigenartiges Phänomen. Üblicherweise gehen sich Individualreisende – wie der Name schon sagt – aus dem Weg. Aber es gibt einen magischen Prozentsatz (dessen genauer Wert noch nicht erforscht ist) beim zahlenmäßigen Verhältnis der Touristen zu den Einheimischen, bei dem man sich über den Anblick eines Gleichgesinnten freut. Selbst wenn es ein Deutscher ist (wobei in diesem Fall ein anderer Prozentsatz gilt). Hier am Hafen in Ambon ist dieser Schwellenwert erreicht und man fragt sich gegenseitig erstaunt, wie es einen gerade auf die Bandainseln verschlagen könne. Die zweite Frage gilt den fehlenden Informationen. Da hat jeder eine andere Antwort, manche glaubten, das Boot hätte schon um drei Uhr nachts kommen sollen, andere haben gehört, es käme innerhalb der nächsten Stunde, und wiederum andere reden von einer Abfahrt zu Mittag. Weshalb sie denn jetzt schon hier seien, will ich wissen. So sicher sind sie eben doch nicht. Fazit: Niemand weiß etwas.

Ich versuche es bei einem Einheimischen. Er sagt, egal wann das Schiff komme, erst müsse es entladen werden. Das dauere eine gute Stunde, danach dürfe man an Bord. Man könne sich bis dahin ruhig schlafen legen, denn sobald das Schiff am Horizont auftauchen würde, wäre der Tumult so groß, dass man mit Sicherheit aufwachen würde.

Schlafen – das klingt gut. Aber wo? Wenn es nicht einmal einen Sitzplatz gibt?

Auf der Suche nach einer Toilette, steige ich eine steile Treppe hinauf ins Obergeschoß und stehe in einer offenen Wartehalle mit langen Holzbänken. Sie ist fast leer. Fünf Minuten später liege ich ausgestreckt auf einer Bank, die Rucksäcke als Polster und versuche die verlorene Nachtruhe nachzuholen. Alles schläft ein, meine Arme, meine Beine, nur ich nicht. Mein verweichlichter Körper will ein Bett und keinen Holzrost. Das ist mir spätestens nach einer Stunde klar. Die nächste Stunde bringt die Erkenntnis, dass auch mein Sitzfleisch ein

Polstermöbel bevorzugen würde. Die dritte Wartestunde ist erfüllt von dem sinnlosen Gedankengang, dass wir locker noch eine Nacht in Namalatu hätten verbringen können, mit anschließendem gemütlichen Frühstück und genügend Zeit geblieben wäre, um mit dem öffentlichen Bus hierher zu fahren.

Anstatt im Hafen vier Stunden zu warten.

Um zehn Uhr entdeckt jemand mit Adleraugen das Schiff auf dem Meer. Selbst durch das Fernglas ist es noch winzig klein. Trotzdem bricht unter den indonesischen Wartenden Hektik aus. Gepäckstücke werden zusammengerafft, Schlafende geweckt, Kinder plärren, Mütter schreien und alle zusammen ziehen mit Sack und Pack ins Erdgeschoß hinab.

Bald sind wir mit einem italienischen Ehepaar alleine. Sie haben Koffer mit Rollen vor sich stehen. Das macht mich stutzig.

„Ihr seht aus, als wäret ihr direkt von Rom hierher geflogen“, sage ich aufs Geratewohl.

„Stimmt beinahe. Wir hatten einen Zwischenstopp in Bali. Gestern kamen wir in Ambon an.“

„Und wo wollt ihr genau hin?“, frage ich mit misstrauischem Blick auf die Koffer.

„Wir werden abgeholt. Von einem Freund. Er ist ebenfalls Italiener; wohnt schon lange auf einer kleinen Insel und hat uns eingeladen. Und ihr?“

„Wir wollen auf die Insel Pulau Ai. Aber noch wissen wir nicht, wie wir dorthin kommen. Bis hierher haben wir schon zehn Tage gebraucht.“

„Zehn Tage!“, staunt der Italiener. „Wir haben insgesamt nur zwei Wochen Urlaub.“

Das Schiff fährt in den Hafen ein. Es erscheint uns riesig. Vielleicht weil wir noch nie in so einem Monstrum gereist sind. Nun wird auch verständlich, weshalb auf unseren Tickets eine Kabine auf Deck 6 angegeben ist. Denn obwohl wir immer noch vom Obergeschoß der Wartehalle aus in den Hafen schauen, blicken wir eben auf die Reling hinüber. Die Decks stapeln sich wie ein Hochhaus in den Himmel auf.

Der Koloss dreht sich auf der Stelle und schiebt dann seine Breitseite an den Kai heran. Plötzlich stürmen hunderte Männer auf die Hafenummauer, alle in neongrüne T-Shirts und schwarze Bermudashorts gekleidet. Träger! Sie wuseln wie Ameisen hin und her im Gerangel um die besten Plätze. Und wie Ameisen drängen sie hintereinander über den herabgelassenen Steg hinauf und verschwinden in den Luken des Schiffrumpfs, um kurz darauf ameisengleich Kisten, Ballen und Kartons über einen zweiten Steg herauszuschleppen. Ein neongrünes, menschliches Förderband.

Nach etwa einer halben Stunde wendet sich die Schlange der Träger von der ersten Lagerhalle zur zweiten und transportiert von dort wiederum Kisten, Ballen und Kartons in den Schiffsbauch hinein. Tonnen von Waren werden ohne einen einzigen Lastkran bewegt.

Am Schluss kommen die Passagiere. Es ist elf Uhr, als wir über die schwankende Treppe das Schiff betreten. Um ins Deck 6 zu gelangen müssen wir uns durch die economy class zum Stiegenhaus zwängen. Hier reist man am billigsten. Zusammengepfercht in lichtlosen Schlafsälen, wo sich fünfzig Matratzen aus abwaschbaren Lederimitat aneinanderreihen. Dann folgt ein schmaler Gang, der zur Gänze mit Gepäck, Kisten, Fässern, grünen Stauden mit Wurzelballen in löchrigen Jutesäcken, Nylontaschen, an Füßen zusammengebunden Hühnern und Ziegen und und und aufgefüllt ist. Dahinter wieder Matratzen und der nächste

Gang. Ich kann in den Rauchschwaden, der von den ständig Zigaretten paffenden Männern ausgeht, nicht alle Details erkennen. Ich will auch gar nicht alles sehen. Radios plärren, Frauen kochen, Kinder kotzen und die Latrinen haben keine Türen mehr. Mein Blick fokussiert sich auf Markus Rücken vor mir und ich atme so flach wie möglich. Der Gestank von Schweiß, Urin und Zigarettenrauch brennt wie Säure in der Lunge. Hoffentlich sind wir bald durch.

Selbst das Stiegenhaus ist mit Passagieren belegt. Je höher wir steigen, desto mehr nimmt die Menschendichte ab und die Luft wird angenehmer. In Deck 6 kühlt die Klimaanlage und wir atmen auf. Wir durchqueren die dritte Klasse, das sind Zimmer mit 16 Betten, die zweite Klasse, das sind Viererkabinen, und gelangen schließlich zur ersten Klasse, kleine Räume mit zwei Betten, eigener Dusche, Klo und Fernseher.

Wir sperren unsere Kabine auf, machen Licht und sehen schwarzen Schatten über Wände und Leintücher huschen. Kakerlaken. Aber nicht viele, höchstens zwanzig. Zudem scheu. Wenn ich auf dem Bett liege und die Käfer vorsichtig die Fühler aus den Ritzen und Spalten hinter den Kästen und Vorhängen strecken, dann genügt ein kräftiger Faustschlag auf die Wand und die erschrockenen Tiere bleiben wo sie sind. Oder fallen herab. Zu fest sollte man daher nicht schlagen.

In der Dusche ist es mangels einer funktionierenden Glühbirne so finster, dass wir unsere Mitbewohner nicht erkennen können. Ich hoffe, diese sehen unsere nackten Füße und weichen früh genug aus. Jedenfalls finden wir es recht komfortabel und sind heilfroh, die Luxusklasse gebucht zu haben. Gerade als wir uns zum Schlafen hinlegen wollen, meldet sich eine Stimme über den Lautsprecher. Natürlich nur in Indonesisch. Aber wenn es ums Essen geht, ist mein Wortschatz gar nicht so schlecht. Angeblich werde für die Passagiere der ersten und zweiten Klasse in Kürze ein Mittagessen serviert. Im bordeigenen Restaurant.

Also nichts wie hin!

Ein Blick aus dem Bullauge zeigt immer noch die Fassaden der Lagerhallen des Hafens.

Das Essen ist gut, wenn auch für Vegetarier nur Beilagen zur Verfügung stehen. Danach wird Kaffee oder Tee serviert und auf einer kleinen Bühne geht eine Musikband in Stellung. Nach der ersten Herz-Schmerzschnulze flüchten wir aus dem Speisesaal ans Oberdeck ins Freie. Es ist zwölf Uhr und die Anker werden gelichtet. Wir fahren aus dem Hafen hinaus und sehen zu, wie die Häuser von Ambon immer kleiner werden, sich gleichsam in das Grün der Umgebung hineinzwängen und schließlich ganz verschwinden. Eine scheinbar unberührte Tropeninsel, bedeckt von undurchdringlichem Urwald, gleitet an uns vorüber.

Im Lautsprecher hinter uns knackt es. Ein Mann spricht Unverständliches, es klingt ein wenig pathetisch. Plötzlich fängt er an zu singen und jedes Mal, wenn sich seine Stimme in die hohen Töne vorwagt, gibt es eine Rückkopplung, die schmerzlich in den Ohren nachhallt. Ein Muezzin! Mit Inbrunst schwelgt er für die Moslems, die keinen Platz in der kleinen Bordmoschee gefunden haben, in der Lobpreisung Allahs. Dank der flächendeckend verteilten Boxen verwandelt sich das Schiff in ein schwimmendes, islamisches Gebetshaus. Uns wundert bloß, dass der Bug weiterhin nach Südwesten zeigt und nicht kurzfristig Kurs auf Mekka nimmt.

Die äußersten Landspitze Ambons bleibt hinter uns zurück und ein scharfer Wind vertreibt die Passagiere von der Reling. Die Anrufungen Allahs verebben. Nach einem kurzen Augenblick



Das Schiff nach Banda läuft in Ambons Hafen ein & die Träger wuseln am Kai hin und her



Am 12.  
Reisetag  
sind wir am  
Ziel ange-  
kommen:

**Pulau Ai**

der Stille folgt ein Räuspern und eine andere Stimme löst den Sänger ab. Sie erklärt die protestantische Kirche für geöffnet und kündigt auch die Beginnzeiten für den katholischen Gottesdienst an. Da die Christen jedoch eine Minderheit darstellen, wird die Predigt nicht über die Lautsprecher übertragen. Man geht wohl davon aus, dass sich die wenigen Gläubigen in der Bordkirche einfinden werden.

Wir kehren zu unseren Kakerlaken zurück, packen unser Bettzeug aus und legen uns nieder. Bevor wir einschlafen klopft jeder noch einmal kräftig an die Wand. Zur Warnung an die Käfer, dass sie die nächsten Stunden Ruhe geben sollen.

## **BANDA-INSELN**

Um 20:00 Uhr laufen wir Bandaneira an, den einzigen Hafen der Bandainseln, der ein so großes Schiff aufnehmen kann. Es ist stockdunkle Nacht; trotzdem können wir gegen den Himmel ein schwarzes Dreieck ausmachen, welches die Sterne verschluckt. Der Vulkankegel des Gunung Api, was übersetzt Feuerberg heißt. Er ragt 666 Meter hoch aus dem Wasserspiegel. Diese ominöse Zahl, six-six-six the number of the beast, bringen viele in Verbindung zu den verheerenden Wirkungen seiner Eruptionen. Der Vulkan ist nämlich immer noch aktiv und kann jederzeit ausbrechen.

Nur wenige Passagiere verlassen das Schiff. Umso mehr Menschen warten auf die Neuankömmlinge. Wir sehen uns einer Meute von Zimmervermietern ausgesetzt, die sich schreiend auf uns stürzt, Visitenkarten in die Hände drückt, uns das Gepäck von den Schultern reißen will, an den Armen zerrt und immer wieder betont, dass sie nur unser Bestes will – ohne jede Nötigung. Wir verfügen momentan weder über die Nerven noch die Stimmbänder um uns irgendwie durchzusetzen, zumal wir keine Ahnung haben, wo wir nächtigen möchten, und so lassen wir uns einfach vom Stärksten in sein Guesthouse abschleppen.

Dort treffen wir die Italiener wieder. Und zwei Bayern, die soeben genüsslich Bierflaschen entkorken. Sie prostern sich zu und trinken darauf, dass sie diese grässliche Überfahrt überstanden haben.

„Hier bleiben wir“, versprechen sie sich gegenseitig. „Bis uns ein Flugzeug zurück nach Ambon bringt!“

Aber in Bandaneira selbst gebe es doch nichts zu tun, wende ich ein, ob sie nicht wenigstens zum Schnorcheln auf eine der vorgelagerten Inseln wollen?

„Ohne Strom, ohne Kühlschrank? Was sollen wir dort? Hier ist das Bier kalt. Da bleiben wir.“  
Das kann uns Recht sein. „Prost!“

Nur eine Nachfrage erlaube ich mir. Warum denn die Überfahrt so schrecklich gewesen sei? Eine Lawine von Beschwerden bricht über mich herein: Ein Zimmer schwarz vor Kakerlaken, hunderte, tausende dieser scheußlichen Käfer! Und dann, nichts zu fressen, nichts zum Saufen!

„Ja, aber das Restaurant -?“

Sie starren mich an wie eine vom Mond.

„Glaubst du, wir würden uns von so einer Drecksküche vergiften lassen? Keinen Fuß setzen wir auf so einem Drecksschiff in so ein Drecksrestaurant. Wir sind doch nicht wahnsinnig!“ Die Bierflaschen klicken gegeneinander, die Bayern wiederholen ihren Toast und ich mache mich aus dem Staub.

### **12. Tag, Montag 25. Februar 2008**

Es ist heiß in der Nacht. Der Ventilator bläst unser Moskitonetz schräg übers Bett, trotz des stetigen Luftzuges schwitze ich. Wie viele Grad mag es wohl haben? Mir erscheint es viel wärmer als in Ambon. Vielleicht sind wir jetzt in der heißen Trockenzeit angekommen, denke ich. Ein Viertel Stunde später nähert sich ein seltsames Rauschen. Es kommt übers Meer auf unser Guesthouse zu, prasselt auf den Bootssteg, trommelt aufs Dach und plätschert in den Pfützen des Vorgartens. Eindeutig, es schüttet wie aus Kübeln. Von wegen Trockenzeit! Ergeben warte ich auf den kühlenden Lufthauch, der – zumindest bei uns zuhause – stets mit einem Regenguss einhergeht. In den Tropen ist das anders. Regen fühlt sich an wie ein Aufguss in der Sauna. Die Luftfeuchtigkeit schnellt auf 100 Prozent empor und der Schweiß bricht einem aus allen Poren. Erdrückende Schwüle breitet sich aus. Amüsiert denke ich an den Anorak, die Socken und das Stirnband in meinem Rucksack, die textil gewordenen Ängste vor Kälte, die ich sinnlos mit mir herumtrage.

Beim Frühstück treffen wir das italienische Paar und lernen ihren Freund Lorenzo kennen. Er lebt schon wochen- oder gar monatelang auf der kleinen Nachbarinsel Pulau Ai und ist gekommen, um seine zwei Gäste abzuholen. Wir könnten mitfahren. Das Boot ginge um 10:30 Uhr. Lorenzo zeigt mir den Weg durch verwinkelte Gassen zur Anlegestelle und macht mich mit dem Kapitän Georgio bekannt. Der ist kein Italiener, behauptet aber trotzdem, dass dies sein richtiger Name sei.

Lorenzo redet wie ein Buch; versucht für uns eine Unterkunft zu arrangieren, da er nun mit seinen zwei Freunden leider alle Zimmer bei Georgio belegen würde. Georgio ist nämlich nicht nur Bootsbesitzer und Betreiber der öffentlichen Schifflinie Bandaneira – Pulau Ai, sondern auch Hauseigentümer und Vermieter.

Wir hätten ohnehin bei Ardy wohnen wollen, wehre ich seine Bemühungen ab.

„Ardy?!“ Lorenzo schreit fast vor Empörung. „Hast du gehört Georgio, die wollen sich bei Ardy einquartieren!“

Es folgt ein langer Vortrag über die angeblichen Machenschaften des Bürgermeisters von Pulau Ai. Lorenzo empört sich über Korruption, Vetternwirtschaft, Intrigen und den Hickhack zwischen den verschiedenen politischen Lagern. Er zählt hundert Gründe auf, nicht bei Ardy zu wohnen. Ich halte nur einen dagegen: im Lonely Planet steht, dass Ardy die besten Zimmer habe. Für mich ist das ausschlaggebend. Lorenzo ist fassungslos. Damit würde ich des Bürgermeisters Position unterstützen! Ich sei kein Mafiajäger, sondern Tourist und wolle mich daher nicht in indonesische Dorfpolitik verstricken, versuche ich klarzustellen. Ich verkneife mir zu sagen, dass Lorenzo in seinem Heimatland ein üppigeres Betätigungsfeld für seinen Antikorruptionsfeldzug vorfinden würde, als hier. Säuberungsaktionen im Nachbargarten sind fragwürdig, wenn es rund ums eigene Haus stinkt.

Als wir uns zur vereinbarten Zeit am Steg einfinden, ist Georgio dabei, das Boot zu beladen. Die Sonne knallt von einem strahlendblauen Himmel und wir versuchen einen Platz im schattigen Inneren zu bekommen. Die Italiener klettern aufs Dach. Sie wollen braun werden. Das Boot ist nach meinem Geschmack viel zu überladen. Der Wasserspiegel reicht bis knapp an die Kante der Bordwand heran. Doch Georgio türmt unermüdlich Fässer, Kisten und Säcke in den Bootsrumpf, bis er ausgefüllt ist. Darauf dürfen die noch wartenden Passagiere Platz nehmen. Ich sehe mich um. Niemand scheint besorgt ob des massiven Übergewichts. Im Gegenteil. Alle sind zufrieden und glücklich, dass nichts und niemand zurückbleiben musste. Wir legen ab. Der Außenbordmotor hustet als hätte er Asthma. Gemächlich tuckern wir über die glatte Wasserfläche dahin. Der Vulkan, nördlich von uns, und die Insel Banda Besar südlich von uns, halten die Winde ab und lassen das Meer wie einen stillen See erscheinen.

Die Einheimischen versuchen mit uns ins Gespräch zu kommen. Ich konnte mir zwar vor der Reise einen nützlichen Wortschatz über Verkehrsverbindungen, Preisverhandlungen, Esswaren, Zimmervermietung, etc aneignen, doch jetzt müsste ich Konversation machen. Und erklären, warum wir keine Kinder haben, was unsere Eltern von unserem Fortgehen halten, wie wir unser Geld verdienen und so weiter und so fort. Ich bin schon in meiner Muttersprache kein Genie im Smalltalk, aber in Bahasa Indonesia wird es echt schwierig. Irgendwann geben die Einheimischen auf und beschränken sich darauf, uns anzulachen, oder wohlwollend unsere weißen Arme zu tätscheln.

Nach zwanzig Minuten schieben die wenigen PS des Motors das Boot aus dem Schutz des Vulkans ins offene Meer hinaus. Sofort erfassen uns kräftige Wellen und vom Dach des Bootes ertönt Gekreische. Ich fürchte schon, dass wir umkehren müssen. Aber Georgio hält weiterhin Kurs auf Pulau Ai. Das Boot schlingert, rutscht seitlich in die Wellentäler hinein, kippt immer wieder zur Seite, begleitet von Rufen und Gelächter vom Dach. Lustig finde ich das Ganze nicht. Ich forsche in den Gesichtern der Einheimischen. Keine Spur von Angst, nur ab und zu ein unterdrücktes Stöhnen, wenn einem der Magen gegen die Gurgel gehoben wird. Eine zarte Indonesierin, die als einzige von allen Frauen ein Kopftuch trägt, zieht ihr Töchterlein fest an sich. Sie hat schöne Gesichtszüge, mit leicht schräg stehenden mandelförmigen Augen und einer schmalen Nase. Anders als die derben Gesichter ihrer Nachbarinnen, wo großporige Haut dicke Falten über ausladende Kiefer- und Backenknochen wirft. Die schöne Frau merkt meinen interessierten Blick und bemüht sich zu einem Lächeln. Ebenmäßige, vollständige Zahnreihen blitzen auf. Eine Seltenheit in diesem ärztlich unterversorgten Land.

Das Boot ächzt und die Antriebsschraube des Motors surrt in der Luft. Der Bug neigt sich gefährlich nach unten und der Schiffsrumpf knallt mit einem harten Schlag auf dem Wasser auf. Eine Gischtfontäne schwappt über den Bug und spritzt durch die Luken zu uns herein. Das Mädchen beginnt zu weinen und die schöne Mutter drückt ihre Nase in den Haarschopf des Kindes. Sie ist plötzlich grau im Gesicht. Da reißt sich das Kind los und übergibt sich auf den Boden. Ich halte die Luft an. Schnell wird ein leerer Nylonsack gereicht. Der zweite Schwall endet im Plastik. Das Mädchen wimmert und die Mutter wird mit tadelnden Blicken

bedacht. Als ob sie etwas dafür könnte. Man wendet sich naserümpfend von den zweien ab. Die schöne Frau schämt sich furchtbar, senkt den Blick, während das Mädchen erneut zu würgen beginnt. Das Schiff schlingert, die Kotze schwappt unter dem Holzrost hin- und her und plötzlich übergeben sich beide, Mutter und Tochter, gleichzeitig in den Nylonsack. Wenn die dünnen Griffe nur nicht reißen, hoffe ich und krame ein Päckchen Taschentücher hervor. Normalerweise hasse ich parfümierte Sorten, aber diesmal bin ich um das *feh* sehr dankbar. Ich reiche der Mutter und der Tochter je ein Tüchlein, damit sie sich wenigstens den Mund abwischen können. Die Frau ziert sich, will das Taschentuch nicht annehmen. Sie hockt wie ein Häufchen Elend da und schämt sich in Grund und Boden. Die anderen Passagiere machen sich lustig über sie. Wegen der paar Wellen wird einem doch nicht schlecht, höhnen sie. Ich drücke ihr die beiden *feh*s in die Hand und sage zu ihr, dass ich das Ganze überhaupt nicht schlimm fände, sondern im Gegenteil, völlig normal. Das macht die anderen stutzig. Jetzt kommt Neid auf die parfümierten Tüchlein auf. Jeder will auch eins. Die Szene wäre ein grandioser Werbespot: Wie sich alle die Taschentücher vor die Nase halten, daran schnuppern und selige Mmmms von sich geben. Einer steckt sie sich sogar unter die Achseln. Oh, it's a *feh*!

Nachdem die Mageninhalte von Mutter und Tochter zur Gänze in den Nylonsack ausgelagert worden sind, erreichen wir ohne weitere Zwischenfälle das ruhigere Gewässer rund um Pulau Ai. Nach einer Stunde Fahrtzeit legen wir an der Hafenummauer an.

## AM ZIEL: PULAU AI

Wir zahlen Georgio das Fahrgeld und wollen uns Richtung Ardy davonmachen. Da ruft uns Lorenzo zurück und übergibt uns an ein Mädchen. Ihr sollen wir folgen, sie würde uns ins Haus ihrer Mutter bringen. Sie hätte sehr schöne Zimmer.

Das Mädchen läuft eiligen Schrittes voraus um den Auftrag auszuführen und uns bleibt nichts anderes übrig, als mit dem schweren Rucksäcken hinterdrein zu keuchen. Die Mittagshitze ist grausam. Kaum haben wir den Strand hinter uns gelassen bewegen wir uns durch einen Backofen. Das Mädchen zweigt auf schmalen Wegen ins Hinterland ab. Gibt es denn keine Unterkünfte am Meer? Wir haben das Gefühl ins Zentrum der Insel geführt zu werden. Kein Lüftchen regt sich zwischen den Häuserzeilen. Endlich sind wir da. Das Mädchen verschwindet ohne ein Wort über eine überdachte Terrasse im Inneren des Gebäudes, wir lassen uns auf den schattigen Stufen nieder. Das Meer scheint kilometerweit entfernt. Irgendwie haben wir uns den Aufenthalt auf einer kleinen Insel anders vorgestellt. Da taucht die Mutter auf und bittet uns hinein. Wir zögern und überlegen, sofort das Weite zu suchen. Den richtigen Augenblick dafür haben wir aber bereits verpasst. Jetzt müssen wir der Gastgeberin folgen. Sie deutet auf Stühle und lächelt uns an. Ich lächle zurück und bleibe stehen. Der erste Affront. Ich frage nach dem Zimmer. Sie zeigt durch eine geöffnete Türe in einen kahlen Raum mit einem Doppelbett. Und das Bad? Mit einer Handbewegung deutet sie in den mit Gerümpel übersäten Hinterhof. Markus will weg. „Kannst du ihr das irgendwie schonend beibringen?“

Ich stammele, stottere und fälsche etwas von noch-woanders-schauen, aber-vielleicht-doch-zurückkommen. Zurückkommen. Das letzte Wort hat sie verstanden. Mit raschem Griff verstaut sie unser Gepäck in unserem zukünftigen Zimmer. Zurückkommen. Bis dahin dürfen wir überall hin gehen.

Mit dem Dorfplan in der Hand wandern wir den langen Weg zurück. Bei der nächsten Abzweigung das dritte Haus, dort soll es gute Zimmer geben. Die Italiener sitzen bei besagtem Gebäude auf der Terrasse und lutschen an leuchtend roten Wassermelonenstücken.

Wir winken und eilen vorüber. In einer parallel zum Ufer verlaufenden Seitenstraße sollte sich Ardy befinden. Mangels Beschilderung stehen wir unschlüssig vor den Häusern herum, bis uns jemand das Richtige zeigt. Wir öffnen das schmiedeeiserne Gatter und treten ein, niemand da. Gerade als wir umkehren wollen, nähert sich eine dicke Frau, die sich ihre Hände an einer Schürze abwischt. Sie scheucht die Hennen davon, die durch die offene Gartentüre hereingekommen sind und schaut uns fragend an. Ohne Gepäck sehen wir offenbar nicht wie Zimmersuchende aus. Als sie unser Anliegen erfährt, zeigt sie uns zwei Räume. Einer besitzt neben einem Bett noch ein angebautes Bad. Sollte das wirklich das luxuriöseste Zimmer der ganzen Insel sein, so werden wir unsere Ansprüche etwas zurückschrauben müssen. Noch geben wir nicht auf. Ich bringe meine Entschuldigung vor, dass wir noch woanders schauen und vielleicht zurückkämen. Die Frau versteht und erklärt uns freimütig den Weg zu ihrer Konkurrenz ein paar Hundert Meter weiter.

Die Vermieterin, die wir dort antreffen, hat kein Interesse an Gästen. Sie ist derart unfreundlich, dass wir uns gar nicht zu entschuldigen brauchen, als wir die Unterkunft ablehnen. Es hätte uns ohnehin nicht gefallen. Damit hat sich die Zimmerauswahl erschöpft.

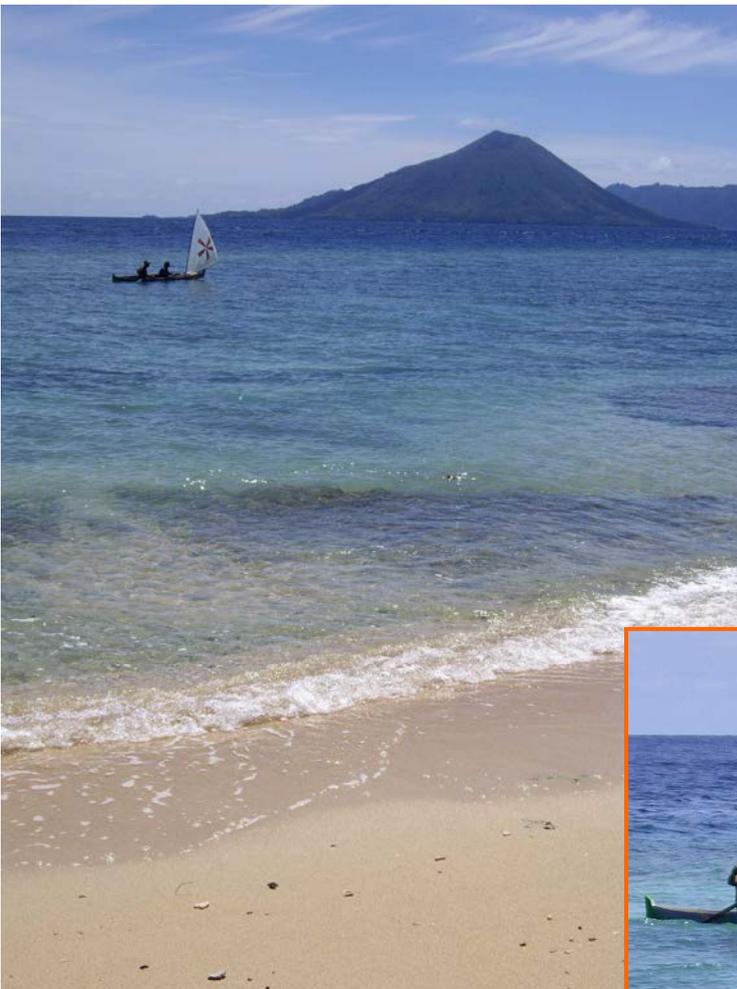
Als wir unser Gepäck abholen, will die Frau wissen, wo wir wohnen werden. Bei Ardy sage ich und befürchte irgendeine negative Reaktion. Aber sie lacht und reicht uns die Rucksäcke ohne eine Spur von Bitterkeit. Lorenzo hört wahrscheinlich das Gras wachsen.

Wir beziehen also das luxuriöseste Zimmer der Insel. Es besteht aus einem kahlen Raum mit einem kleinen Fenster, das einen Spalt weit nach außen gekippt werden kann. Darin steht ein schmales Doppelbett mit flachen Schaumstoffmatratzen. Unter einem Wandspiegel befindet sich ein winziges Regal; der freie Platz daneben ist von unseren Rucksäcken blockiert. Das anschließende Bad ist etwas spartanischer. In einer Ecke erhebt sich die hüfthohe Mauer des Wasserreservoirs aus dem Betonboden. Eine Schöpfkelle aus Plastik liegt darauf. Daneben steht eine Klomuschel westlicher Prägung. Von einem blinden Taschenspiegel und einer schiefen Hakenleiste an der Wand abgesehen, gibt es nichts.

Durch eine vergitterte Luge unter der Decke zwängt sich neben einem dicken Wasserschlauch ein wenig Licht herein. In beiden Räumen hängen Energiesparlampen. Strom komme es erst abends, erklärt die Vermieterin. Sie kann kein einziges Wort Englisch. Nicht einmal Zahlen. Zum Glück bin ich auf eine solche Situation sprachlich vorbereitet. Das Zimmer kostet pro Person 75.000 Rupien, drei Mahlzeiten und Tee eingeschlossen. Das entspricht in etwa 5 Euro für Vollpension! Ich erkläre ihr in meinem besten Indonesisch, dass wir Vegetarier sind. Als sie endlich versteht, dass wir weder Fleisch, noch Fisch und schon gar keine sonstigen „Früchte“ des Meeres essen, bekommt sie einen panischen



Ost-Strand im  
Morgenlicht



## Pulau Ai

Fischerboot im  
seichten  
Gewässer über  
dem Riff.

Im Hintergrund  
der 666m hohe  
Vulkan



Gesichtsausdruck. Sie stürzt zu einem großen, schwarzen Apparat in der Ecke des Wohnzimmers und klemmt diverse Kabel an Batterien an. Immer wieder beschwört sie ein dickes Funkgerät mit einem mir unverständlichen Namen. Es meldet sich niemand. Sie erhöht die Lautstärke. Das Schweigen im Äther wird bedrohlich. Es knackt, kracht und rauscht, als ob der Verstärker gleich explodieren wollte. Schließlich schreit die Frau. Ich kann ihre verzweifelte Stimme bis ins Bad hören, wo ich mir das kühle Wasser über den Kopf schüttele. Endlich krächzt jemand eine Antwort. Rasch gibt sie ihre Bestellung auf und lässt sich das Gewünschte bestätigen. Es fallen die Wörter Tofu, Tahu, Tempe und Gemüse.

Markus hat sich häuslich eingerichtet. Seine Bänder spannen sich kreuz und quer durch unser Zimmer, verknüpfen im Garten die Papayabäume miteinander und ersetzen im Bad die Handtuchhalter.

Die Hausherrin stellt Schüsseln mit dampfendem Reis, in scharfer Sauce eingelegte Eier, Omelettes und Gemüsecurry auf den Tisch. Der Menge nach zu urteilen, wird die Familie mit uns gemeinsam speisen. Wir warten daher, bis die anderen kommen. Die Frau schleppt einen Stapel Teller herbei, nimmt zwei davon und platziert sie auf dem Plastiktischtuch. Dann bleibt sie am schmalen Ende des Tisches stehen und blickt uns erwartungsvoll an.

„Nur für uns zwei?“, frage ich vorsichtig.

Sie nickt mit strahlendem Lächeln und deutet, dass wir endlich zugreifen sollen.

„Aber das ist viel zu viel“, protestiere ich.

Sie schüttelt energisch den Kopf und hebt die Deckel von den Töpfen. Nachdem wir von allem kräftig geschöpft haben und zum Schluss noch je zwei Eier auf unsere Teller legen, zeigt sie missmutig auf die verbleibenden vier Eier in der Schüssel. Ihr vorwurfsvoller Finger wandert weiter zum Reistopf, dessen Inhalt kaum geschrumpft ist, über die Hälfte der zurückgebliebenen Omeletts bis zum Gemüsecurry.

„Nicht gut?“, fragt sie in beleidigtem Tonfall.

Ich versuche ihr klarzumachen, dass in unseren Körpern einfach nicht genügend Platz für derartige Mengen sei. Sie mustert Markus eingehend, nickt dann verständnisvoll, streicht mit ihren Händen über ihren eigenen üppigen Leib und gibt uns durch Zeichensprache zu verstehen, dass wir in einer Woche so aussehen könnten wie sie, wenn wir brav äßen.

Die feuchten Neoprenanzüge sind angenehm kühl. Wir gehen in unseren Gummischuhen auf der Dorfstraße in Richtung Hafen, die Flossen, Taucherbrille, Schnorchel und Badekappe in der Hand. Eines möchte ich zum Thema Badekappe klarstellen: so blöd die Dinger auch aussehen mögen, so groß sind ihre Vorzüge. Die Haare geraten nicht dauernd in die Taucherbrille und verheddern sich nicht in deren Gummiband. Sie werden nicht ausgebleicht, nicht nass und somit bleibt der Kopf auch im Wind warm. Die Ohren sind vom Wasser geschützt. Und, das meiner Meinung nach wichtigste Argument: die Neonfarbe der Badekappe macht den Schnorchler für die Bootsleute sichtbar. Begegnungen mit Schiffsschrauben enden oft fatal. Für den Menschen.

Also lieber mit einer lächerlichen Badekappe ins Meer steigen. Ist eh schon egal. Wir fallen ohnehin auf. Es reicht hier, weiße Haut zu haben, fremd zu sein. Das zieht alle Blicke

magnetisch an. Darum bin ich froh, in einem Neoprenanzug zu stecken, denn in einem Bikini hätte ich den Gang durch das muslimische Dorf zum Strand nicht gewagt.

Angenehm kühles Wasser nimmt uns auf, trägt uns mit sanfter Strömung aus dem Hafen hinaus, schiebt uns über bizarre Korallenbänke hinweg und treibt uns bunte Fischeschwärme entgegen. Wir sehen Einhornfische, die ihre Verletzlichkeit mit einem Minidorn auf der Stirn zu tarnen versuchen; gefährliche Steinbeißer, die jedoch nur an abgestorbenen Korallen und nicht an Markus Beinen interessiert sind; Puffer- und Kofferfische, von uns liebevoll Puderdosen genannt und viele andere mehr. Im Gegensatz zu Ambon erreichen die Fische hier ihre normale Lebensgröße und sind bei weitem nicht so scheu. Die Strömung nimmt zu und zieht uns über eine senkrechte Korallenwand in einen dunkelblauen Abgrund hinaus. Zeit zur Umkehr. Ohne Flossen hätten wir ein Problem. Mit Flossen ist es bloß streng.

## NON

Ardys Haus ist verlassen. Eine Schale mit zehn frittierten Bananen erwartet uns am Küchentisch. Daneben stehen eine Thermoskanne mit gekochtem Wasser, Teebeutel und löslicher Kaffee. Die Bananen sind gut, jeder isst eine. Die Obstschale sieht trotzdem unangetastet aus.

Wir machen es uns in dem Haus gemütlich. Scheinbar wohnt außer uns niemand hier. Das quadratische Gebäude hat drei Eingänge, deren Türen untertags offen stehen und einen angenehmen Luftzug ermöglichen. Sie führen alle in einen einzigen Raum. Darin befinden sich das Esszimmer und das Wohnzimmer mit Polstergarnitur und Funkanlage. Die zwei Gästezimmer liegen sich gegenüber und engen den zentralen Raum in der Mitte zu einem schmalen Gang ein. Somit ist eine optische Trennung von Ess- und Wohnbereich gegeben. Der Boden ist weiß gefliest und fühlt sich herrlich kühl an. Ich schnappe mir ein Kissen von der Polstergarnitur und setze mich vor dem Türrahmen auf die Fliesen. Markus thront auf der Couch und legt eine Patience auf dem gläsernen Beistelltisch. Im Garten picken Hühner unter den aufgehängten Neoprenanzügen und gackern erregt, wenn ein Tropfen sie trifft. Idyllisch. Plötzlich quietscht das Gartentor. Kurz darauf taucht das Gesicht eines Mädchens in der Terrassentür auf. Sie hat sich auf die unterste Stufe des Eingangs gesetzt und starrt uns mit geweiteten Augen an. Ich grüße sie und schicke ihr ein Lächeln. Ihr Gesicht zeigt keinerlei Regung. Sie blinzelt nicht einmal mit den Augen. Sie fixiert mich. Etwas Zwanghaftes liegt in ihrem Blick, gepaart mit Angst. In kurzen Abständen wirft sie den Kopf herum, schaut zur Gartentür, als ahne sie eine drohende Gefahr. Ihr Körper duckt sich sprungbereit. Dann aber wendet sie sich mit unverhohlenem Interesse wieder uns zu, starrt abwechselnd zu Markus und dann wieder zu mir.

Ich spreche sie an. Ihre Mundwinkel zucken, sonst zeigt sie keine Reaktion. Das Mädchen ist offensichtlich geistig behindert. Aber etwas in ihrem Blick fasziniert mich. Vielleicht ist es das ungemein lebhaftes Interesse, das aus ihren Augen spricht und in völligem Gegensatz zu ihrer ausdruckslosen Mimik steht. Eine kontaktfreudige Seele, die in einem Körpergefängnis steckt und nichts anderes tun kann als Schauen. Das Mädchen ist mir auf Anhieb sympathisch. Es vergeht vielleicht ein Stunde im gegenseitigen Blickkontakt, eine intensive Stunde, in der das

Mädchen in Zeitlupe die Treppenabsätze überwindet und schließlich am Fußboden des Wohnzimmers kauert. Sie ist mir einen halben Meter näher gekommen. Sonst hat sich nichts geändert. Kein Lächeln, kein Zwinkern, nichts. Nur dieser starre Blick.

Das Gartentor quietscht und eine Frauenstimme keift. Erschrocken duckt sich das Mädchen und huscht davon. Taub ist sie also nicht. Vielleicht nur stumm.

Die Hausherrin tritt ein, mustert die Schale mit den frittierten Bananen, schüttelt seufzend den Kopf und macht dann im Garten einem Auberginenstrauch den Garaus. Sie hält mir die reichliche Ernte unter die Nase und fragt, ob wir damit zum Abendessen zufrieden wären. „Viel zu viel“, sage ich.

Das zaubert wieder das strahlende Lächeln auf ihr Gesicht und sie rauscht mit den sieben Auberginen in der Schürze ab. Sie überquert einen Feldweg und geht zu einer Gruppe von Holzschuppen, die rings um einen großen Laubbaum gruppiert sind. Es sieht so aus, als würde sie dort nicht nur kochen, sondern auch wohnen. Das gemauerte Gebäude mit dem weißen Fliesenboden dient offenbar nur den Gästen.

Zwei Stunden später sind die Auberginen wieder da. Als dünne, gegrillte Scheiben schwimmen sie in einer öligen Nussauce, die mit den Gewürzen Nelken und Muskat verfeinert ist. Das Gericht schmeckt fantastisch, wenngleich es unglaublich fettig und als Abendessen wohl eher ungeeignet ist. Wir essen alles auf. Die Wirtin strahlt. Plötzlich schlägt sie sich vor die Stirn, rennt aus dem Haus und kehrt mit einer Schale voller hartgekochter Eier zurück. Uns bleibt nichts anderes übrig, als sie zu enttäuschen. Mehr als ein Ei geht beim besten Willen nicht mehr in uns hinein.

Abends kommt der Strom. Mit lauten Geknatter startet der Generator in einem der Holzschuppen gegenüber und die Energiesparlampen beginnen zu dimmen. Die Wirtin schaltet alle Lampen ein und lässt den Ventilator auf höchster Stufe rotieren. Als wäre damit die Stromstärke nicht ausreichend genug bewiesen, muss sie noch das Radio und den Fernseher gleichzeitig aufdrehen. Stolz stemmt sie ihre Fäuste in die Hüften. Ich bringe lachend meinen Standardsatz hervor: „Viel zu viel“. Das hatte sie hören wollen. Jetzt kann sie den Fernseher und das Radio wieder ausstecken und der Ventilator findet zu einer angenehmen Drehzahl zurück. Sie deutet auf die Küchenuhr. Um zehn Uhr sei Schluss mit der Elektrizität. Sie käme dann, um alle Türen und Fenster zu verriegeln. Wir sollten bis dahin im Bett sein. Ich antworte mit: „Ja, Mama (Ibu)!“. Ältere Frauen mit Mutter anzusprechen gilt im Indonesischen als hohe Respektsbezeugung und Ibu freut sich dementsprechend.

An der Funkstation macht sich ein Mann zu schaffen. Es ist der Nachbar, der mit seinen Freunden auf der Hauptinsel Bandaneira palavert. Er habe schon von uns gehört, sagt er, ich hätte auf der Überfahrt einer Frau mit Medizintüchern geholfen. Woher wir kämen?

Unsere Antwort schickt er gleich drauf als Neuigkeit durch den Äther: Austria und Taschentücher wohnen bei Ardys. Geheimnisse gibt es auf den Bandainseln keine.

Plötzlich sitzt das Mädchen wieder auf der Türschwelle und starrt mich an. Der Nachbar wirft mir einen fragenden Blick zu, ich lächle und nicke dem Mädchen zu. Das bedeutet, sie darf

bleiben. Während einer Funkpause gesteht er mit warmer Stimme: „Meine Tochter.“ Gleichzeitig zuckt er hilflos mit den Schultern und wedelt mit der Hand vor seiner Stirn hin und her. Dieses Symbol für nicht-ganz-richtig-im-Kopf ist offenbar weltweit verbreitet. Ich frage nach ihrem Namen.

„None“, antwortet er.

Ich bin schockiert. Nicht einmal einen Namen hat dieses Mädchen! Er wiederholt liebevoll „Non“ und ich erkenne mein Missverständnis. Der Mann spricht ja kein Englisch.

„Non“, sage ich zu dem Mädchen und bilde mir in, ein kurzes Aufleuchten in ihrem starren Blick erkannt zu haben.

Markus schenkt ihr eine Spielkarte, einen Joker, den er zum Patiencelegen nicht benötigt. Das Mädchen ergreift die Karte mechanisch, wie ein Roboter und sieht sie kein einziges Mal an. Ihr Blick hängt nur an Markus Gesicht. Ein viertel Stunde später reicht sie den Joker Markus zurück.

„Sie darf nichts behalten“, erläutert ihr Vater. Das habe er ihr beigebracht, damit ihr niemand einen Diebstahl andichten könne.

Ich verabschiede mich mit einem indonesischen „Gute Nacht“ von Non und gehe zu Bett. Die unergründlichen Augen des Mädchens verfolgen mich bis in den Schlaf.

### **13. Tag, Dienstag 26. Februar 2008**

Der Hahn irrt. Es ist stockdunkle Nacht. Ich liege schweißgebadet in dem schmalen Bett und versuche weder an Markus noch am Moskitonetz anzustreifen. Vor dem Fenster kräht der Hahn den Mond an. Mit dem feuchten Tuch, welches ich abends nass gemacht habe, streiche ich über meine nackte Haut. Das kühlt die Körpertemperatur ab. Ich drehe mich auf die andere Seite, das Bettgestell quietscht erbärmlich auf. Der Hahn draußen erschrickt und flattert davon. Kurz darauf höre ich Kinderstimmen, die im Chor einen Refrain brüllen. Immer wieder, immer lauter. Schließlich zerbirst das Geschrei in schrilles Gelächter, eine Männerstimme versucht sich durchzusetzen; Hennen gackern aufgeregt bis der Hahn mit einem Kikeriki dazwischenfährt. Das Bett schwankt und ächzt und gibt Markus Körper mit einem widerstrebenden Quietschen frei.

„Wie lange willst du denn noch schlafen?“, fragt mich Markus erstaunt.

Ich murmle etwas von mitten in der Nacht, denn eben war es noch stockdunkel. Aber ich täusche mich. Draußen scheint bereits die Sonne.

Ibu hat die Thermoskanne auf den Tisch gestellt und die Schale mit den frittierten Bananen von gestern in die Mitte gerückt. Sie liegen wie schlappe, graue Würste im eigenen Öl. Ich stülpe das Fliegengitter darüber und schiebe sie zur Seite. Dann widmen wir uns dem Tee und der Kondensmilch.

Später packen wir die Schnorchelsachen in große Taschen und machen uns auf den Weg Richtung Westen. Die Italiener kommen uns entgegen. Der beste Strand liege im Osten, sagen sie und wir schließen uns ihnen an. Sie haben Recht. Wir brauchen keinen Vergleich zu anderen Stränden, denn selbst in unserer Fantasie könnten wir uns nichts Schöneres

ausmalen. Nachdem wir hinter der letzten Fischerhütte über ein umgedrehtes Holzboot vom grünen Dickicht zum Meer hinabgeklettert sind, öffnet sich ein goldfarbener Sandstrand. Ein völlig unberührtes Band, dem das türkis leuchtende Meer ergeben zu Füßen liegt. Nur ganz sacht schwappen kleine Wellen über den Sand und malen ockerfarbene Bögen mit unterschiedlicher Farbkraft. Das vorgelagerte Korallenriff bremst die Wogen des offenen Meeres und scheidet die seichten Gewässer von den tiefen, wie eine Membran zwei unterschiedlich gefärbte Flüssigkeiten. Die hellen Blautöne bis zum Türkis reichen an die gischtgekrönten Trennlinie des Riffs heran, dahinter wird es abrupt dunkel und man erahnt den Abgrund, in den der Meeresboden stürzt. Keine dieser Inseln besitzt einen sanften Übergang, ein gleichmäßiges Gefälle. Sie alle sind von einem flachen Schelf umgeben, der unmittelbar in senkrechte Wände abbricht.

Bei Ebbe, so erklärt uns Lorenzo, könne man weit draußen vereinzelte Korallenstöcke sehen, deren Spitzen die Wasseroberfläche durchstechen. Man müsse das Niveau des Meeresspiegels daher während des Schnorchelns im Auge behalten. Die Flut könne ebenfalls zum Problem werden, sagt Lorenzo und bleibt am Ende einer weitläufigen Sandbucht stehen. Hier verengt sich der Strand auf ein paar Meter Breite und geht in nackten Fels über, der vom Meer ausgehöhlt worden ist und nun in einem offenen Halbrund den Strand überragt. Lorenzo hebt seine Hand und befühlt die steinerne Decke des Gewölbes. So hoch könne das Wasser bei extremem Tidenhub steigen, warnt er mit gewichtiger Stimme und blickt nacheinander jedem einzelnen von uns in die Augen. „Dann kommt hier niemand mehr vorbei.“ Lorenzo hätte gar nicht so übertreiben müssen. Schon ein Anstieg von einem Meter schafft unter dieser Klippe ein ernsthaftes Problem. Der Italiener heftet sich an Markus Seite und während sie langsam weitergehen, bringt er seinen Erfahrungsschatz in einem ununterbrochenen Redeschwall an den (meinen) Mann. Ich bleibe unbemerkt zurück. Atme befreit auf.

Wir sind insgesamt fünf Touristen auf dieser Insel. Fast die Hälfte davon stellen wir selbst. Und ein einziger Mensch allein schafft es, den Eindruck zu erzeugen, dass man in einer Reisegruppe unterwegs ist.

Markus bemerkt mein Verschwinden, dreht sich um und wirft mir einen verzweifelten Blick zu. Aber da ist schon Lorenzos Hand auf seiner Schulter, die ihn erbarmungslos weiter schiebt. Allmählich überdeckt das sanfte Plätschern des Wassers die sich entfernenden Stimmen. Leere Muschelschalen klicken leise, wenn sie in der Dünung gegeneinander stoßen. Ein Luftzug klappert mit den harten Blättern der Palmen, die die Felsen überragen. Die undurchdringliche Vegetationsdecke schiebt sich so weit wie möglich ans Meer heran, Bäume strecken ihre Äste über den Klippenrand hinaus, Luftwurzeln und stacheligen Ranken irgendwelcher Kletterpflanzen hängen von der äußersten Felskante wie ein Vorhang herab. Die Klippen sind so porös, dass sich an manchen Stellen die Wurzeln der großen Palmen von oben nach unten durchbohren konnten und sich nun an der Innenseite des Gewölbes wie hölzerne Schlangen winden.

Ich genieße den kühlen Schatten unter dem überhängenden Wurzeldach und versuche die Schönheit des Ortes mit der Kamera einzufangen. Das Strandgold, die lichten Türkistöne des flachen Wassers, dahinter das dunkelblaue Meer, aus dem sich der gleichmäßige Kegel des Vulkans erhebt. Sein Gipfel lässt sich nur erahnen, denn eine immer gleich bleibende Wolke schwebt über dem riesigen Krater an der Spitze des Berges. Das Gleißeln des Himmels wird

durch die Rankengirlande im Vordergrund in ein zartes Spitzenmuster zerbrochen. Ein außergewöhnliches Motiv.

Nach der Engstelle mit dem Klippenüberhang weitet sich der Strand erneut zu einer Bucht, die von einer hohen Felswand gesäumt ist. Knochenbleiche Baumskelette ragen aus dem Sand; Skulpturen von Meer und Sonne geschaffen.

Markus und die Italiener warten unter den Ästen eines riesigen Baumes, der einen schattigen Baldachin aus Blättern über den Strand spannt. Lorenzo strahlt voller Stolz, als wäre er an der Aufzucht dieses prächtigen Gewächses beteiligt gewesen. Der Baum ist ein Naturwunder. In Österreich würde man ihm die Bezeichnung „Naturdenkmal“ verleihen. Das Wunder bezieht sich auf seine Statik. Es ist unbegreiflich, warum er nicht abbricht oder zumindest von den Felsen herunterkippt. Sein Hauptstamm befindet sich nämlich an der Oberkante der Klippe. Er ist jedoch nicht in die Höhe gewachsen, sondern hat sich in drei Äste geteilt, die jeder für sich allein den Umfang eines Baumes besitzen. Diese waagrechten Astbäume strecken sich nun zwanzig Meter weit in Richtung Meer hinaus und verzweigen sich dabei in unzählige Seitenarme. Sie spannen dabei eine grüne Kuppel auf, die über dem Strand schwebt. Wo aber ist das Gegengewicht? Wie können Wurzeln diese Masse mit dieser ungeheuren Hebelwirkung halten? Wir inspizieren die Felsen unterhalb des Stammes. Das Meer hat an dieser Stelle eine zimmergroße Grotte aus dem porösen Gestein gewaschen. Die Gewölbedecke misst höchstens einen Meter. Und genau darüber befindet sich der Baum. In diesem scheinbaren Widerspruch liegt wahrscheinlich des Rätsels Lösung: Die Wurzeln bahnten sich eine Weg durch die Ritzen, Löcher und Klüfte im Gestein. Einige der oberschenkeldicken Stränge sind an den Grottenwänden erkennbar. Sie konnten sich felsenfest verankern. In einer Humusdecke hätten sie nie den nötigen Halt gefunden.

Lorenzo will uns noch in die nächste Bucht führen. Markus und ich winken ab. Wir bleiben im Schatten des Baumes und werden von hier aus schnorcheln gehen. Auch das italienische Paar streikt. Lorenzo bringt hunderttausend Argumente hervor. Aber wir sind schon in die Neoprenanzüge geschlüpft und stopfen unsere Silikonstöpsel in die Ohren. Stille. Nur der eigene Atem und später, im Wasser, das Blubbern der Luftblasen.

Ein unversehrter Korallenteppich breitet sich unter uns aus. So wie Moos einen feuchten Waldboden flächendeckend überzieht, so üppig ist hier der Meeresgrund bewachsen. Jeder Quadratzentimeter lebt. Die Vielfalt ist einzigartig. Versteinerte Christbäumchen mit blauen Spitzen, braune Lederkorallen und ein Gewirr aus Elchgeweihen, daneben Rosetten, die Zierkohl gleichen oder aufgeblättern Kopsalaten. Aus Grotten leuchtet das Orangerot der Feuerkorallen; in sandgefüllten Becken wogen Weichkorallen sanft in der Dünung. Wir gleiten so knapp über diese Unterwassergärten dahin, dass wir die Härchen der Polypen flimmern sehen, den silbrigen Flaum, der die Kalkskelette umgibt und Beweis dafür ist, dass diese steinern wirkenden Gemüsebeete lebendig sind.

Ehrfürchtig bestaunen wir den Garten Eden unter Wasser. Unsere Augen haben schon einige Tauchspots gesehen, von denen behauptet wird, sie seien die schönsten der Welt. Aber

weder das berühmte Blue Hole in Belize, noch Tulamben (Bali) und die Gili Inseln (Lombok) kamen an diese Vielfalt heran.

Das Sonnenlicht fällt ungehindert durch das klare, seichte Wasser und lässt die Farben aufleuchten. Die Fische schwimmen zum Greifen nah zwischen den Korallen herum. Mutige Clownfische versuchen uns sogar mit einer Angriffsattacke gegen die Taucherbrille von ihrer Anemone zu vertreiben. In dem bizarren Geäst einer Hornkoralle steht ein Schwarm dunkelblauer Fische. Auf ihrem Körper schimmern silberne Tupfen und verleihen ihnen das Aussehen eines sternensäten Nachthimmels. Wenn man ihnen zu nahe kommt, dann sinken sie in das Geäst der Koralle hinein, als würden sie untergehen.

Scharen von Einhornfischen weichen erschrocken vor Markus aus und fliehen in meine Richtung. Vor mir wenden sie abrupt und fliehen zu Markus zurück. Es ist, als würden wir mit ihnen Ping Pong spielen. Es bewährt sich, im Abstand von einigen Metern parallel über das Riff zu gleiten. Eine Schule von Buntbarschen ballt sich zu einer Kugel, bildet ein Gewusel aus farbenprächtigen Leibern, bevor sie wie eine Rakete davon zischen. Silberige Barracudas lauern direkt unter der Wasseroberfläche, vom Glitzern der Wellen getarnt.

Die Strömung trägt uns sanft bis zur Kante, wo das Riff senkrecht ins Blauschwarz des tiefen Meeres fällt. Der Übergang ist unheimlich, als könnte man in diesen bodenlosen Abgrund hinab stürzen. Zumindest mein Herz glaubt an diese Möglichkeit und rutscht gleich ein wenig tiefer. Daraufhin wird dem Magen ganz flau. Bevor dieser nun den Darm mit seiner Angst ansteckt und rebellisch macht, schwimme ich wieder übers Riff und bleibe hinter der Kante, bis mein Körper Vertrauen gefasst hat.

Aus den unergründlichen Tiefen des Wassers tauchen dunkle Klumpen auf, die im Höhersteigen allmählich erkennbare Konturen annehmen. Eine Gruppe von Büffelkopf-Papageiefischen, mit Körpern größer als ein Mensch, manifestiert sich in dem Blau. Die Fische ziehen der Korallenwand entlang, sinken wieder tiefer und ihre Umrisse lösen sich im Wasser auf. Markus glaubt bei jeder amorphen Masse, die aus der Dunkelheit emporsteigt, einen Hai zu erkennen. Ich bin froh, dass sich die „Haie“ vorerst als Napoleonfische oder Riesenbarsche entpuppen. Raubfische, selbst wenn sie für Menschen ungefährlich sind, sind mir unheimlich. Einstweilen fühle ich mich in der aquariumartigen Umgebung wohler und bleibe im seichten Gewässer.

Die Strömung hat uns ans Ende der Bucht getrieben, der Flachwasserbereich ist plötzlich sehr schmal geworden und schmiegt sich eng um einen Felsvorsprung. Die Sicht im Wasser verringert sich auf ein paar Meter, Sand wirbelt auf. Die Vermischung von sehr warmen Oberflächenwasser und der kalten Strömung von dem nahen Abgrund lassen das Meer wie dickflüssiges Gelee flimmern. Ich will Markus deuten, dass ich umkehren will, doch sein Schnorchel tanzt bereits vor der nächsten Bucht. Also lasse ich mich durch das gallertartige Wasser treiben und bin kurz darauf bei ihm.

Er schwebt über einer sanften Mulde aus Korallen, das Meer ist wieder glasklar und ruhig. Am Ufer wölbt sich eine Bucht, die nur vom Wasser aus zugänglich ist. Im Gegensatz zum Strand, von dem wir weggeschwommen sind, ist der Sand hier schwarz. Große Lavabrocken liegen am Strand und im seichten Wasser verstreut. Das Hinterland neigt sich in einer steilen Böschung zum Meer hinab und durch den Wegfall der Klippenbarriere wuchert die Vegetation

bis in den Sand hinein. Wir beschließen, das nächste Mal hier an Land zu gehen und wenden uns wieder den Korallen und den Fischen zu. Nach eineinhalb Stunden sind wir komplett ausgelaugt und trotz Neoprenanzug wird es allmählich kühl. Die Strömung hat sich inzwischen umgekehrt und trägt uns mühelos in unsere Bucht zurück.

Unsere Sachen liegen in einer kleinen Höhle in der Klippe, von den Italienern zeugen nur mehr die Fußspuren im Sand. Schweigsam gehen wir zurück, ein jeder in seine Eindrücke vertieft, die von dieser fremden Welt unter Wasser vor dem inneren Auge nochmals ablaufen. Es fehlen Worte, die richtigen Worte.

Zuhause empfängt uns Lärm. Holländer sind in das zweite Gästezimmer eingezogen. Die beiden jungen Männer freuen sich auf Fleisch und Fisch und sind enttäuscht, als die Wirtin das Mittagessen bringt. Spinat, Bohnen und Reis. Den Stapel hartgekochter Eier überlassen wir gerne ihrer Gier nach tierischem Eiweiß. Der eine Holländer namens Morschi beherrscht die Szene. Schon seine stattliche Körperfülle rückt ihn automatisch ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Sein Reisepartner dagegen ist klein und unscheinbar, ich vergesse seinen Namen sofort wieder. Morschi rauscht durch die Zimmer, als würde er sich auf einer Bühne bewegen. Seinen haarigen Oberkörper präsentiert er ebenso stolz wie seinen üppigen Bauch, unter dem er ein durchscheinendes Tuch, das er um die Hüften geschlungen hat, fest klemmen kann. Unterwäsche trägt er nicht. Dafür Ohrstöpsel, die von einem Walkman gespeist werden. Während Morschi seinen kaum verhüllten Körper im Haus spazieren führt, pfeift oder summt er die nur für seine Ohren hörbaren Melodien mit. Ich erkenne die Musik und das macht mich stutzig. Es sind Opernarien. Aus Mozarts Figaros Hochzeit und Verdis La Traviata.

Als er seine Gehörgänge einmal frei gibt, um uns nach Aschenbechern zu fragen, spreche ich ihn auf seinen Musikgeschmack an. Er staunt ebenso wie wir, dass auf dieser winzigen Insel drei Opernliebhaber zusammentreffen.

„Seid ihr auch Sänger?“, will er daraufhin von Markus und mir wissen, während die Asche seiner Zigarette auf die weißen Fliesen fällt.

Morschi Franz singt Opern. Hauptberuflich. Ich bin skeptisch und witzle, dass er zwar den nötigen Resonanzkörper besitze, aber das Rauchen spreche dagegen.

„Wieso?“, entgegnet der Holländer verwundert, „die meisten Opernsänger rauchen!“

Ich wünsche mir eine Beweisarie von ihm, aber Morschi verweigert. Nicht einmal im Bad unter Schöpfkellendusche wolle er für mich singen. Er sei schließlich im Urlaub.

Wir waschen ein paar Kleidungsstücke und weil die Nachmittagshitze unerträglich ist, ziehen wir die feuchten Sachen gleich an. Die Verdunstungskälte schützt uns gerade solange, bis wir den sonnigen Dorfpfad verlassen und in den Waldschatten eintauchen. Inselerkundung haben wir uns in den Kopf gesetzt. Vielleicht hätten wir zuerst Lorenzo um einen Tipp fragen sollen. Denn der Weg, dem wir aufs Geratewohl folgten, wird immer schmaler und zwingt sich durch wucherndes Gestrüpp. Ich trample vor Markus her – wegen der Schlangen. Wir irren kreuz und quer durchs Dickicht, zweigen nach Gefühl bei einer Weggabelung mal nach links, dann wieder nach rechts ab. Die Trampelpfade verbinden kleine Lichtungen miteinander, die einst

für den Ackerbau aus dem Wald geholt worden waren. Jetzt liegen die meisten brach in der sengenden Sonne. Die Wegspuren mündeten plötzlich in einen breiteren Pfad, der zielstrebig den Wald durchquert. Vielleicht ist dies der Weg zur anderen Seite der Insel, hoffen wir und schieben den Gedanken zur Umkehr auf. Eine halbe Stunde lang gehen wir geradeaus, ohne dass sich am Landschaftsbild irgendetwas ändert. Dichtes Unterholz, Sträucher, palmenartiges Gestrüpp und immer wieder einmal der gewaltige Stamm eines Urwaldbaumes, der sich aus wandartigen Wurzeln erhebt. Zwischen den Ästen hängen Spinnennetze mit Fäden so dick wie Garn. Riesige Spinnen lauern im Zentrum auf ihre Beute. Ich tippe auf Vögel – der Größe des Fangapparates entsprechend.

## **SÜSSE ZITRONEN**

Plötzlich steht ein dunkelhäutiger Mann vor uns. Er hält eine lange Machete in der Hand. Unter den Resten seines zerschlissenen Leibchens spielen kräftige Muskeln. Er starrt uns an, als wären wir Wesen von einem anderen Stern.

„Mau ke mana?“, richte ich den Standardfragesatz nach seinem Wohin an ihn.

Er grinst und anstelle einer Antwort wiederholt er die Frage.

Ich sage, dass wir zur Küste auf der anderen Inselfeite wollen.

Viel zu weit, sei das, viel zu weit.

Das will ich nicht glauben, so groß ist die Insel doch gar nicht. Vielleicht hat er mich falsch verstanden. „Zum Strand“, wiederhole ich daher, „zum Strand gehen wir.“

Plötzlich ist der Strand nicht mehr weit entfernt, sondern ganz in der Nähe. Er wisse den Weg, wir sollen ihm folgen. Der Mann ist barfuß und seine nackten Sohlen huschen lautlos über den Waldboden. Ich frage nach Schlangen. Gäbe es keine, auf allen Bandainseln kämen keine gefährlichen Tiere vor. Und diese Spinnen? Ich deute auf so ein Monster, dessen Riesenradnetz zwei Bäume miteinander verbindet. Der Einheimische versteht meine Angst nicht und macht große Augen. Dann zweigt er seitlich ins Gebüsch ab.

Markus bleibt stehen. „Wo führt uns der hin?“, will er von mir wissen, als ob ich eine Hellseherin wäre.

Jedenfalls nicht zum Strand, da bin ich mir sicher.

Der Mann ruft uns. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als ins Gestrüpp zu marschieren. Ich muss lachen, als ich Markus beobachte, wie er vorsichtig seine Füße genau an die Stellen setzt, auf die ich bereits getrampelt bin. Er glaubt das mit den Schlangen nicht. Ich kann mir den aufmerksamen Blick auf den Boden gar nicht erlauben, denn mein Schreckengespenst lauert zwischen den Zweigen. Allein die Vorstellung mein Gesicht könnte das Netz einer Riesenspinne berühren, ist ärger als der schlimmste Albtraum.

Der Indonesier wartet neben einer winzigen Hütte aus Bambusrohren, bis wir den laubbedeckten Platz unter einem großen Baum erreicht haben. Dann holt er eine Stange aus der Hütte und zeigt ins Geäst über unseren Köpfen.

„Süße Zitronen“, sagt er und deutet auf die handballgroßen Früchte. Mit einem gezielten Schlag erntet er so ein Ding und legt es mir in die Hand. Die Schale erinnert an eine Grapefruit, ist jedoch noch grün.

## Exotische Früchte



Der Mann mit der Machete überraschte uns im Wald mit einer „süßen Zitrone“



Auch der Bürgermeister hielt eine Überraschung bereit:

**Durian (Stinkfrucht)**

Allerdings eine grausame Überraschung – für die Geschmacksnerven



Der Mann schält die Frucht mit der Machete und bricht sie auseinander. Rosarotes Fruchtfleisch liegt verpackt in Schnitzen aus zäher, weißer Haut. Die Haut ist so dick, dass sie sich leicht abziehen lässt. Die einzelnen Fasern des Fruchtfleisches sind wie kleine Flakons durch eine dünne Membran voneinander getrennt. Sie fühlen sich äußerlich trocken an, platzen jedoch bei geringer Berührung auf und verspritzen ihren herbsüßen Saft im Mund. Eine Art Ur-Grapefruit. Der Mann freut sich über unser Interesse und schlägt eine Frucht nach der anderen vom Baum. Er ist nicht zu bremsen. Nachdem wir alle unseren Durst an den „süßen Zitronen“ gestillt haben, liegen immer noch welche am Boden herum. Der Mann drückt sie uns in die Hände.

„Mitnehmen“, sagt er, „für zuhause.“ Und mahnt uns umzukehren, denn der Strand sei viel zu weit entfernt und der Weg dorthin zu gefährlich. Zum Abschied winkt er mit der Machete.

Als wir aus dem Wald heraus treten, laufen wir geradewegs Lorenzo in die Arme. Er habe uns gesucht, weil er uns einen wundersamen, versteckten Pfad zur anderen Seite der Insel zeigen wollte.

Zu spät. Wir kämen eben von dort, lügen wir und hätten uns unterwegs noch mit etwas Proviant eingedeckt. Erstaunt blickt Lorenzo auf die Früchte. Die seien selten, behauptet er und will wissen, wo wir sie gefunden haben.

„Geheimtipp“, antworten wir und lassen den verdutzten Italiener stehen.

Bei unserer Rückkehr treffen wir den Hausherrn an. Jusuf heißt er und ist der Bürgermeister von Pulau Ai. „Und wer ist dann Ardy, der Namenspatron des Gästehauses?“, frage ich erstaunt. Sein Sohn, klärt mich der Bürgermeister auf. Jusuf spricht ungefähr so viel Englisch wie ich Indonesisch. Trotzdem möchte er sich gerne unterhalten. Im Haus ist es drückend heiß und ich bin kein Meister der Konversation. Nach den ersten Höflichkeitsfloskeln und einer Höflichkeitstasse Tee bricht mir der Schweiß aus allen Poren. Wir entschuldigen uns und gehen nochmals schnorcheln.

Diesmal steht das Wasser höher und wir kommen gar nicht erst bis in unsere Bucht. Aber das Riff ist weiter vorne ebenso schön und voller großer Fischeschwärme. Ich entdecke sogar einen Rotfeuerfisch, der sich allerdings scheu unter einer Koralle versteckt, als ich ihn Markus zeigen will. Er behauptet daraufhin, in der Ferne die Silhouette eines Haies gesehen zu haben.

#### **14. Tag, Mittwoch 27. Februar 2008**

Die Holländer schlafen noch. Zumindest einer. Ob der andere das laute Schnarchen in seine Träume einbauen kann, ist ungewiss. Leise verlassen wir das Haus. Auf der überdachten Veranda bekommt Markus einen Anfall. Er schleudert die Neoprenschuhe auf die Fliesen als wolle er sie zerschmettern, stürzt sich dann auf sie und trampelt wie von Sinnen auf den schwarzen Gummidingern herum. Der Hahn, der bereits aufgeplustert zu einem Kikeriki ansetzen wollte, bringt nur mehr ein erschrockenes Glucksen hervor und flattert rückwärts vom Zaunpfosten. Ich bin nicht minder überrascht und verfolge ängstlich Markus' Gewaltausbruch. Die spontane Frage nach seinem Geisteszustand schlucke ich hinunter.

Vielleicht besser so. Endlich lässt er von seinen Opfern ab. Der Gummi springt mit einem letzten Zucken wieder in seine ursprüngliche Form und bleibt dann regungslos liegen. Markus nimmt die Schuhe vorsichtig in die Hand, dreht sie mit der Öffnung nach unten, schüttelt sie, kehrt sie um und wirft einen kontrollierenden Blick in den Schaft.

„Die sind sicher tot“, kommentiere ich.

„Ja, das hoffe ich.“

Jetzt getraue ich mir die zuvor verkniffene Frage zu stellen: „Sag mal, spinnst du?“

„Wieso?“

„Was haben dir denn deine Schuhe getan?“

Markus schaut mich verständnislos an während er in das Neopren schlüpft und fragt: „Wer soll wem was getan haben?“

Ich will ihn gerade dezent an seinen Veitstanz erinnern, als mich ein stacheliges Gefühl unter meinen rechten Zehen innehalten lässt. Mein Fuß steckt fest im feuchten Neoprenschuh, den ich vor ein paar Sekunden angezogen habe. Ganz vorsichtig wackle ich mit den Zehen. Nichts. Erleichtert stehe ich auf. Da ist es wieder! Etwas krabbelt! Mit einem Entsetzensschrei lasse ich mich zu Boden fallen und reiße panisch am Gummischuh herum. Das Ausziehen geht nicht so schnell wie ich möchte, das Neopren klebt und lässt sich nur widerstrebend von der Haut schälen. Bilder monströser Spinnen, Skorpione und giftiger Tausendfüßler manifestieren sich in meinen Gedanken. Endlich ist der Fuß frei. Die Zehen schauen normal aus, keine Tarantel hat sich darin verbissen. Ich schüttle den Schuh aus. Ein etwa eineinhalb Zentimeter großes Käferchen fällt auf die Fliesen und rennt davon.

Markus grinst blöd.

Ich will nichts hören.

Aber er kann sich seine Genugtuung nicht verkneifen: „Wie lange predige ich dir schon vergeblich, dass du in den Tropen vorsichtig sein musst? Es wimmelt hier von Insekten. Aber du lässt immer die Rucksäcke offen herum stehen, beutelst deine Hosen nicht aus bevor du hineinschlüpfst und steckst deine nackten Füße in Schuhe, die die Nacht über im Freien gestanden sind.“

„Amen.“

„Mir kann so etwas nicht passieren.“

„Dafür hat mein Käfer überlebt.“

Wer weiß in welchem Leichensaft Markus Füße schwimmen?

Der Strand schimmert samten im ersten Morgenlicht. Die scharfen Kanten der Klippen verbergen sich hinter einem Überzug aus pfirsichfarbenem Plüsch. Krebse buddeln ihre Sandlöcher frei und schleudern Materialfontänen in die Luft, deren lange Schatten die Aktivität der Tiere überdimensional groß erscheinen lassen, wie Eruptionen unterirdischer Strandvulkane. Das Meer liegt glatt wie ein Seidentuch, gebügelt von der Schwere der Nacht. Es hat seine ihm aufgezwungene, unnatürliche Fracht in dicken Maden ans Land gelegt. Die unverdauliche Zumutung den Menschen vor die Füße gekotzt. Direkt ins Paradies hinein. Eigentlich wollten wir in diesem wunderbaren Licht Fotos machen. Aber die Wülste von ineinander verknoteten Stoffresten, Nylonfetzen und Plastikteilen, drapiert mit leeren Petflaschen, Sohlen von Flip-Flops und Redbulldosen verderben das Idyll. Die Flut hat den

Abfall an die tiefen Äste der Bäume gehängt oder sie auf Felszacken drapiert, damit man die Schande auf gar keinen Fall übersehen oder ausblenden kann. Wie ist so etwas möglich?, fragen wir uns. Gestern war der Dreck nicht da gewesen.

Die Euphorie, die uns frühmorgens wegen der Aussicht auf große Fische aus dem Bett trieb, ist verflogen. Schweigend und traurig tauchen wir am Rand der Müllkippe in das Meer. Doch es empfängt uns entgegen unserer düsterer Vorahnungen mit glasklarer Reinheit und lässt die Sonnenstrahlen ungetrübt über die Korallen tanzen. Eine Gruppe Napoleonfische scheint uns erwartet zu haben. Als wir über ihnen sind, ziehen sie gemächlich weiter und geben uns genügend Zeit, die Putzerfische auf ihrer Schuppenhaut zu beobachten. Über der Riffkante glitzern die Leiber hunderter Sergeants, aufgefächert wie eine Girlande. Wir tauchen in diesen Vorhang hinein, der sich wie von Geisterhand vor uns öffnet und sich hinter uns sofort wieder schließt. Eine Handbewegung reicht aus, um den Fischschwarm zu dirigieren.

Mit einer fast unmerklichen Strömung treiben wir der Riffkante entlang, regungslos wie ein Stück Holz, um die Fische nicht zu ängstigen. Und tatsächlich bleiben sie vor ihren Korallengrotten stehen, schauen uns verwundert an oder kommen sogar neugierig näher. Vorsichtig lasse ich eine Hand absinken, möchte sie berühren. Aber Fische halten vom Streicheln leider wenig. Mit einem schnellen Flossenschlag distanzieren sie sich von meiner Idee. Nur eine Seeschlange verharrt an Ort und Stelle. Jetzt mag ich nicht mehr.

Nach eineinhalb Stunden im Wasser geben wir auf. Trotz ungeheuerem Fischreichtum hat sich Markus' Wunsch nach einer konkreten Haibegegnung nicht erfüllt. Schemenhafte „vielleicht-Haie“ blieben Schatten im tiefen Blau des Meeres.

Am Nachmittag breche ich zu einer Erkundung der Westseite der Insel auf. Markus bleibt im kühlen Schatten des Hauses zurück. Ich habe einen weitschwingenden, farbenfrohen Rock angezogen, den ich zuhause nicht tragen kann, weil ich darin wie ein exotischer Vogel wirke (um das Wort Kitsch zu vermeiden). Den Indonesierinnen gefällt der Rock ausnahmslos gut. Das ahnte ich, als ich die Stoffe in einem Basar in Bali kaufte. Alle waren mit denselben asiatischen Mustern bedruckt und unterschieden sich bloß in den Farben. Zuhause schneiderte ich daraus einen glockenförmigen Rock mit wechselnden Stoffbahnen: gelb, grün, rot, blau und nochmals gelb, grün, rot, blau. Dann schnitt ich den Rock in drei breite Ringe (Saum, Mittelteil, Bund) und nähte sie versetzt wieder zusammen. Die einzelnen Farbfelder, die sich nur an den diagonalen Ecken berührten, bildeten somit gelbe, grüne, rote und blaue Spiralen. Der Haupteindruck ist: bunt.

Mitten auf der Dorfstraße, - nein das Wort Straße ist definitiv falsch, da es auf der Insel kein Auto gibt, - also mitten auf dem Dorfweg klumpen sich Menschen zu Trauben zusammen: Händler sind per Boot eingetroffen und breiten ihre Waren auf Plastikplanen aus. Frauen wühlen mit prüfenden Handgriffen in den Blusen, T-Shirts und Kleidern herum. Ich bleibe kurz stehen, um einen Blick auf das Angebot zu werfen. Sofort öffnet sich der Kreis und der Händler begrüßt mich mit einem Händedruck, als hätte er nur auf mich gewartet. Lachend wehre ich seine tship-tship-Angebote (vom englischen „cheap“) ab. Eine Frau zupft an meinem Rock und plötzlich stehe ich im Mittelpunkt des Interesses der weiblichen Inselbevölkerung. Als sich aus den bewundernden Blicken und den anerkennenden Oohs und Aahs endlich Fragen formulieren, kann ich meinen eigens dafür einstudierten Text hersagen.

In reinstem Bahasa Indonesia. Dass der Stoff aus Bali stamme, vom Urlaub im Jahr 2003 und dass ich den Rock eigenhändig genäht habe. Die Reaktion der Frauen ist beschämend. Soviel Anerkennung haben weder die Näherei noch meine Sprachkenntnisse verdient. Immer mehr Hände tasten nach mir und der Händler ist beinah vergessen. Aber nur beinah. Plötzlich stößt eine Frau einen Stapel billiger Kleidungsstücke um und fährt den Mann zornig an. Ich kann dem Gespräch nicht wörtlich aber sinngemäß folgen. Sie teilt dem Händler nicht gerade höflich mit, dass er seinen Ramsch wieder einpacken könne. Erst wenn er solche Stoffe, wie meinen Balirock, bieten würde, dürfe er sich wieder blicken lassen. Die anderen Frauen schließen sich der Empörung an und der Händler rafft hastig die Plane über seiner Ware zusammen, bevor alles von den aufgebrachtten Händen zerwühlt wird.

Ich nutze den Tumult, um mich schleunigst aus dem Weg zu machen.

Hundert Meter weiter winkt mich der nächste Händler heran. Er wundert sich wohl, warum ich so einen großen Bogen um ihn mache. Und er käme nie darauf, dass ich es gut mit ihm meine.

Hinter dem letzten Haus endet der betonierte Gehweg und schlängelt sich fortan als schmaler Trampelpfad durch einen Hain Bananenpalmen. Der Wind spielt mit den großen Blättern und verursacht ein eigenartiges weiches Klappern. Das Geräusch ist vom Wesen her flächiger als der Klang strömender Luft durch Palmwedel, die nur ein leichtes Rieseln erzeugen. Ich verharre eine Weile und gebe mich ganz dem Lauschen hin. Abgestorbene, braune Blätter tönen hölzern, wenn sie an den Stamm schlagen. Leicht angedorrte Blattspitzen hingegen rascheln wie Pergament. Mitten in diese Bananenmusik knallen plötzlich harte Laute, springen von Ast zu Ast des großen Kanaribaumes, der die Plantage überragt, und prallen mit dumpfem Aufschlag in den laubbedeckten Boden.

Bevor ich eine Kanarinuss auf den Schädel bekommen kann, eile ich aus der Gefahrenzone davon. Der Weg führt über eine kleine Steilstufe zu einem Trümmerfeld geborstener Felsen hinab. Eigenartigerweise wachsen die Bäume auf diesen Steinbrocken, anstatt im weichen Boden dazwischen. Ihre Wurzeln bilden ein dichtes Geflecht rund um die Felsen und hüllen sie wie eine haarige Haut vollständig ein.

Ich trete aus dem Waldschatten auf den Strand hinaus und versinke knöcheltief im heißen Sand, der fein wie Mehlstaub ist. Das Meer glitzert und wirft sich mit schaumgekrönten Wellen gegen das Ufer. Rechts von mir endet der Strand an vorspringenden Klippen, die das Meer unterspült hat und in deren Hohlräume das einströmende Wasser einen explosionsartigen Knall erzeugt. Zu meiner Linken breitet sich das Sandband über einen halben Kilometer weit aus. Ein Traumstrand, ohne einen einzigen Menschen, ohne irgendeinen Abfall, nur mit orangeroten Blüten der vom Hinterland herandrängenden Bäume übersät, die mit ihren langen Ästen übers Meer greifen.

Kein Strand, von dem aus man schnorcheln könnte, zu aufgewühlt ist hier das Meer, sondern ein Strand zum Spaziergehen. Und zum Fotografieren. Leider liegt die Kamera im Zimmer. Ich erkunde die ganze Länge des unberührten Sandstreifens und fühle mich wie Robinson. Immer wieder muss ich über umgestürzte, knochenbleiche Baumriesen klettern oder unter Ästen hindurch kriechen, die schwer vom Laub fast bis ins Wasser hängen. Oft wähne ich mich am Ende des Strandes, weil eine Engstelle mich zum Ausweichen ins Meer zwingt. Aber

dahinter setzt sich der puderfeine Sand fort. Nach vierzig Minuten stehe ich vor einer Felsbarriere: hohe Klippen bedeckt mit dichter Vegetation. Zeit zur Umkehr. Markus wundert sich wahrscheinlich schon, denn eigentlich wollte ich bloß eine Stunde ausbleiben.

Ich eile zurück ins Dorf. Die Händler sind immer noch da, aber mittlerweile schauen sie mich alle unfreundlich an. Nur die Frauen grüßen, winken und lachen erfreut, sobald sie mich sehen. „Rock Bali“, höre ich im Vorübergehen aus ihrem Geschwätz heraus, „Rock Bali“. Ich habe einen Spitznamen bekommen.

Die Holländer leiden. Es ist ihnen zu heiß. Das Bett ist zu schmal. An Schlaf war nicht zu denken. Stechmücken seien in einen nächtlichen Blutausch verfallen, als sich nackte Haut ans Moskitonetz presste.

Markus wirft einen verächtlichen Blick auf den dicken Strick, mit dem sie das Netz viel zu niedrig aufgehängt hatten. Dadurch spannt sich der Stoff schräg über die Bettkanten und engt die Liegefläche noch mehr ein.

„Das kann so nicht funktionieren“, analysiert Markus fachmännisch; wartet die Verteidigung der Holländer, dass man den Strick mangels Befestigungsmöglichkeit nun mal nicht höher spannen konnte, geduldig ab und zückt dann triumphierend seine Reisenägel und Schrauben. Gut inszeniert, dem Opersänger bleibt der Mund tonlos geöffnet stehen. Markus macht sich ans Werk. Den unförmigen Strick ersetzt er durch eine elegante Gleitschirmleine. Am Fenster und Türstock turnt er bis unter die Decke empor, schraubt, hämmert und verknotet. Das Moskitonetz fällt nun wie ein Baldachin senkrecht auf den Bettrahmen herab und die Holländer sind echt beeindruckt. Jusuf weniger. Das Klopfen hatte ihn angelockt. Skeptisch begutachtet er die kleinen Nägel, die ohne Erlaubnis in sein Eigentum eingedrungen sind. Weil aber die Holländer sich so sehr freuen und sie Markus, den Übeltäter, derart loben, protestiert der Hausherr nicht. Er schaut nur. Lange und ausgiebig starrt er abwechselnd die Nägel und dann uns an. Ein Verdacht keimt in ihm auf. Er bewegt sich auf unsere geöffnete Zimmertüre zu, aber ich bin schneller. Ins Bad müsse ich, dringend, und schließe die Tür, bevor Jusuf einen Blick auf unser Umspannwerk werfen kann.

Nach der Dusche bin ich bereit, ein zweites Mal zur Westseite der Insel zu gehen. Diesmal begleitet mich Markus und den Fotoapparat haben wir auch dabei. Die Flut hat inzwischen eingesetzt und das Wasser schwappt weit über den Sand hinauf. Große Wellen rollen übers dunkelblaue Meer heran, türmen sich am Riff auf und brechen mit Getöse über den flachen Schelf herein. Das seichte Wasser scheint zu kochen, es schäumt und gischtet wie in einem Whirlpool. Die Luft darüber ist neblig und wir schmecken das Salz auf den Lippen.

Unter den blühenden Bäumen hindurch wandern wir den ganzen Strand entlang und machen unzählige Fotos. Auf dem Rückweg fotografieren wir dieselben Motive noch einmal, denn die allmählich untergehende Sonne wandelt den Sand in Gold und das Meer in flüssiges Blei. Die orangen Blüten der Bäume glühen im Abendlicht.

Ich lege mich auf den untersten Strandabschnitt und lasse mich umschäumen. Der mehlig Sand rieselt um meine Glieder und ich sinke immer tiefer ein. Als ich aufstehe, rutscht mir fast die Badehose hinab. Mindestens ein Kilo Sand hat sich darin verfangen. Auch das



Menschenleeres West-Ufer

## **Pulau Ai**

Insel Pulau Run (Tauschobjekt gegen Manhattan) im Abendlicht



Bikinioberteil ist prall und schwer wie nie zuvor. Ich muss ins tiefe Wasser um mich abzuschwemmen. Markus sitzt im Trockenen und amüsiert sich köstlich, während ich Angst habe, im aufgewühlten, trüben Meer auf einen Seeigel zu treten.

## SO KANN MAN SICH TA(Ä)USCHEN

Wir warten auf den Sonnenuntergang. Die Silhouette der westlichsten Bandainsel Pulau Run wird durch das Gegenlicht geschwärzt und die zackigen Palmwipfel zeichnen die Form eines schwimmenden Kokospusserls in den Himmel. Pulau Run war einmal die bedeutendste Insel des Bandaarchipels. Die von den Europäern so geschätzten Muskatnussbäume wuchsen in diesen drei Quadratkilometern Wald. Ihre Früchte waren von bester Qualität und einzigartig auf der Welt. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurde ihr Gewicht mit Gold aufgewogen, und später, als das Gerücht aufkam, dass sie Wirkstoffe gegen die Pest erhielten, stieg ihr Wert ins Unermessliche. Die Engländer und die Holländer kämpften um das Handelsmonopol. Blutige Schlachten tobten im Tropenparadies. Die Engländer konnten Pulau Run lange gegen die Übermacht der niederländischen Ost-Indien-Kompanie verteidigen, bis sie schließlich aufgaben. Im Frieden von Westminster, der den ersten britisch-niederländischen Krieg beendete, wurde die Insel jedoch wieder den Briten zugesprochen. Das änderte aber nichts daran, dass die Holländer die englischen Händler von der Insel vertrieben und alle Muskatnussbäume abholzten. Im Frieden von Breda im Jahr 1667, der dem zweiten britisch-niederländischen Krieg folgte, erhielten die Holländer die Hoheit über Pulau Run. Die Engländer konnten mit der durch die Rodung nutzlos gewordenen Insel ohnehin nichts mehr anfangen. Dennoch schenkten sie die Insel nicht her. Sie forderten im Gegenzug ein ähnlich wertloses Eiland, das die Holländer vor der Küste Amerikas besaßen. Neu Amsterdam, die Einheimischen bezeichneten es als Manna Hatta. Heute stehen die Hochhäuser von New York drauf.

Vor ein paar Jahren hatte der Dorfchef von Pulau Run dem Bürgermeister von New York geschrieben. Er schlug vor, den Tausch wieder rückgängig zu machen. Die Antwort ist derzeit noch ausständig. Wahrscheinlich bedingt durch den langen Postweg.

Die Sonne nähert sich dem Horizont und das Meer färbt sich geheimnisvoll dunkel, wie zäher Teer. In der öligen Oberfläche spiegelt sich das Rosa des Himmels. Eine kleine Wolkenbank verschluckt die Sonne, bevor sie eintauchen kann und wir glauben schon, das Spektakel sei zu Ende. Aber plötzlich beginnen die Wolken am Himmel zu leuchten, ihre Unterseiten glühen orangerot auf wie eingeschaltete Herdplatten. Der Funke springt auf das Meer über, die glatte Fläche lodert, nur am Riff ist die Gischt düster wie Löschschaum. Der Widerschein tränkt die Umgebung mit warmem Licht. Dann verändert sich der Farbton, als würde man einen Dimmer langsam auf Violett drehen. Der Sand wird braun, das Meer schwarz und die Glut zieht sich in die höchsten Wolken zurück. Bis auch dort oben das Glimmen erlischt.

Hinter uns setzt ohne Vorwarnung das Kreischen von Zikaden ein, die die feierliche Stille zersägen. Im Wald lauert bereits die Nacht. Und wir tragen bloß Sandalen. Haben die Spinnen die Netze tiefer gehängt? Liegen Schlangen auf dem Weg?

Ich erkläre Markus zum wiederholten Male, dass der Grapefruit-Mann gesagt habe, dass es keine gefährlichen Tiere auf den Bandainseln gebe. Da treffen wir das italienische Paar. Sie haben ebenfalls den Sonnenuntergang betrachtet. Wir stehen am Strand herum und unterhalten uns über die Möglichkeit, morgens ein Boot zu mieten und nach Pulau Run zu fahren. Markus will die Details nicht jetzt erörtern und gemahnt an die Risiken des Heimweges. Aus dem Wald ertönen höhnische Zwischenrufe unbekannter Tierstimmen. Ich starte nochmals meine Überzeugungsrhetorik von der Nichtexistenz gefährlicher Tiere, als mir der Italiener lachend ins Wort fällt. Gestern habe Lorenzo sie beide mit in den Wald genommen. Er wollte ihnen eine ganz spezielle Frucht von einem Baum schütteln. Stattdessen fiel eine Schlange herab und landete genau zwischen seiner Frau und ihm am Boden. Fast wäre das Reptil wie ein Schal um ihren Hals gegangen!

Markus ist blass wie der aufgehende Mond geworden. Es ist besser, wir verlassen die Italiener, bevor sie noch weitere Gräueltgeschichten auftischen. Dass Lorenzo die Schlange für harmlos erklärt hatte, ist für Markus kein Argument. Schlange bleibt Schlange.

„Geh du voraus“, raunt er mir zu, „wenn du an deine Theorien glaubst.“

Die Schlangen sind mir einerlei, die vertreibe ich mit stampfenden Schritten. Die Spinnen sind es, wovor mir graut. Mit einem abgebrochenen Palmwedel bewaffnet treten wir den Rückweg durch den Dschungel an. Zum Glück gehe ich den Weg heute bereits zum vierten Mal und erkenne seinen Verlauf auch im Dunkeln sehr gut. Ich trample meine Angst in den Boden und fuchtle mit dem Palmblatt vor meinem Gesicht auf und ab. Wie der Dirigent einer Marschmusik. Markus folgt in meinem Takt und setzt seine Füße auf die Stelle, wo ich hingetreten bin. Dort wächst so schnell kein Gras mehr.

Die Holländer warten bereits auf uns. Das Abendessen auch. Der Zusammenhang ist unbestreitbar. Die Köchin hat Markus und meine Bitte erhört und weniger scharf gekocht. Dem protestierenden Opersänger zeigt sie die Sträucher im Garten, auf denen rote und gelbe Chilischoten wachsen. Mir treibt schon allein der Anblick, wie die zwei Holländer die Büsche kahl essen, die Tränen in die Augen. Markus probiert nur ein winziges Stückchen einer Schote und schaufelt dann sofort Unmengen Reis in sich hinein. Ich tu mir das nicht an. Mir gelüftet nach anderem. Im winzigen Dorfladen habe ich Ovomaltine entdeckt und eine lange Girlande des in Einzelportionen abgepackten Pulvers gekauft. Erst jetzt im Licht der elektrischen Energiesparlampe erkenne ich den Irrtum. Es ist Ovaltine, eine indonesische Kopie des Schweizer Originals. Das Logo und die Verpackung sind ident, es fehlen nur die zwei Buchstaben. Im Geschmack liegt der wahre Unterschied. Trotzdem ist es gut. Aufgelöst in gezuckerter Kondensmilch und ein wenig gestreckt mit heißem Teewasser weckt allein schon die Farbe des Getränks süße Erinnerungen an Zuhause.

Plötzlich taucht aus der Dunkelheit des tropischen Abends das Gesicht der Verrückten im Türrahmen auf. Ich winke sie herein und das Mädchen kauert sich auf die Schwelle. Ihre Augen verfolgen jede meiner Bewegungen und ich bilde mir ein, dass sie lächelt. Ihre Mundwinkel zucken leicht, wenn ich sie Non nenne. „Sieh nur Markus“, rufe ich begeistert, „jetzt strahlt sie mich regelrecht an!“ Da kommt Jusuf. Mit einer kaum merklichen Handbewegung verjagt er das Mädchen. Wischt sie von der Schwelle, wie einen lästigen

Schmutz. Bevor ich einschreiten kann, ist Non verschwunden. Lautlos, ein Schatten in der Nacht.

### **15. Tag, Donnerstag 28. Februar 2008**

Die Holländer ziehen morgens um sechs Uhr geräuschvoll aus. Sie wollen mit dem Frühboot nach Bandaneira und von dort möglichst schnell weiter nach Ambon fliegen. Ihr internationaler Rückflugtermin rückt näher. Auf unser Argument, dass in den nächsten Tagen weder Fährschiffe noch Flugzeuge die Bandainseln ansteuern würden, gingen sie nicht ein. Wir vermuten daher den mangelnden Komfort hinter ihrer überstürzten Abreise. Und glauben nicht ihrer großspurigen Aussage, dass sie ohnehin schon alles hier gesehen hätten. Inklusive Haie. Echte zwei Meter Haie. Keine „vielleicht-Haie“. Sondern Weißspitzen-Riffhaie.

## **NEILAKA**

Am Vormittag setzen wir mit den drei Italienern und Georgio nach Pulau Run über. Kurz vor der Ostküste springen wir ins Wasser und lassen uns mit der Strömung am Riff entlang treiben. Die Korallengärten sehen anders aus als auf Pulau Ai. Hier dominieren schweinsohrähnliche Strukturen, die hornigen Spitzen und Geweihe sind nur spärlich vertreten. Ebenso die Fische. Dafür entdecken wir seltsame Kreaturen. Aus dem Schlitz einer umgekehrten Muschel ragen vier beharrte Finger heraus. Wie dicke Tarantelgliedmaßen. Aber sie sind blau! Als ich ein Stückchen zu dem Monster hinabtauche, verfärbt sich der Stein neben mir und läuft dunkelrot an. Ein Tintenfisch warnt mich vor zuviel Nähe.

Markus jagt indessen Phantom-Haien nach und scheucht dabei eine kleine Schildkröte aus einer Korallenhöhle auf. Wir können ihr eine Zeitlang folgen, bis sie in die Tiefe hinab gleitet und sich im Dunkelblau auflöst.

Nach mehr als eineinhalb Stunden im Wasser zeigt unsere Haut ebenfalls Auflösungstendenzen. Weiße Schrumpeln entstellen unsere Hände und wir kehren zum Boot zurück. Auch für die Italiener ist es vorerst genug. Sie ölen sich fürs Sonnenbad, während wir den Schutz der Kleidung und des Schattens suchen.

Georgio steuert das Boot zur winzigen Insel Neilaka vor Pulau Run. Das Meer zwischen den Inseln ist seicht, der helle Sand an seinem Grund durchleuchtet das Blau und wandelt die Wasserfarbe, je näher wir dem Strand kommen, allmählich in lichtet Türkis.

Neilaka ist der Inbegriff eines tropischen Idylls. Der breite Sandgürtel schimmert wie eine Perle und schützt den winzigen Flecken Grün, ein Geflecht knorriger Bäume, vor dem Zugriff der Wellen. Die höchste Erhebung reicht bloß zwei Meter über den Wasserspiegel. Dort hat das Meer beim letzten Sturm den Sand zu einer Düne aufgetürmt und zur Dekoration ein paar bizarre verwachsene Wurzelstöcke hinterlassen.

Georgio stellt den Motor ab und klappt die Schiffsschraube zurück. Lautlos gleiten wir über Seesterne und dunkle Tangpolster auf das Postkartenmotiv zu. Wir stehen alle aufrecht im Boot und fotografieren, als wüssten wir nicht, dass sich diese unberührte Schönheit nicht in

Megapixel einfangen lässt. Dann laufen wir auf Grund und der unerwartete Stopp kippt uns beinahe ins Meer. Die andächtige Stille der Bewunderung ist vorbei, die Entdeckerfreude bricht durch. Ein jeder rafft zusammen, was er für den Landgang braucht und wadet die letzten Meter durch badewannenwarmes Wasser zur Düne. Markus und ich haben unsere Neoprenschuhe an, nicht aus Kalkül, sondern weil wir schlichtweg die Hände voll hatten. Die Italiener kommen barfuß an Land, wühlen sich ein paar Schritte durch den puderfeinen Sand und hüpfen gleich darauf kreischend ins Meer zurück. Das blendende Weiß täuscht Kühle vor, in Wirklichkeit aber glüht der Strand. Wir flüchten alle miteinander in den Schatten des einzigen freistehenden Baumes. Hier hoffen wir auf eine Brise Wind, der die Mittagshitze erträglich machen würde. Vergeblich. Die Luft steht wie in einem riesigen Backofen.

Markus und ich schützen unsere Haut mit dünnen Kleidern vor der Tropensonne und brechen zu einem Inselrundgang auf. Die Italiener schmieren und ölen ihre sonnenverbrannten Körper und legen sich ins seichte Lagunenwasser.

In zehn Minuten könnte man die Insel umrunden. Wir lassen uns Zeit, genießen die Farben des Meeres, die Ausblicke auf die anderen Bandainseln, suchen Muscheln, waten auf Unterwassersandbänken weit vom Strand weg ins Meer hinaus, fotografieren bis der Akku leer ist und sind nach einer Stunde wieder am Ausgangspunkt. Trotz Stoffverhüllung brennt unsere Haut. Der Spiegel der Wasseroberfläche, das Gleißeln des Sandes und die ausgedehnten Schnorcheltouren schrauben die UV-Belastung in extreme Höhen. Also bleiben wir im Schatten des Baumes und warten, dass die Italiener ihr Sonnenbad beenden. So wie es aussieht, kann das dauern. Sie lesen, im Wasser liegend.

Das Meer bietet die einzige Abkühlung. Unsere Neoprenanzüge sind leider Shorties, das heißt, sie hören bei den Ellbogen und über den Knien auf. Waden, Kniekehlen und Unterarme sind der Sonne schutzlos ausgeliefert. Wir gehen trotzdem Schnorcheln, verschränken die Arme vor der Brust und versuchen die Beine hinunterhängen zu lassen. Kaum erreichen wir halbmeteriefes Wasser, als uns eine starke Strömung erfasst und uns an den Italiener vorbei trägt. Da wird nichts aus unserem Vorsatz, die Füße baumeln zu lassen. Jetzt sind die Flossen gefragt. Wir schwimmen angestrengt wie in einer Gegenstromanlage und driften trotzdem rückwärts. Solch ein Muskeleinsatz ist schweißtreibend und führt die gesuchte Abkühlung ad absurdum. Zum Glück ist das Meer derart seicht, dass wir einfach aufstehen und an Land gehen können. Zu Fuß wandern wir den Strand zurück, legen uns am Inselende wieder ins Wasser und sausen mit der Strömung abermals an den Italienern vorbei. In den Sandmulden unter Wasser schwimmen erstaunlich große Fische herum. Nach der dritten Runde beginnt Markus zu halluzinieren und sieht sich von Haien umgeben. Vor lauter Aufregung zieht es ihm die Flossen aus. Bei einer Schnalle hat sich der Bolzen gelöst. Das sei ihm schon im Boot aufgefallen, erinnert sich Markus. Da habe er den Bolzen einfach wieder hinein gesteckt. Jetzt ist die Schnalle samt Bolzen weg. Somit kann der Fersengurt nicht mehr befestigt werden, die Flosse ist unbrauchbar und das Strömungsdriften beendet. Macht nichts, wir haben ja eine neue Aufgabe bekommen: Schnallensuchen. Zu jedem dunklen Fleck schwimmen, Seetangfelder durchkämmen, Sandboden abtasten. Irgendwie kommt mir das bekannt vor.



## Neilaka

Der einsame Inseltraum wird Wirklichkeit und Einsiedlerkrebse bekommen Besuch



Endlich fällt mir ein, was die Ursache für dieses déjà vu Gefühl ist: „Ich hab's!“

„Was die Schnalle?“

„Nein, die Kontaktlinse war's!“

„?“

„Letztes Mal hast du deine Linse auf den Sand gespickt, diesmal versenkst du eine Flossenschnalle. Deine Beschäftigungstherapie gegen Langeweile ist ziemlich durchsichtig.“

Damit verabschiede ich mich und ziehe mich in den Schatten des Baumes zurück.

Markus folgt mir eine Minute später. Auf meine Frage, warum er so schnell aufgegeben habe, antwortet er: „Die Schnalle ist sicher von einem Hai verschluckt worden. Es schwimmen ja genug von denen herum.“

Es vergehen noch Stunden, bis die Italiener ihren angestrebten Röstungsgrad, der in etwa dem Hautkrebsrisikofaktor entspricht, erreicht haben. Bis dahin haben wir mindestens zehn verschiedenen Arten von Einsiedlerkrebstypen identifiziert und sind imstande, ihre Verhaltensmuster anhand der Formen ihrer Behausungen zu erkennen. Langsames, zielloses Krabbeln (Flanieren) ist typisch für die Träger von protzigen Muscheln. Bei Gefahr verkriechen sie sich sofort ängstlich und warten länger als die Besitzer von eher armseligen Schneckenhäusern. Letztere sind gewandter und viel flinker. Der Vergleich mit Männern und ihren Prestigeobjekten (wie zum Beispiel Autos) drängt sich auf. Allerdings sind wir bei der Geschlechtsbestimmung noch auf Vermutungen angewiesen. Es könnten sich also auch Analogien zu Frauen und Stöckelschuhen zeigen. Bevor wir unsere Verhaltensstudien jedoch abschließen können, sind die Italiener endlich bereit, die Insel zu verlassen.

In der späten Nachmittagssonne tuckern wir nach Pulau Ai zurück.

### **16. Tag, Freitag 29. Februar 2008**

Der Auszug der Holländer hat einen wesentlichen Nachteil gebracht. Die frittierten Bananen von gestern stehen noch immer herum. Und solange die nicht verschwunden sind, gibt es kein Frühstück.

Ich locke die Hühner an und werfe ihnen kleine Stückchen der fettigen, laschen Klumpen zu. Sie verweigern das Futter, gackern empört und zeigen mir demonstrativ ihre Analpartie. Da ich bereits im Garten stehe, sehe ich mich vorsichtig um. Niemand da. Schnell vergrabe ich die Bananen im lockeren Erdreich und verwische die Spuren. In dem Moment, als ich mich aufrichten will, fällt mein Blick unter den Ästen des Papayastrauches hindurch zum Nebenhaus. Und schaue direkt in die Augen des Nachbarn. Er wendet den Blick nicht ab, sondern beobachtet weiterhin interessiert jede meiner Bewegungen. Ob er mich bei der Köchin verpetzen wird?

Den Rest der Bananen nehmen wir zum Schnorcheln mit. Als Fischfutter. Aber die dummen Tiere kapieren nicht, dass sie die grauen Stücke, die vor ihrem Maul langsam auf den Meeresgrund sinken, fressen könnten. Sie glotzen nur blöd. Und ich muss mich bei den Korallen entschuldigen, in deren Geweih die öligen Reste frittierten Bananen hängen bleiben.

Zur Mittagszeit kehren wir ins Haus zurück. Noch hat der Nachbar geschwiegen. Oder die Köchin quält uns absichtlich. Am Tisch steht eine volle Schüssel Bananen und der Gestank von altem Öl wogt zwischen den offenen Türen hin und her ohne nach draußen zu entweichen. Die Hitze wird klebrig und wir flüchten erneut an den Strand in den Schatten der ausgewaschenen, überhängenden Klippen. Dort können wir in aller Ruhe die Studie an den Einsiedlerkrebse fortsetzen und mit der Kamera im Anschlag auf die winzigen Krabben warten, die sich im Sand vergraben.

Ein Reiher gesellt sich zu uns. Unbeweglich steht er im flachen Wasser, seinen Schnabel wie einen Speer dicht über der Wasseroberfläche haltend. Nach einer halben Stunde fragen wir uns, ob er in der Stellung eingeschlafen sei. Da kommt ein winziges Boot vorbei, mit weißem Segel und rotem Ritterkreuz darauf. Bevor die Bugwelle die glatte Meereshaut vor dem Reiher zerreißt, stößt der Reiher zu. Nichts gefangen. Er fließt davon.

„Wir hätten die Bananen mitnehmen sollen“, meint Markus.

„Für den Reiher?“

„Nein, für den Fischer.“

Der Mann in dem Boot, das wir mittlerweile als Motiv auf unzhliche Kitschfotos gebannt haben, winkt, als wäre er außer sich vor Freude, Menschen entdeckt zu haben. Diesmal hätten wir mit den Bananen sicher Erfolg gehabt.

Als die Hitze etwas nachlässt, kehren wir nach Hause zurück. Lärm schlägt uns entgegen. Und der Gestank von Benzin. Ich tippe auf einen Rasenmäher und lande zu meiner eigenen Überraschung einen Volltreffer.

Jusuf mht.

In eine bläuliche Abgaswolke gehüllt, schiebt er ein motorisiertes Monstrum über vereinzelte Grashalme, die die Sonne noch nicht zu Stroh verbrannt hat. Wir sind sprachlos. In einer gottverlassenen Gegend am Rande der Welt, wo es keinen Strom und kein Auto gibt, kein Telefon, kein Restaurant, kein Hotel, kein fließendes Wasser, kein was-weiß-ich-noch-alles. Aber einen Rasenmäher. Unfassbar. Jusuf platzt beinahe vor Stolz und gibt Vollgas. Steine fliegen, Funken sprühen und die umgemhten Halme werden allmählich zu Brei vermenschet.

Während Markus sich ins Bad zurückzieht, flchte ich vor dem Lärm zu den Italienern. Aber das Motorengeräusch verfolgt mich, holt mich ein und ist plötzlich vor mir. Ich verstehe nicht. Meine Ohren müssen verrückt spielen. Aber dann erreiche ich den Vorplatz der Moschee und was sehe ich, ohne es richtig fassen zu können? Zwei rasenmhende Männer! Nein falsch. Zwei Männer mit Rasenmähern. Rasen sehe ich keinen. Nur ein paar grüne Stängel auf staubigem Boden. Erst aufgerichtet, dann gefllt, schließlich gehckelt.

Die Italiener sind nicht da. Georgio sagt, ich würde sie am Strand finden, beim Sonnenbaden. Ich setze mich lieber zu ihm in den Schatten und plaudere ein wenig. Er bietet mir ein Stückchen Papaya an und ich bitte ihn daraufhin, mir morgen eine reife Frucht aus Bandaneira mitzubringen. Die in unserem Garten sind noch grün.

Am Rückweg weht mir eine Windböe dutzende, nach Jasmin duftende Blüten eines Baumes vor die Füße. Ich hebe sie auf, um sie als Aromawaffe gegen die Abgase einzusetzen. Da

begegnet mir Non. Sie bleibt vor mir stehen und schaut mir mit ihrem starren Blick in die Augen. Sie reagiert nicht auf meinen Gruß. Ich nehme die schönste Blüte aus dem Strauß, halte sie unter meine Nase, ziehe genüsslich den Duft ein und lege sie ihr in die Hand. Non wiederholt meine Geste. Bevor sie mir die Blüte jedoch zurückgeben kann, gehe ich rasch weiter.

Abends findet in Jusufs Haus eine Konferenz der Gemeindevertreter statt. *Konferensi* heißt das in Indonesisch. Kein Schmäh. Jusuf schwirrt geschäftig hin und her, wirft den Generator früher an als sonst und schaltet den Fernseher (*televisi*) ein. Nachrichten kommen. *Informasi*. Man berichtet über die Verurteilung von zwei *polisi korupsi*. Weitere Themenschwerpunkte sind die angeschlagene Wirtschaft (*industri insolvensi*), die damit verbundene steigende Geldentwertung (*inflasi*) und zu guter Letzt eine Grippewelle (*influenza*) mit vielen neuen Ansteckungen (*infeksi*). Ich verstehe alles. Jusuf ist beeindruckt. Und als die Teilnehmer der *Konferensi* alle versammelt sind, liefere ich auf Jusufs Wunsch hin ein Beispiel meines Könnens. Ich will das schöne Haus des Bürgermeisters loben. Bürgermeister heißt wörtlich übersetzt Kopf-Dorf: *kepala-desa*. In meiner Nervosität beginne ich falsch und verwechsle *kepala* mit *kelapa* (Kokosnuss), verbessere mich aber sofort. Zu spät. Nach meiner Stotterei der ersten zwei Wörter *kelapa-kepala* erstarrt Jusufs Miene zu Stein und die anderen wiehern los. Das *desa* geht im Gelächter unter. Kokosnuss-Kopf ist eine schwere Beleidigung des Bürgermeisters. Mit vielen Beteuerungen kann ich die Wogen schließlich glätten und die Konferenz beginnt.

Der Fernseher bleibt an. Es läuft eine Trickfilmserie und ich drehe den sinnlosen Ton ab. Non tritt ein. Ihr starrer Blick wechselt zwischen dem Bildschirm und mir, sie kann sich nicht entscheiden und bleibt unschlüssig im Raum stehen. Jusuf entschuldigt sich kurz bei seinen Gesprächspartnern, springt auf, herrscht Non wütend an und deutet mit dem Arm zur Tür. Ich trete dazwischen und sage, sie solle bleiben. Totenstille breitet sich aus. Mein Widerspruch ist eine glatte Befehlsverweigerung dem Dorfchef und zugleich Gastgeber gegenüber. Die Spannung ist spürbar. Da zieht Non ihre Hand aus der tiefen Rocktasche und streckt mir ängstlich ihren Arm entgegen. Langsam öffnet sie die Finger und eine zerknitterte Blüte kommt zum Vorschein. Erstauntes Gemurmel erhebt sich am Küchentisch. Ich nehme die Blüte wie ein Geschenk entgegen, bedanke mich und biete Non einen Sitzplatz neben mir auf dem Boden unterhalb des Fernsehers an. Jusuf wendet sich geschlagen ab. Und Non lächelt. Zum ersten Mal.

### **17. Tag, Samstag 1. März 2008**

Ein vertrautes, aber unerwartetes Bauchweh weckt mich. Ich rechne im Kopf den Kalender nach. Es ist der einundzwanzigste Tag seit der letzten Regelblutung. Eine Woche zu früh! Das kann nicht wahr sein, hoffe ich, bis ich den Beweis am Klopapier rot auf weiß geliefert bekomme.

Ich klettere ins Bett zurück. „Schatz, wir haben ein Problem“, beginne ich vorsichtig die neue Situation darzulegen. Da uns auf Pulau Ai hauptsächlich die Unterwasserwelt interessiert, werden wir unsere Reisepläne entsprechend anpassen müssen.

„Kannst du dich nicht verstöpseln?“, fragt Markus.

„Können schon, aber ich habe keine Ahnung wie dicht ich damit bin. Du weißt ja, bereits kleinste Spuren von Blut –“

„Lockt Haie an!“, fällt mir Markus begeistert ins Wort.

Das Gespräch nimmt eine Wendung, die mir unangenehm ist. Ich will kein Köder sein. Das sieht Markus ein und entwirft andere Strategien: „Man müsste die Bananen einreiben, oder...“

„Schatz!!“

Ein paar Stunden später sind wir am Strand. Ohne Bananen. Ich dafür mit Tampon und mulmigem Gefühl. Ein Stück weit entfernt von der Stelle, von der wir immer weg schwimmen, wasche ich mich gründlich, bevor ich in den Neoprenanzug schlüpfte.

Das Meer ist glatt wie Seide und nicht die kleinste Welle schlägt an den Felsvorsprung, der unseren Strand von der nächsten Bucht trennt. Wir versuchen entlang der Felswand um die Klippe herum zu waten. Aber bald reicht uns das Wasser bis zur Brust und wir verlegen uns aufs Schwimmen. Hinter dem Felsriegel gehen wir sofort wieder an Land. Der Strand ist wunderschön. Aus dem Wald, der sich vom Hinterland her wie eine grüne Woge bis auf den Sand ergießt, tönen laute Rufe: „Gruuuuuu, Grauuuu.“ Melodische Töne, dennoch unheimlich, weil sie für unser Ohr fremd sind. Wir spähen in das Dickicht aus Palmen, Laubbäumen, Schlingpflanzen und stacheligem Gestrüpp. Kein Tier zu sehen.

Wir wandern dem Strand entlang, zwischen Lavabrocken, die den goldenen Sand ringsum mit einer schwarzen Puderschicht überziehen, und mächtigen Bäumen, die ihre Wurzeln bis ins Meer strecken. Das Wasser schimmert smaragdgrün.

Wir setzen uns unter den Blattbaldachin eines Baumes und genießen die unberührte Idylle. Kein einziger Fetzen Stoff oder Nylon liegt herum. Die Strömungen sind günstig und haben das Paradies verschont.

Von unserem Rastplatz aus bietet sich ein herrlicher Blick auf den Vulkan Gunung Api. Und weil heute die Luft außergewöhnlich klar ist, sieht man den riesigen Krater, der in dem Bergkegel klafft. Die Explosion muss gewaltig gewesen sein. Sie hatte ein Drittel des Berges samt Gipfel in die Luft gesprengt. Ob die Lavabrocken vor unseren Füßen bis hierher geflogen sind oder vom Meer angeschwemmt wurden, ist uns nicht klar. Nur eines weiß ich sicher: „Ich möchte da hinauf.“

„Du willst den Vulkan besteigen?“

„Besteigen eigentlich nicht. Ich möchte oben sein. Am Kraterrand stehen und in dieses immense Loch hinunter schauen.“

Wir verlassen unseren schattigen Strandplatz und wollen wieder schnorcheln. Was einfach klingt entpuppt sich als ziemliches Problem. Vor dem Ufer liegt ein Felsplateau, das von knöcheltiefem Wasser bedeckt ist. Nur in den ausgewaschenen Mulden und wellenzernagten Löchern reicht uns das Meer bis über die Waden. Ab und zu legen wir uns bäuchlings ins badewannenheiße Wasser und schwimmen zwei, drei Meter, bis wir uns die Brust oder Knie anschlagen. Es war bloß ein Tümpel. Also waten wir weiter auf das verheißungsvolle Blau zu. Endlich, in ziemlicher Entfernung vom Ufer, neigt sich die Felsplatte dem Riff zu und wir gleiten ins kühle Meer. Es ist ein eigenartiges Gefühl, in so großer Distanz zur Insel zu

schnorcheln. Die Angst schwindet jedoch, sobald man unter Wasser blickt. Ein Teppich aus wogenden Anemonen und lederartigen Polstern, drapiert mit Kissenseesternen, überragt von Tischkorallen und vasenförmigen Schwämmen, breitet sich über den hügeligen Meeresgrund aus und fällt an der Riffkante wie ein Wandbehang in die Tiefe. Paravents aus Gorgonien greifen mit fragilen Fingern in die Strömung, Federsterne krallen sich an den äußersten Spitzen fest. Unser überraschendes Eintauchen in das Wohnzimmer der Fische hat einige Bewohner erschreckt. Vor allem die großen Tiere sind schnell in die Dunkelheit der Tiefe geflüchtet. Markus schwebt über dem Abgrund und blickt enttäuscht einigen „vielleicht-Haien“ nach. Eine starke Strömung erfasst uns und trägt uns am Riff entlang. Die Richtung passt und wir können uns treiben lassen. Eine Gruppe von Büffelkopf-Papageiefischen weidet den Korallengarten ab und bemerkt uns erst, als wir direkt über ihnen sind. Ihre Fressgeräusche, diese krrrrrrk krrrrrrrk von zerbröselndem Kalk, verstummen und die Herde zieht mit uns mit als hätte sie bloß auf uns gewartet.

Plötzlich flimmert das Meer wie Luft über erhitztem Asphalt. Die Strömung saugt das heiße Wasser vom flachen Felsplateau ab und mischt es mit der Kälte, deren klamme Finger sich aus der Tiefe des Meeres über die Riffkante herauf bis zu uns recken. Die Sicht reduziert sich auf einen Meter, wir schwimmen wie durch Gelee. Trotz Neoprenanzug spüren wir die enormen Temperatursgegensätze und fühlen die Strömung an uns zerren.

Ich orientiere mich mit einem Blick aufs Ufer und suche Markus' Schnorchel. Er ist zum Glück ganz in meiner Nähe. Die Oberfläche des Meeres im Umkreis von zehn Metern rund um uns ist unruhig und aufgewühlt, man sieht die Strömungswirbel wie Muskelspiele unter der Wasserhaut. Danach ist das Meer wieder glatt und entspannt und die Sicht unter Wasser glasklar.

Während dieses Blindflugs haben wir die Papageiefische aus den Augen verloren und sind ins tiefe Wasser abgetrieben worden. Ich gebe Markus durch Zeichensprache zu erkennen, dass ich ins Flache zurück schwimmen will. Gerade als ich mich von ihm abwenden will, sehe ich aus der Tiefe zwei glitzernde Scheiben hinter ihm aufsteigen, die rasch größer werden. Und dann sind sie unmittelbar neben Markus. Zwei riesige Raubfische mit mächtigen Kiefern und spitzen Zahnreihen. Sofort fällt mir meine Regelblutung ein und reflexartig strample ich Richtung Ufer. Vorwurfsvoll berichtet Markus später, dass ich die Fische dadurch vertrieben hätte. Wir schwimmen den restlichen Teil bis zu unserem Strand getrennt.

Ich bleibe im seichten Uferbereich des Riffes und widme mich dem Studium der verschiedenen Korallenformen. Da öffnet sich hinter einem Wall von Elchgeweihen eine Mulde aus Sand, die ringsum von spitzen Korallen eingezäunt ist. Wie ein natürliches Unterwassergehege. Nur ein schmaler Korridor verbindet den Platz mit dem tieferen Meer. Im Bassin unter mir steht die Herde der Büffelkopf-Papageiefische, ihre massigen Leiber dicht aneinandergedrängt. Mein Schatten fällt auf sie und ihre Augen drehen sich nervös nach oben. Würde ich meine Hand ausstrecken, könnte ich sie fast berühren. Mit klopfendem Herzen beobachte ich, wie sich die großen Fische vor dem Fluchtweg drängen. Da sie nur einzeln und hintereinander den Korridor zum offenen Meer benutzen können, bleibt mir genug Zeit. Ich sehe das Gebiss, mit dem sie Steine zermalmen können. Es sieht wie eine Beißzange aus; als ob die einzelnen Zähne zu einer scharfkantigen Reihe zusammengeschmolzen wären. Ich erkenne die Angst in ihren kleinen unruhigen Augen, die

unter der wulstartigen Verdickung des Kopfes viel zu klein wirken. Und ich staune über die Blau- und Grünschattierungen ihrer Schuppen, die im direkten Sonnenlicht des seichten Wassers leuchten. Dann sind sie weg. Der letzte der Gruppe entleert vor der Flucht seinen Darminhalt. Eine dicke, weiße Wolke aus fein gemahlene Korallen sinkt auf den Boden nieder: Sand.

Markus erwartet mich bereits am Strand. „Wo warst du denn so lange?“, fragte er mich und behauptet, dass er am Rückweg „ziemlich-sicher-Haie“ gesehen habe, mir diese aber nicht zeigen konnte, weil ich mich eben nie am richtigen Ort befände.

Ich kontere: „Während du hier faul in der Büffelkopf-Papageienfisch-Scheiße liegst, habe ich den Schöpfern dieses Strandes in die Augen gesehen und ihre Schuppen gezählt!“

Als wir die Dorfstraße betreten, erblicken wir die Rauchsäule. Beißender Qualm nimmt uns die Luft, während wir auf Jusufs Haus zusteuern. Es wird doch nicht - ?

Bevor wir den unheilvollen Gedanken aussprechen können, sehen wir die Bescherung. Grashaufen motten vor sich hin. Das Grünzeug, das gestern von Jusuf mit dem Rasenmäher zu Brei vermenschelt worden ist, wurde zusammengekratzt und auf Haufen geworfen. Ein leerer Kanister und Benzingeruch machen klar, welche Hilfsmittel nötig waren, um das feuchte Zeug zum Brennen zu bringen. Jusuf winkt uns fröhlich mit dem Stecken zu, mit dem er zuvor in der Glut herumgestochert hat. Hustend nähern wir uns und flüchten in die Luvseite. Die Rauchsäule wirbelt herum. Der Wind presst sie auf den Boden und jagt sie durchs Gartentor direkt auf unser Zimmerfenster zu. Markus rennt ins Haus und verschwindet im Qualm, der sich im letzten Abdruck doch für den breiteren Eingang durch die Türe entschieden hat.

Jusuf versteht nicht, warum ich mitten auf der Dorfstraße sitzen bleibe, anstatt ins Haus zu gehen. Ich huste demonstrativ. Markus kommt mit geröteten Augen zurück. Zu spät, sagt er, drinnen stinke es wie in einer Selchkammer. Hinter dem Haus würden weitere Grashaufen vor sich hin motten. Dem Bürgermeister ist es sichtlich peinlich, dass seine Gäste auf dem Dorfweg in Sitzstreik treten. Der Nachbar grinst höhnisch. Der Qualm sei giftig, versuche ich Jusuf auf Indonesisch zu erklären. Der Nachbar nickt heftig, obwohl ich bezweifle, dass er mich verstanden hat. Giftig, wiederhole ich. So etwas mache man, um Ungeziefer auszuräuchern. Wir seien aber Menschen und keine Kakerlaken. Das Argument überzeugt. Oder das Gelächter des Nachbarn. Jedenfalls greift Jusuf zum Benzinkanister und beendet das fruchtlose Glimmen mit einem wilden Flammeninferno.

## **MUSKATNÜSSE UND KANARI**

Nachmittags flüchten wir vor der Hitze in Jusufs Wald. Der Bürgermeister besitzt eine Muskatnussplantage und zeigt uns den Weg dorthin. Wir erwarteten eine gezähmte Natur mit Bäumen in Reih und Glied und befinden uns nun zu unserer Überraschung in einem Wald, der die Kulisse für Jurassicpark sein könnte. Monsterbäume, Riesenananasgewächse und meterhohe Wurzeln von Urwaldriesen ragen aus dem laubbedecktem Boden. Langgezogene Grauuuhs und Grauuuuhs spannen Lautbögen zwischen den Ästen, Spinnennetze hängen

wie silberne Geisterfänger im Unterholz. Nur die Dinosaurier fehlen. Zumindest die großen. Ihre kleinen Nachfahren, die flinken Echsen, rascheln durchs Laub. Ganz hoch oben in den Baumkronen, dreißig, vierzig Meter über dem Boden, säuselt der Wind. Kanarinüsse fallen herab. Sie schlagen erst auf den dünnen Ästen auf, springen tiefer auf die dickeren und erzeugen dabei Töne wie auf einem Xylophon, bevor sie mit dumpfem Schlag ins Laubbett fallen. Es ist unmöglich die Flugbahn der Nüsse vorherzusagen. Zur Sicherheit stopfe ich den Schal unter meinen Hut und schau nicht allzu lange nach oben.

Wir wandern durch den Märchenwald und wirbeln bei jedem Schritt Laub auf, als wären wir zuhause im heimatischen Herbst. An einigen Stellen ist der Boden jedoch kahl gefegt. Es sind kreisrunde Plätze, in deren Mitte jeweils ein dünnes Bäumchen steht. Ein unscheinbares Gewächs im Schatten der anderen Urwaldgiganten. Aber genau das ist das Geheimnis einer intakten Muskatnussplantage. Die Muskatnussbäume leben in Symbiose mit den riesigen Kanaribäumen. Der Besitzer muss die ausgewogene Mischung garantieren. Ein Kanari bietet Schutz für fünf bis zehn Muskatnussbäume.

Jusuf erklärte uns, dass reife Muskatnüsse von selber abfallen. Da sie jedoch zu unterschiedlichen Zeiten heranreifen würden, müsse der Platz immer sauber gehalten werden, um die Nüsse täglich aufsammeln zu können. Weniger geduldige Plantagenbesitzer würden diese Arbeit scheuen und die Nüsse vor der Reife abschütteln. Der geringere Aufwand würde allerdings auch eine mindere Qualität zur Folge haben.

Im schattigen Wald herrscht eine angenehme Temperatur. Wir verbringen Stunden mit Hören und Staunen. Aus einem umgestürzten Kanaribaum quillt das geborstene, rote Holz aus der offenen Rindenwunde. Die Splitter liegen wie Blutspritzer am Boden verstreut. Manche der alten Bäume sind von Ameisen befallen. Die Tiere haben ihre Auf- und Abstiegswege mit einem Tunnelsystem gesichert. Wie schwarze, dicke Adern kleben die Laufföhren an den Stämmen und winden sich in die Baumkronen hinauf. In einigen Metern Höhe bilden sie Klumpen, die wie Krebsgeschwüre aus der Rinde wachsen. Ob es sich dabei um Nester handelt, können wir vom Boden aus nicht erkennen.

Kanaribäume sind mit einem Tabu belegt. Kein Mensch darf auf sie hinaufklettern und zwar aus folgendem Grund: Ihre Nüsse, die Mandeln ähneln, sind eine protein- und fetthaltige Nahrungsquelle. Da sie das ganze Jahr über reifen und täglich herabfallen, kann sie jeder sammeln, der die nötige Zeit und Geduld aufbringt. Ein körperlich starker Mensch hat dabei keinen Vorteil gegenüber einem kleinen Kind oder einer alten Frau. Nur wenn er auf den Baum hinauf klettern könnte und ihn schütteln würde, wäre ihm ein größerer Ertrag beschieden. Deshalb wurde der Baum als heilig und unberührbar erklärt. Zur Nahrungs- und damit Existenzsicherung der Schwachen in der Gesellschaft. Eine klare Absage an das Recht des Stärkeren, das wir in unserer Vorstellung oft mit den „primitiven Stammesgesetzen“ verbinden.

Jusuf überrascht uns vor dem Abendessen mit Durian. Dieses Obst ist besser unter dem Namen Stinkfrucht bekannt. Ob wir probieren wollen? Markus verzichtet, er findet, der Name und der Geruch würden ihm bereits genügen. Unter den Indonesiern gilt Durian als Delikatesse. In den Hotels ist das Mitbringen von Durian allerdings untersagt. Angeblich würde der Gestank wochenlang nicht aus den Zimmern weichen.



Stamm eines Kanari-Baumes, dessen Nüsse von einem Jungen aufgesammelt werden.



Muskatnüsse wachsen im Schutz der riesigen Kanari-Bäume



## **Muskat-Nüsse**



Am Wegrand zum Trocknen aufgelegt, verbreiten sie ihren betörenden Duft.



Wie dem auch sei, ich will mir eine eigene Meinung bilden. Der Geruch ist derart fremd, dass ich ihn nicht beschreiben kann. Streng lautet ein Attribut, das ich ihm zuordnen könnte. Und unverkennbar. Wer einmal Durian gerochen hat, der wird sich immer daran erinnern können. Aber am besten ich fange beim Äußeren an: Die Durian ist eine längliche, grüne Frucht mit einer Oberfläche aus kleinen, spitzigen Kegeln. Oder pyramidenförmigen Noppen. Ich weiß nicht, wie ich die stachelige Haut besser beschreiben könnte. Die Durian, die zu meiner Kostprobe aufgeschnitten wird, wiegt rund eineinhalb Kilo. Ihr Inneres ist angefüllt mit einer weichen, weißen Masse, in der große, nierenförmige Kerne eingebettet sind. Diese Kerne sind mit einer schmierigen, gelblichen Schicht überzogen. Und genau um die geht es. Man packt den Kern und lutscht die Schmiere ab. Während der Gaumen die unterschiedlichsten Eindrücke ans Gehirn meldet, versucht das Gedächtnis aus Bekanntem zu interpretieren: uralter Gorgonzola mit Honig verrührt und einem Hauch von Aas? Bis ich mich entschieden habe, den Geschmack abscheulich zu finden, liegen zwei Kerne sauber abgeschleckt vor mir. Jusuf ist begeistert. Meine Reue kommt zu spät. Die Paste dringt in die Schleimhäute ein und legt sich beim Schlucken wie ein Film über die Speiseröhre. Selbst Tage nach dem Verzehr der Kostprobe atme und schmecke ich Durian. Markus rückt deutlich von mir ab und die Einheimischen nicken mir wissend und anerkennend zu.

Abends verabschieden wir uns von den Italienern. Georgio überreicht mir die Papaya, die er für mich am Markt in Bandaneira gekauft hat. Als er erfährt, dass wir morgen selbst in die Stadt übersiedeln, kratzt er sich verständnislos am Kopf. Konnten wir nicht einmal einen Tag auf die Frucht warten?

Ich habe keine Lust, jedem den Grund für unsere plötzliche Abreise zu erklären. Keine Frau trägt ihre Menstruationsbinden öffentlich zur Schau. Offiziell gehen wir für ein paar Tage auf eine andere Insel und werden danach hierher zurückkehren. That's it. Und damit basta.

Jusuf wittert Unzufriedenheit mit dem Essen. Während er uns beim Packen zusieht, entschuldigt er sich andauernd, dass es halt schwer sei, für Vegetarier abwechslungsreich zu kochen. Ich vermute eher, dass der Nachbar das Vergraben der frittierten Banane gepetzt hat.

### **18. Tag, Sonntag 2. März 2008**

Als wir Jusufs Haus verlassen, beschwört er uns zum wiederholten Male, das grüne Boot zu nehmen. Uns ist die Farbe egal, die Richtung ist entscheidend.

Nach Bandaneira? Hier lang!

Hilfsbereite Indonesier schleppen unsere Rucksäcke auf ein – tatsächlich grünes – Boot und freuen sich wie kleine Kinder über die ausländischen Passagiere. An der Hafenanlage liegt ein zweites Boot. Es ist blau. Georgios Kopf taucht zwischen den Kistenstapeln auf. Entrüstet winkt er uns mit beiden Händen zu sich. Jetzt wissen wir, warum Jusuf uns aufs grüne Boot schickte. Wir legen rund zwanzig Minuten früher ab. Doch als wir uns mitten zwischen Pulau Ai und Bandaneira befinden, düst Georgio mit Vollgas vorüber und unser Kahn bleibt hilflos schaukelnd in der Bugwelle zurück.

Wir haben es uns auf dem Boatsdach zwischen Palmblattbüscheln bequem gemacht. Nachdem Georgios Boot außer Sichtweite ist, liegt das Meer wieder glatt gebügelt da und wir gleiten in der frühen Morgensonne auf den Vulkankegel zu. Wenn ich nach vorne schaue begegnet mein Blick jedes Mal den suchenden Augen eines Einheimischen, der mich ununterbrochen anstarrt. Er sitzt vorne im Bug und tuschelt mit seinem Nachbarn. Offensichtlich bin ich das Gesprächsthema. Demonstrativ ziehe ich ein Tuch wie einen Schleier über mein Gesicht. Doch der Typ wird echt aufdringlich und spricht mich auf Indonesisch an. Ich tue so, als ob ich nicht hörte oder verstünde. Auch Markus empfindet die Annäherung des Mannes als lästig. Aus den Augenwinkeln beobachte ich, wie der Indonesier in sein großes Netz greift und eine Grapefruit herausholt. Er reicht sie seinem Nachbarn, der näher bei uns sitzt, damit sie dieser uns übergibt. Markus wehrt mit beiden Händen die Frucht ab. „No, no!“, ruft er. Vielleicht eine Spur zu heftig. Denn vor Schreck lässt der Überbringer die Grapefruit fallen. Eine unheilvolle Stille entsteht. Die Grapefruit rollt zum Besitzer zurück, der mich fragend, enttäuscht und traurig anblickt. Er scheint tief verletzt oder verstört zu sein. Das irritiert mich. Aber bevor ich darüber nachdenken kann, fragt ein anderer Mann Markus auf Englisch, warum er das Geschenk abgelehnt hätte. Ob ihm etwa die Frucht nicht gut genug sei? Aggression schwingt in der Frage mit. Alle starren uns an. Ich versuche zu erklären, dass es sich vielmehr um ein kulturelles Missverständnis handle. Wir als betuchte Touristen fänden es unwürdig, Gaben anzunehmen. Die anhaltende Spannung zeigt, dass man uns nicht glaubt. Ich wende mich direkt an den Zurückgewiesenen. Und plötzlich erkenne ich sein Gesicht. Es ist der Grapefruitmann aus dem Wald, der uns zu seinem Baum geführt und uns die Früchte offeriert hatte! Jetzt kann ich meine zuvor gestammelte Erklärung aus ganzem Herzen bekräftigen. Ich packe Georgios dicke Papaya aus und reiche sie dem Indonesier mit den Worten: Wir seien es doch, die sich mit Geschenken revanchieren müssten und nicht umgekehrt. Wohlwollendes Gemurmel und zufriedene Gesichter erteilen uns die Absolution.

Im Mutiara Guesthouse sind alle vier Zimmer belegt. In einem steht allerdings bloß das Gepäck von zwei Touristen, die ein paar Tage auf Pulau Ai verbringen wollen. Bis zu ihrer Rückkehr können wir es beziehen. Danach sollte das Zimmer zweier Holländer frei werden, die seit langem auf einen Flug nach Ambon warten.

„Singen sie?“, fragen wir den Vermieter.

„Nein, sie fluchen.“

„Dann sind sie es!“, rufen wir überzeugt und haben Recht. Morschi und sein Freund sitzen auf Bandaneira fest. Genau, wie wir es ihnen prophezeit hatten. Dementsprechend gering ist die Wiedersehensfreude ihrerseits.

Das Mutiara wird seinem Namen gerecht. Es ist eine Perle. In einer ruhigen Seitengasse gelegen, im Schatten zweier Muskatnussbäume und einer Tontopfsammlung mit Blumen aller Art. Im kühlen Innenhof plätschert ein Rinnsal über einen künstlichen Wasserfall, Fische tummeln sich in einem winzigen Bassin, ein weißer Kakadu hockt auf dem untersten Ast des Muskatbaumes und übt mit knarrender Stimme seinen Namen. Jakob. Jakob. Jakob. Ein buntschillernder Nektarvogel turmt über die Begrenzungsmauer herab und steckt seine Schnabelspitze in die Kelche roter Blüten.

Wir bekommen ein herrliches Frühstück mit frischem Obst, Zimttee, Toast und selbstgemachter Muskatnussmarmelade serviert, während die Betten mit frischen Laken überzogen werden und das Zimmer geputzt wird. Klimaanlage, heißes Wasser, ein großer Kleiderschrank – alles erscheint uns wie purer Luxus. Nicht einmal zehn Euro kostet uns eine Nacht. Für beide zusammen. Die vereinbarte Halbpension schlägt sich mit fünf weiteren Euro zu Buche. Als sich dann noch Raja, die Hauskatze, schnurrend auf meinen Schoß ringelt, ertappe ich mich beim Gedanken, hier bleiben zu wollen.

## DJUFRI

Aber da taucht Djufri auf. Obwohl ich ihn bei unserer ersten Ankunft auf Bandaneira schon einmal gesehen hatte, überrascht mich sein Anblick aufs Neue. Damals, im Zwielflicht der Dämmerung erschien er mir seltsam verzerrt, ich konnte mir nicht vorstellen, dass jemand tatsächlich von der Natur so benachteiligt worden ist.

Jetzt steht er auf der Eingangstreppe, hinter ihm das gleißende Sonnenlicht des Mittags. Seine Ohrmuscheln leuchten rot, wie brennende Fledermausflügel. Gebannt warte ich darauf, dass Djufri mit ihnen wackelt, sie zum Flattern bringt. Denn von ihrer Dimension her scheinen sie imstande mit dem viel zu klein geratenen Kopf davon zu fliegen.

Aber nichts dergleichen passiert, Djufri tritt ein und die flammenden Ohren erlöschen. Sein Kiefer schiebt sich in den Vordergrund. Es beansprucht die gesamte untere Hälfte des Gesichts und wölbt sich so weit hervor, dass die Lippen sich nicht über den mächtigen Zahnreihen schließen können. Bei Djufris freundlichem Gruß wandern seine Mundwinkel bis zu den Ohrläppchen zurück und legen ein beeindruckendes Gebiss frei. Er könnte einen verschlingen wie ein Krokodil, denkt man unwillkürlich, wären da nicht seine Augen. Sie sprühen vor Lebenslust, Intelligenz und Witz – ohne eine Spur von Bösartigkeit. Groß und schwarz, wie dicke Obsidianperlen liegen sie in tiefen Augenhöhlen, eingerahmt von langen, elegant geschwungenen Wimpern. Djufris Augenaufschlag betört, sein Lachen steckt an, aber die extremen Proportionen wirken grotesk. Liebenswürdig und hässlich. Er ist sich dieser Attribute bewusst, auf das erste verlässt er sich mit dem zweiten spielt er mitunter. Dann zeigt er, dass er tatsächlich mit den Ohren wackeln kann und zwar unabhängig voneinander. Oder er reißt den Mund unter wieherndem Gelächter auf, deutet auf sich und sagt: Djufri könne nur aus Lachen bestehen, der ganze Kopf ein einziges Lachen. Und seit ich ihm gesagt habe, dass er schöne Augen habe, klimpert er bedeutungsvoll mit den Liddeckeln und flirtet derart übertrieben mit mir, dass Markus und ich uns ob seiner schmachtenden Blicke köstlich amüsieren.

Djufri betätigt sich als Touristenschlepper im Hafen, als Fremdenführer, Perlenhändler und engagierter Politiker einer Wohlfahrtspartei. Gleichzeitig unterrichtet er als Lehrer, studiert nebenher an einer Universität in Ambon und ist streng gläubiger Moslem. Und seit er ein Blutdruckmessgerät besitzt, stellt er ärztliche Diagnosen aus und verkauft Medikamente.

Djufri überzeugt uns, dass wir am Nachmittag eine Stadtbesichtigung mit ihm unternehmen wollen. Er brauche das Geld für die Fortsetzung seines Studiums und schließlich sei uns hier sonst langweilig.

Wir folgen ihm über verschlungene Pfade und schmale Gassen, mitunter quer durch die Gemüsegärten privater Wohnhäuser zum Museum. Djufri ist ein guter Fremdenführer. Sofort hat er seine Klientel durchschaut und ihre Interessen erkannt. Mir erklärt er jeden Baum und jedes Pflänzchen am Wegrand und Markus versorgt er mit Details aus den Lebensverhältnissen der Inselbewohner. Dank seiner hervorragenden Englischkenntnisse kann er uns einen intimen Einblick in das vergangene und heutige Leben auf den Bandas geben.

Bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts dürfte es auf den Bandas recht beschaulich zugegangen sein. Der Fischreichtum des Meeres machte die Nahrungsbeschaffung einfach, auf den fruchtbaren Vulkanböden gediehen weitere Zutaten ohne viel Zutun und der größte Schatz der Bandas lag auf dem Boden und brauchte bloß gesammelt und getrocknet zu werden: Muskatnüsse. Es gab auch noch andere begehrte Gewürzpflanzen auf den Bandas, Nelken zum Beispiel, aber die Muskatbäume wuchsen nur hier. Nirgendwo sonst auf der Welt. Araber und Chinesen brachten ihre Waren zum Tausch für das exklusive Gewürz, der Handel florierte und die Bandanesen genossen einen hohen Lebensstandard ohne hart dafür arbeiten zu müssen. Denn Muskatbäume sind pflegeleicht.

In Europa neigte sich das Mittelalter dem Ende zu, die Schrecken der Pestepidemien saßen noch tief. Den fremden Gewürzen aus Asien, aus fernen, sagenumwobenen Ländern, wurden besondere Heilkräfte zugeschrieben. Speziell in der hocharomatischen Nuss, deren übermäßiger Genuss wie ein Drogenrausch wirkte, erhoffte man sich eine Medizin gegen den gefürchteten schwarzen Tod, der hier und dort erneut aufzukeimen drohte. Muskat war ein Geheimtipp für den Höchstpreis gezahlt wurden. Die Nüsse wurden alsbald mit Gold aufgewogen.

Und wo soviel Geld zu verdienen ist, da steigt die Einsatzbereitschaft, die Abenteuerlust, der Mut zum Risiko. Erkundungsschiffe wurden ausgesandt um die Ursprungsländer der begehrten Gewürze zu finden. Kolumbus stieß dabei zufällig Amerika. Vasco da Gama fand auf Ceylon Zimt und brachte von der indischen Küste den Pfeffer mit. Auf den Molukken sicherte er sich den Handel mit Nelken – nur die entlegenen Bandainseln blieben zunächst unentdeckt, sie lagen abseits der kolonialen Routen. Bis zum Jahr 1512, da bekamen die Bandanesen erstmals Europäer zu Gesicht. Angeblich wunderten sie sich über diese rauen Menschen in derben Gewändern, die eine ganze Schiffsladung voll Muskatnüsse zu weit übersteuerten Preisen kauften und damit wieder abfuhrten. Gestunken sollen sie haben, erzählte man sich noch Jahre später auf den Inseln und rümpfte über das hygienisch rückständige Europa die Nase.

Im Jahr 1599 rumorte der Vulkan und die Bandanesen sahen darin ein böses Omen. Kurz darauf setzten Holländer zum ersten Mal ihre Füße auf den Boden Bandaneiras. Schweißfüße, witzelten die Einheimischen in Anspielung auf die ständig transpirierenden bleichen Männer, denen das Tropenklima offensichtlich nicht bekam. Die Fremden brachten nichts mit außer

ihrer Gier nach Muskatnüssen. Sie hatten nichts, womit sich Handeln gelohnt hätte. Keine Brokat- und Seidenstoffe wie die Chinesen, keine Teppiche, Leder- oder Metallwaren wie die Araber. Nichts. Trotzdem kamen die Holländer nicht mit leeren Händen. Sie hatten einen Vertrag vorbereitet. Darin hätten sich die Bandanesen verpflichten sollen, sämtliche Muskatnüsse ausschließlich den Holländern zu verkaufen. Zu fixen und nicht einmal guten Preisen. Das von den Holländern gewünschte Monopol kam natürlich nicht zustande. Sie wurden ausgelacht und davon gejagt.

Bevor die Holländer einen zweiten Versuch starteten, landeten die Engländer auf den Bandainseln und ließen sich in den etwas abseits gelegenen Inseln Pulau Ai und Pulau Run nieder. Sie gründeten einen Handelsposten. Weniger, um mit den Muskatnüssen viel Geld zu verdienen, als vielmehr die verhassten Holländer zu reizen. Der ständig schwelende britisch-niederländische Konflikt wurde damit von Europa bis auf die andere Seite der Welt getragen.

Die Holländer rüsteten derweil auf. Sie gründeten die „Vereinigte Ostindien Compagnie“ VOC, um das Gewürzmonopol in Asien durchsetzen zu können. Bei diesem Unternehmen handelte es sich um das größte, börsennotierte Unternehmen der damaligen Zeit. Das Geld wurde durch den Verkauf von Aktien eingebracht, die an der Amsterdamer Börse gehandelt wurden. Ab 1612 konnten regelmäßige Dividenden ausbezahlt werden. Im Durchschnitt der fast zweihundertjährigen Geschichte betrug der Gewinn 18,5 Prozent und erreichte bisweilen 300 Prozent!

Die VOC war geprägt von einem kommerziell-militanten Charakter des niederländischen Expansionismus in Asien. Dies kam in einer Rede von Jan Pieterszoon Coen deutlich zum Ausdruck: „Es sollte euch ehrenwerten Herren [Aktionären] aus Erfahrung bekannt sein, dass der asiatische Handel betrieben und geschützt werden muss mit Hilfe eurer eigenen Waffen; und diese Waffen müssen aus den Erträgen des Handels bezahlt werden; das heißt, wir können den Handel nicht treiben ohne Krieg zu führen, und wir können den Krieg nicht führen ohne Handel zu treiben.“

Auf diese Weise setzten sich die Holländer in Asien durch, bauten Stützpunkte um Stützpunkte aus und gründeten einen bedeutenden Handelsposten in Jakarta. Von dort aus war es nicht mehr weit zu den Bandainseln.

Angesichts der überlegenen Waffengewalt unterzeichneten nun die Bandanesen pro forma den zuletzt abgewiesenen Vertrag, obwohl er diesmal deutlich schlechtere Bedingungen enthielt. Verkauften aber die Muskatnüsse zum Trotz zu weitaus höheren Preisen an die Araber, Chinesen und Engländer. Das brachte die Holländer in Rage und der „Vertragsbruch“ wurde zum Anlass blutiger Vergeltungsschläge genommen.

Im VOC beriet man die weitere Vorgangsweise. Ein Mann namens Jacques l’Hermite brachte folgenden Vorschlag: „Meiner Einsicht nach sollte man keinen Frieden anstreben, bevor sie [die Einheimischen] vollständig besiegt und zur Vernunft gebracht oder aber vollkommen ausgerottet sind. Das Letztere wäre wohl das Sicherste, da dieses Gewürm wohl niemals so im Zaum gehalten werden kann, wie man es gern möchte....“

Jan Pieterszoon Coen, dem Generalgouverneur der VOC, gefiel die Idee und er begann mit der Umsetzung. Jede Vertragsverletzung ließ er durch Niederbrennen von Dörfern und brutalen Hinrichtungen ahnden. Für die Engländer, die zum Ärger der Holländer noch immer die äußeren Bandainseln besetzt hielten, war es ein Leichtes, die Einheimischen gegen die

Holländer aufzubringen. Gegen Muskatnüsse lieferten sie ihnen Kanonen und bildeten sie militärisch aus. Als die Streitmacht der VOC auf Pulau Ai landen wollten, um auch hier ihr Monopol endlich durchzusetzen, wurden sie vom bewaffneten Widerstand der Einheimischen überrascht und mussten mit schweren Verlusten geschlagen abziehen. Die Engländer lachten sich ins Fäustchen.

Ein Jahr später versuchten es die Holländer erneut. Mit überwältigendem militärischen Aufgebot. Die erschrockenen Engländer trafen sich vor dem geplanten Angriff auf Pulau Ai mit den Holländern auf einem der Kriegsschiffe zur Aussprache. Bei einer Tasse Tee bereinigte man die Unstimmigkeiten, gentleman-like, wie es sich für zivilisierte Menschen gehört. Die Engländer verzichteten großmütig auf Pulau Ai. Samt den Einwohnern, die für sie im Jahr zuvor so tapfer gekämpft hatten. Die Briten ließen es sogar ohne Skrupel zu, dass die Holländer nach dieser legendär gewordenen Tasse Tee Kurs auf Pulau Ai nahmen, um sich für die vormaligen Verluste zu rächen. Kein einziger Inselbewohner überlebte dieses Massaker.

Nachdem Coen auf den Geschmack des Blutes gekommen war, lud er auf der Hauptinsel unter dem Vorwand einen neuen Vertrag aufsetzen zu wollen, alle 47 Anführer der einheimischen Bevölkerung ins Kastell Nassau. Dort ließ er sie köpfen und vierteilen und ihre zerstückelten Leichen in die Brunnen der Dörfer werfen. Die übrige Bevölkerung (ca 15.000 Menschen) wurde entweder auf der Flucht erschlagen oder deportiert und in die Sklaverei verkauft. Nur ganz wenige (höchstens 1000) konnten sich auf die Kei-Inseln, östlich des Bandaarchipels retten.

Coen verpachtete das entvölkerte Land an niederländische Kolonisten, den perkeniers, und stellte ihnen Sklaven aus den asiatischen Kolonien zur Verfügung. Um das Gewürzmonopol besser kontrollieren zu können, wurden alle Muskatbäume außer jenen in Pulau Ai und Pulau Banda auf den übrigen Bandainseln abgeholzt. 1622 konnte Coen stolz verkünden, dass das Muskatmonopol erreicht sei und die Aktienkurse kletterten in schwindelerregende Höhen. Zwei Jahrhunderte hindurch sicherte dieses Monopol der VOC, das auf einem Genozid basierte, den Niederlanden Reichtum und Wohlstand. Erst 1864 endete das Monopol, weil es Jahren zuvor gewieften Engländern gelungen war, einige Ableger von Muskatbäumen aus den Bandas zu schmuggeln und sie auf der Karibikinsel Grenada anzupflanzen. Aufgrund der kürzeren Transportwege zum europäischen Markt ergab sich eine billige Konkurrenz und der Preis für Muskat verfiel. Dadurch verloren die Holländer das Interesse an der entlegenen Kolonie und gaben sie schließlich auf.

Bevor uns Djufri den weiteren Verlauf der Geschichte erläutern kann, kommt der Museumsdirektor mit dem Schlüssel und sperrt das Tor zur Vergangenheit auf. Im Schein der sich langsam erhellenden Energiesparlampen zeichnen sich Details der Ölgemälde an den Wänden ab. Rot sticht als erste Farbe ins Auge. Blutrot. Der Maler hat nicht an martialischen Details gespart. Möglichst naturgetreu stellte er gespaltene Schädel, abgetrennte Gliedmaßen und gevierteilte Körper dar. Und mitten im Gemetzel erhebt sich Jan Pieterszoon Coen. Eine Lichtgestalt mit vornehmer Kleidung und der sprichwörtlichen weißen Weste. Der Vertreter für Recht und Ordnung, die Symbolfigur für die Kultur des Abendlandes. Der dunkelhäutige Einheimische, oder zumindest Teile von ihm, auf dem Boden im Dreck und Staub. Eine

andere Szene zeigt einen Holländer, der ein Bündel abgeschlagener Köpfe an den Haaren zusammenfasst und sie über den Dorfbrunnen hält, kurz vor dem Fall.

Wir sind schockiert und fühlen uns unbehaglich.

Doch weder in der Stimme des Museumsdirektors noch in Djufri's Übersetzung schwingt irgendein Vorwurf mit. Sie erklären die Bilder als würden sie über einen Breughel oder Van Gogh sprechen. Dann kommen wir in die Waffenkammer und wir stehen vor Kanonen, Gewehren, Äxten und Henkersbeilen. Mein Blick klammert sich an neutrale Schaukästen, in denen alte Münzen und Seekarten ausgestellt sind.

Im letzten Raum erwartet uns eine Überraschung. Es ist ein altes Herrenzimmer, mit Möbeln aus der Kolonialzeit und einem Grammophon. Der Museumsdirektor tritt ehrfürchtig an den Kasten heran, legt eine Schellack auf und dreht entschlossen an der Kurbel. Vorsichtig setzt er die Nadel auf die leicht eiernde Scheibe und die Stimme einer Frau krächzt: „Josef, ach Josef, was bist du so keusch ...“ Der Museumsdirektor steht andächtig neben Djufri und beide lauschen dem für sie zum Glück unverständlichen, frivolen Text. Das vergilbte Plattencover zeigt die Sängerin Fritzi Massary. Enrico Caruso wäre uns lieber gewesen.

Vor dem Eingang des Museums werden Stimmen laut und der Direktor entschuldigt sich höflich mit dem Hinweis auf seine nächste Führung. Er begleitet uns zur Tür, bedankt sich für unseren Besuch, zeigt auf das Gästebuch, in dem wir unsere Eindrücke hinterlassen können und schreitet dann auf die neue Besuchergruppe zu. Er heißt sie herzlich willkommen. Es sind Holländer.

## **KANN MAN EINEN GENOZID VERGEBEN?**

Auf der Straße versuche ich meine Betroffenheit zu formulieren und in eine Frage zu gießen. Doch Djufri kommt mir zuvor. Er scheint zu ahnen, worauf ich hinaus will. „We forgive – but not forget“, sagt er mit völlig entspanntem Gesichtsausdruck. (Wir vergeben, aber wir vergessen nicht). Und die vielen holländischen Touristen? Wie erträgt man sie angesichts der kolonialen Vergangenheit? Djufri grinst und wiederholt seinen Slogan. Außerdem liege das Ganze doch schon lange zurück. Ja, aber die Nachfahren der Betroffenen, die könnten den Hass doch von Generation zu Generation weiter gegeben haben, möchte ich einwenden. Da dämmert mir ein schrecklicher Gedanke. Ich frage Djufri direkt: „Gibt es eigentlich noch Nachfahren der Urbewohner Bandas?“ Nicht hier, lautet seine schlichte Antwort. Ein paar Abkömmlinge finde man auf den Kei Inseln. Auf dem Bandaarchipel sei ein bunter Mix aus allen Teilen Asiens entstanden. Die Urururenkel der damals angesiedelten Sklaven. Seine persönlichen Vorfahren stammten beispielsweise aus Java.

Djufri bleibt vor einer hohen Mauer und einem geschlossenen Gittertor stehen. „Fort Nassau“, erklärt er, „hier wurden die 47 Stammesführer geköpft“. Ich wende mich lieber dem riesigen Laubbaum vor dem historischen Bollwerk zu. Ein Mangobaum. Sein massiver Stamm lässt auf ein hohes Alter schließen. Djufri bestätigt. „Manch Aufständischer wurde hier zur Abschreckung gehängt.“

Wir setzen den Stadtrundgang fort. Die schönen Fassaden der Kolonialbauten scheinen plötzlich kalt und abweisend; die Kanonen am Straßenrand verlieren ihre historische Patina und zeigen ihr wahres, mörderisches Gesicht. Neben den steilen Treppen zum Fort Belgica schneidet ein Gärtner welke Blumenstängel aus den Rabatten. Als ich die gepflegte Anlage lobe, führt mich der Mann zu seiner Lieblingspflanze. Im Schatten eines pyramidenförmigen Stapels Kanonenkugeln sprießt ein filigranes Blattwerk, dessen Spitze eine blutrote Blüte krönt. Er nennt sie „seine Rose“ und hält zum Zeichen der Fürsorge seine schrundigen Hände schützend über die Blume. Jeden Tag würde er ihr Wasser bringen. Ich danke dem Mann, der mich auf berührende Art mit der Farbe Rot und dem Munitionsdepot ausgesöhnt hat und folge Djufri und Markus ins Innere der Festung.

Das Fort Belgica wurde auf dem Grundriss eines fünfzackigen Sternes erbaut. Es liegt auf einem Hügel und von den Wachtürmen aus bietet sich ein herrlicher Ausblick auf die Bucht, den Vulkan und die bananenförmige Gestalt der Insel Banda Besar. Djufri schlägt vor, uns morgen dort drüben eine Muskatnussplantage zu zeigen und uns einen direkten Nachfahren eines perkeniers vorzustellen. Außerdem gäbe es einen schattigen Wanderweg zum Fort Hollandia mit prächtiger Aussicht auf den Vulkan. Damit hat er uns geködert.

Für heute ist der Geschichtsunterricht vorbei. Wir müssen uns mit Zukunftsfragen beschäftigen. Wo können wir zum Beispiel Flüge nach Ambon reservieren lassen?

Djufri bringt uns in ein privates Wohnhaus, das keinerlei erkennbaren Hinweis auf ein Reisebüro trägt. Wir ziehen die Schuhe aus und nehmen im Vorzimmer auf Djufri's Geheiß hin in tiefen Polstersesseln Platz. Aus einer geöffneten Tür dringt Kindergeschrei. Ein kleines Kind brüllt vor Schmerzen während eine Frauenstimme beruhigende Worte spricht. Djufri bedeutet uns zu warten und klopft an den Türrahmen, bevor er darin verschwindet. Kurz darauf kehrt er in Begleitung einer jungen Frau zurück. Sie trägt das strenge Kopftuch muslimischer Frauen unter dem kein einziges Haar sichtbar ist. Das Wimmern des Kindes steigert sich erneut zu gellenden Schreien. Es geht uns durch Mark und Bein.

Es sei krank, flüstert uns Djufri zu, seit Tagen schon. Das Fieber ginge nicht zurück. Malaria?, will ich wissen. Djufri zuckt die Achseln und wechselt mit der Frau ein paar Worte. Sie lächelt uns an und wühlt in einem Haufen Papier, der sich neben einem Telefon türmt. Am 10. März wären zwei Plätze verfügbar. Also in acht Tagen. Wir reservieren die Tickets, müssen jedoch erst das Geld im Mutiara holen und versprechen später wieder zu kommen.

Vor unserem Zimmer treffen wir den Opersänger, der seiner miesen Laune freien Lauf lässt. Während er uns einen Vortrag über die inkompetenten und chaotischen Einheimischen hält, die nicht imstande seien einen ordentlichen Flug zu organisieren, bündeln wir die Banknoten und kehren zu der jungen Muslima zurück.

Djufri begleitet uns erneut. Als wir auf dem gefliesten Eingang unsere Schuhe abstreifen stürmt ein sichtlich aufgebrachter Mann aus dem Haus. Sein Gesicht zeigt einen Ausdruck von Verzweiflung, Sorge, Wut und Ohnmacht. Eine gefährliche Mischung. Schnell tritt Djufri ein. Wir hören das Kind schreien und die Stimme der jungen Frau. Djufri winkt uns hinein. Die Frau sitzt am Schreibtisch und stützt bedrückt den Kopf in beide Hände. Das Telefon klingelt und die Frau nimmt mechanisch ab. Sie liest eine Liste vor. Der Name Morschi fällt. Der Opersänger, sage ich zu Djufri. Er nickt und zieht verärgert die Stirn in Falten. Während die Frau telefoniert erzählt er uns, was soeben vorgefallen ist. Morschi und sein Reisepartner

seien zum wiederholten Male hier aufgetaucht und hätten einen Sitzplatz in der nächsten Maschine nach Ambon gefordert. Da die Passagierliste aber bereits seit Tagen voll war, wollte die Frau die beiden wegschicken. Es musste eine hässliche Szene gegeben haben, jedenfalls brachte es Morschi fertig die Frau so einzuschüchtern, dass sie den Holländer per Telefon mit dem Piloten verbinden ließ. Dieser versprach ihm gegen eine ordentliche Summe die Beförderung. Die Holländer ließen sich auf das geforderte Bestechungsgeld ein und rauschten ab. Der Frau blieb nichts anderes übrig, als zwei andere Personen von der Passagierliste zu streichen. Fünf Minuten später erschien zufällig genau jener Mann, der zusammen mit seiner Frau nach Ambon fliegen wollte um seine kranke Tochter zu besuchen, die dort im Spital liegt. Er wollte die Flugtickets, die er bereits bezahlt hatte, abholen. Und erfuhr nun zu seiner Bestürzung, dass er nicht mitfliegen konnte und auf ein unbestimmtes andermal vertröstet wurde.

Er schrie die Frau an, wie Morschi zuvor, nur mit weniger Erfolg. Das Kind gellte und die junge Muslima war mit den Nerven sichtlich am Ende. Wir schämen uns für die Holländer. Schließlich sind wir Touristen wie sie, wenngleich wir solche Mafiamethoden strikt ablehnen.

Djufri nimmt es gelassen. Korruption läge im Charakter eines einzelnen Menschen und nicht in seiner Rasse, meinte er. Morschi habe nicht anders gehandelt, als die meisten Politiker in Indonesien. Daraufhin entspannt sich eine interessante Diskussion über Ethik, Moral, Religion, Politik und Umweltschutz. Als wir beim Vergleich unserer Kulturen zum Thema Toleranz kommen, versuche ich Djufri die Tatsache zu erklären, dass sich die österreichische Bevölkerung vor Minaretten fürchte und sich von Kopftuch tragenden Frauen bedroht fühle. Erstaunt reißt Djufri seine Augen weit auf. Wie groß denn der Anteil der Moslems sei, will er wissen. Wir nennen Vorarlbergs vergleichsweise hohen Prozentsatz von 7 %. Djufri schlägt sich lachend auf die Schenkel. Er hält die Angst um die österreichische Identität für einen guten Witz.

Kurz vor dem Abendessen schleichen die Hauskatzen erwartungsvoll durchs Haus. Der Hunger treibt uns ebenfalls in die Nähe der gedeckten Tafel. Markus sieht gemeinsam mit Raja (oberster Kater) den Fischen im Teich zu, da versucht der Kakadu von seinem Ast zu steigen. Er macht einfach einen Schritt in Leere und stürzt zwei Meter in die Tiefe. Sein Aufprall am gefliesten Boden erzeugt ein so eigenartiges Geräusch, dass ich laut lachen muss. Der Kakadu reagiert beleidigt, plustert und spreizt sein Federkleid, stellt seinen gelben Kamm auf und schreitet zu Tisch. Mit Hilfe des Schnabels turnt er über einen Stuhl hinauf und angelt sich eine kleine Banane aus der Obstschale. Während er auf einem Bein balanciert, hält er mit den Krallen des anderen Fußes die Banane und schält sie sorgfältig mit dem Schnabel. Wie es ein Affe oder Mensch tun würde. Dann pickt er genüsslich in das weiche Fruchtfleisch und zermanscht es mit der Zunge, die Augen bei jedem Biss vor Verzückung schließend.

Die leere Schale fällt zu Boden. Der Kakadu sieht uns erwartungsvoll an, neigt den Kopf, krächzt Jakob, Jakob und streckt einen Flügel aus. Wir dürfen/sollen ihn unter der Achsel streicheln. Jakob, Jakob – Seitenwechsel. Dann beginnt der Vogel heftig zu nicken und deutet

zum Muskatbaum. Markus bietet ihm seine Hand, der Kakadu krallt sich an seinen Fingern fest und lässt sich zum Ast hochheben.

Allmählich tauchen die anderen Gäste des Hauses auf. Eine Österreicherin, die sich bei der Vulkanbesteigung eine Zecke eingefangen hat, bittet mich diese zu entfernen. David, ihr Freund aus Tschechien, dem sie in Papua begegnet ist, wankt zur Begrüßung aus dem Zimmer, kehrt aber bald ins Bett zurück. Er leidet. Typhus oder Malaria. Im schlimmsten Fall beides. Und dann kommt noch ein Maroder. Auf Zehenspitzen trippelt ein großgewachsener Mann her, tänzelt in lächerlichem Gang um den Tisch und lässt sich vorsichtig auf einem Stuhl nieder. Mit schmerzverzerrtem Gesicht. Dann erst stellt er sich vor. Frank. Holländer. Seine zwei Landsleute, Morschi & Co, sind auf der Suche nach Alkohol außer Haus gegangen und zum Glück fündig geworden. Niemand vermisst die beiden mit ihrem übellaunigen Inselkoller. Was aber ist mit Frank los? Die Wienerin gratuliert ihm erfreut zu seinen ersten Schritten seit mehreren Tagen. Der Holländer zieht vorsichtig den Stoff der weiten Hose zum Oberschenkel hinauf und deutet auf die Rückseite seiner Beine. Von den Waden bis zu den Kniekehlen wölben sich riesige Blasen. Teilweise hängt die Haut in Fetzen, Wundränder eitern, das offene Fleisch nässt. Deshalb könne er die Beine nicht strecken, erklärt er unnötigerweise und fügt dann hinzu, er leide nun an seiner Dummheit. Zum ersten Mal im Leben habe er geschnorchelt, hier vor Pulau Hatta, und noch nie zuvor so etwas Faszinierendes und Schönes gesehen. Da seien sechs (!) Stunden schnell herum gewesen. Wegen der Sonne habe er ein T-Shirt getragen, aber seine Beine habe er völlig vergessen. Das zahlten sie ihm jetzt zurück. Seit Tagen hielte er sich nur unter der Aircondition auf, weil sein Körper mit hohem Fieber auf den Sonnenbrand reagiert hatte. Eine Weile würde es sicher dauern, bis er wieder normal gehen und die Reise fortsetzen könne.

Ob ihm nicht die Zeit zu knapp werde?

Frank lacht; drei Jahre hätten ihm ursprünglich zur Verfügung gestanden, nun lägen noch zwei vor ihm.

Dagegen nehmen sich unsere sechs Wochen äußerst bescheiden aus.

Gebratene Auberginen mit Kanarinuss-Muskatsauce unterbrechen das Gespräch. Das Essen ist ausgezeichnet. Und die Katzen lästig. Besonders Raja. Er beginnt bei mir. Sichtet von meinem Schoß aus den Tellerinhalt und springt enttäuscht zu Markus. Der Fisch liegt allerdings auf Franks Teller. Kaum hat der Kater die Krallen in die Oberschenkel des Holländers geschlagen, um sich auf dessen Schoß zu ziehen, da wirft ihn Frank zu Boden. Zwei Sekunden später ist Raja wieder auf mir und die Runde beginnt von Neuem. Ohne sich beim Essen aus der Ruhe bringen zu lassen, wischt Frank den Kater von seinem Schoß. Keine Spur von Ärger oder Ungeduld zeigt sich in seinen Zügen. Auch nicht als Raja zum zehnten Mal zum Sprung ansetzt, sich verschätzt, zu kurz kommt und sich mit ausgefahrenen Krallen an Franks Beine klammert. Frank muss dem Kater erst die verhakten Pfoten aus dem Hosenstoff lösen, bevor er ihn auf den Boden setzen kann. „Jetzt ist es genug“, sagt er leise zu ihm und Raja versteht. Er hupft mir auf den Schoß, kringelt sich zusammen und schnurrt.

Frank erzählt von seinen Erlebnissen des vergangenen Jahres. Er spricht gut Deutsch und trotzdem bringen uns manche Sätze zum Lachen. Er wollte in Sumatra einen hohen Vulkan

besteigen. Über 1500 Höhenmeter in unwegsamem Gelände. Als er oben ankam, war es bereits später Nachmittag. Die Dämmerung überraschte ihn beim Abstieg an der Waldgrenze, im Dschungel war es bald stockdunkel. Er hatte nichts dabei, kein Zelt, keine Matte, keinen Schlafsack, kein Moskitonetz. In diesem entlegenen Gebiet Sumatras gibt es heute noch Tiger. Das wusste Frank. Aber er konnte in der Finsternis nicht einmal mehr die Hand vor den Augen erkennen. Und die Müdigkeit der langen Tour machte sich bemerkbar. „Da dachte ich, die benütze ich mal, legte mich auf den Boden und schlief ein“, beschreibt Frank sein nächtliches Abenteuer und versteht nicht, weshalb wir drei Österreicher „die Benutzung“ so lustig finden.

„Wie heißt das denn im richtigen Deutsch?“

Wir wissen es nicht. Die Grammatik stimmt; für den Inhalt fehlen die Worte. Durchschnittliche Deutschsprachige würden eher vor Angst (Tiger, Schlangen) und Ekel (Spinnen, Insekten) sterben als einfach die Müdigkeit „benützen“.

### **19. Tag, Montag 3. März 2008**

Djufri hat ein kleines Boot organisiert, mit dem wir zur größten Insel, nach Pulau Banda Besar, übersetzen. Das Wasser in der Bucht ist glasklar. Der Bug schneidet die seidige Oberfläche wie eine Rasierklinge entzwei und die Ränder rollen sich keilförmig auf, als würden wir einen elastischen Stoff durchtrennen. Vom Meeresboden recken sich die Spitzen von Geweihkorallen zum Licht. Es überrascht uns, dass man hier schnorcheln könnte. Obwohl an zahlreichen Stellen die Anker der großen Schiffe die filigranen Äste der Korallen zertrümmert haben, sieht die Unterwasserwelt intakt aus.

Die UNO habe die Bucht als schützenswert ausgewiesen, erklärt Djufri, aber wer könne den Schutz hier überwachen? Vieles sei bereits zerstört worden. Djufri deutet auf eine Stelle unter uns, die mit bleichen Korallenskeletten übersät ist. Vor dem Flughafen, dort wo die Landbahn aufs Meer trifft, dort könne man gut schnorcheln und würde gesunde Korallen und zahlreiche Fische vorfinden. Denn der vorgeschriebene Sicherheitsabstand für die Boote halte Fischer und Anker fern.

Die Insel Banda Besar beheimatet die Hauptstadt der Bandas: Lonthoir. Trotzdem gibt es keine Autos. Nicht einmal ein mit Bandaneira vergleichbarer Hafen existiert. Wir holen uns nasse Sandalen, als wir vom Boot auf den flachen Strand springen.

Hinter der Reihe von Fischerbaracken am Ufer stehen hübsche Häuser mit gepflegten Vorgärten. Überdachte Veranden, getragen von Steinsäulen, geflieste Böden, stuckverzierte Balustraden, Treppenabsätze, belagert von dutzenden Blumentöpfen. Die Fassadenfarben zeigen die Lust am Experiment oder schiere Lebensfreude. Rot, Orange und Violett neben blauen Fensterrahmen, Türkis kombiniert mit Lila und Rosarot.

Und zwischen den Häusern, am Straßenrand, immer wieder alte, knorrige Bäume mit ausladendem Blätterdach. Um den Stamm herum ist eine Holzplattform gezimmert, die mit Schilfmatten bedeckt ist. Der traditionelle Treffpunkt der Einheimischen. Hier im Schatten des Baumes auf dem luftigen Holzgestell werden die Neuigkeiten besprochen, der Klatsch weitergegeben, Geschichten erzählt. Unter solch einem Versammlungsbaum sitzt zufällig

Djufris Schwiegermutter. Sie hat selbstgebackenes Naschwerk dabei, tellergroße Chips, die hervorragend schmecken. Für deren Zubereitung wird eine dünnflüssige Paste aus Mandelmehl und Wasser auf Bananenblätter geschmiert und in der Sonne getrocknet. Danach löst man die filigranen Scheiben ab und frittiert sie in Kokosöl. Markus verweigert trotz mehrmaliger Aufforderung eine Kostprobe. Er hält sich strikt an die Empfehlungen des Reiseführers im Kapitel Gesundheit. Nur Essen, was soeben erhitzt wurde oder was man abwaschen kann.

Drei Bäume weiter lockt die nächste kulinarische Überraschung. Auf einem winzigen Holzkohlegrill röstet eine Frau dicke Kochbananen, bis sie von einer graubraunen Kruste überzogen sind. Dann presst sie die Bananen in einer Art Waffeleisen flach, schiebt den entstandenen Fladen auf ein großes Blatt und gießt braunen Zuckerrohrsirup darüber. Die Kombination von mehligem Bananenmus mit geräucherter Karamellkruste schmeckt fantastisch. Markus verweigert trotzdem. Obwohl seine Argumentation nicht hält, denn die Speise wurde erhitzt. Egal, ich vertilge seine Portion gerne.

Kurz darauf klopfen wir bei der Plantage der Vandenbrooks an. Ein direkter Nachfahre des gleichnamigen holländischen *perkeniers* im Dienste der VOC öffnet uns. Man sieht dem großgewachsenen Mann seine europäischen Ahnen kaum mehr an. Nur seine vornehme Haltung, die auf die gehobene Stellung der Vandenbrooks auf den Bandas zurückgeht, verrät seine persönliche Geschichte. Er verkörpert die 13. Generation der Plantagenbesitzer. Da die Holländer immer wieder einheimische Frauen geheiratet haben, ist vom europäischen Erbgut bis auf die etwas hellere Haut und den vornehmen Habitus nichts geblieben. Die Sprache ist vergessen. Mehr als ein paar holländische Wörter kann der Hausherr nicht zum Besten geben.

Wir sitzen in einem Vorzimmer des alten Gutshofes. Vor uns, auf dem weiß gefliesten Boden, türmt sich ein Berg Muskatnüsse, daneben erheben sich ein etwas kleinerer Hügel mit den ausgelösten Kernen und ein Häuflein aufgebrochener Schalen. Dazwischen liegen ein Holzhammer und ein Brett mit runden Vertiefungen. Offensichtlich haben wir den Chef gerade bei der Arbeit gestört. Sklaven gibt es ja keine mehr und Arbeiter kann er sich nicht leisten.

Seine Erzeugnisse exportiert er hauptsächlich nach Japan, sagt Vandenbrook während er eine frische Muskatnuss aus seiner Hemdtasche holt und sie uns zeigt. So wachse sie auf dem Baum, erklärt er. Wenn die gelbliche, fleischige Schutzschicht aufspringt – ähnlich wie bei einer reifen Kastanie – sollte die Nuss geerntet werden. Vandenbrook bricht die Schale entzwei und reicht uns den Inhalt. Eine feuchte, glänzend schwarze Nuss, die mit einem knallroten Geflecht überzogen ist, dessen Struktur an einen Fahrradhelm erinnert. Die Frucht wirkt so künstlich, als wäre sie aus Plastik. Vandenbrook führt vor, wie man das rote, netzartige Gewebe vorsichtig entfernt. Als Macis sei dieses Gewürz bekannt, allerdings in getrocknetem Zustand. Durch das Dörren würde es sich gelblich-orange verfärben. Manche würde auch Muskatblüte dazu sagen, was natürlich falsch sei.

Die schwarze Nuss könne in frischem Zustand nicht verwendet werden. Vandenbrook bringt uns in einen Nebentrakt des Plantagengebäudes. Eine Holzkonstruktion mit Blechdach. Alles ist verkohlt, als wäre das Gebäude gerade noch einem wütenden Brand entkommen. Wir steigen über eine steile Treppe ins Dachgeschoß. Ruß lagert zentimeterdick auf den Balken,

das Täfer ist verpecht. Die Sonne heizt die Luft unter dem Blechdach zu unerträglicher Hitze auf. Das sei aber noch nicht heiß genug, sagt Vandenbrook. Im Untergeschoß werde nach der Ernte Feuer entfacht und durch den Boden, er deutet auf den hölzernen Gitterrost, könne der Rauch und die Hitze aufsteigen und die frischen Muskatnüsse trocknen.

Er zieht ein verkaufsfertiges Exemplar aus der anderen Hemdtasche und schüttelt es leicht. Man kann den vom Dörrvorgang geschrumpften Nusskern hinter der dünnen Schale wackeln hören.

Wir folgen Vandenbrook, der uns durch eine Baumschule mit Muskatbaumsetzlingen zu einer großen Presse führt. Stolz präsentiert er uns seine neueste Idee: Muskatöl. Er reicht eine kleine Flasche als Riechprobe herum. Was man damit anfangen könne, frage ich interessiert. Der Geruch ist betäubend. Vandenbrook zuckt die Schultern. Das wisse er selbst nicht so genau, vielleicht Rohstoff für die Kosmetik- oder Parfümindustrie?. Am besten würde sich das Öl als Aphrodisiakum verkaufen lassen, meint er, aber dazu müsse er erst eine Marketingoffensive starten. Das Projekt stecke noch in den Kinderschuhen.

Wir wünschen ihm viel Erfolg, kaufen ein Viertelkilo Nüsse und verabschieden uns vom letzten lebendigen Überbleibsel der Kolonialzeit.

Djufri kennt einen Weg, der durch den ausgedehnten Plantagenwald hinauf zum Fort Hollandia führt. Auf dem Boden der Vandenbrooks wächst nicht nur Muskat. Djufri pflückt hier ein Blatt, bricht dort einen dünnen Zweig und lässt uns daran riechen. Zimt! Nelken! Und weiter oben zupft er aus hohen, scharfkantigen Blattbüscheln grüne Spitzen ab und zerbeißt sie. Zitronengras. Markus zerreibt lieber und kann sich die Bemerkung nicht verkneifen, dass ich wie ein kleines Kind alles bedenkenlos in den Mund stecken würde.

Das Fort Hollandia besteht nur mehr aus Mauerresten. Ein verheerendes Erdbeben im Jahr 1743 hatte die Festung zerstört. 35 Jahre später ereigneten sich vier Naturkatastrophen gleichzeitig. Erdbeben gingen einem gewaltigen Vulkanausbruch voran, lösten einen Tsunami aus und ein Hurrikan tobte mit zerstörerischer Kraft. Chronisten beschrieben diesen 2. April 1778 wie einen Weltuntergang. Für tausende Menschen war es das auch.

Wir blicken von der Anhöhe des Fort Hollandias auf die Bucht hinab und stellen uns das Geschehen vor. Viel Fantasie ist nicht nötig. Der Gunung Api ragt viel zu nah an den bewohnten Inseln aus dem Wasser. Ein kleiner Ausbruch genügt, um die umliegenden Ortschaften mit Lavabrocken zu bombardieren. Schwarze Felsen, die am flachen Ufer Banda Besars verstreut liegen, zeugen davon. Jetzt, bei Ebbe, sieht man erst, dass die ganze Bucht mit Vulkansplittern übersät ist.

Djufri führt uns durch die „Straßen“ der Hauptstadt. Meist sind es stark abfallende, betonierete Wege oder Treppen. Die Häuserreihen haben Stufe für Stufe den Hügel erobert. Selbst wenn es eines Tages Autos auf der Insel gäbe, könnte man sie in Lonthoir nicht verwenden.

Wir machen bei einem Brunnen Halt. Eigentlich handelt es sich um zwei Brunnen. Einen alten und einen neuen. Der Alte zieht uns magisch an. Sein Schacht ist aus lauter kleinen Steinen



Blick in die Kolonialzeit: Die Holländer setzten ihren Muskatthandel mittels Genozid an der einheimischen Bevölkerung durch.  
Am Rand des alten Brunnenschachtes, in den damals die abgeschnittenen Köpfe der Stammesältesten geworfen wurden, verharrte heute diese blutrote Libelle.



gemauert, die mit Moos und Farnen bewachsen sind. Er ist eng und düster, nur der Blitz des Fotoapparates erhellt in großer Tiefe den Wasserspiegel.

„In diesen Brunnen wurden die abgeschnittenen Köpfe der einheimischen Führer geworfen“, erklärt Djufri und wir fahren entsetzt zurück. Eine rote Libelle lässt sich auf einem Moospolster nieder. Ihre Flügel, ihr langer Hinterleib, ihre Facettenaugen – alles schimmert in der Farbe frischen Blutes. Filigrane schwarze Linien zeichnen ein Muster wie aus Tüll, dem Spitzenstoff, den Trauernde vor dem Gesicht tragen. Unbeweglich bleibt die Libelle sitzen, als wäre sie mit der Umgebung verwachsen. Nicht einmal der Blitz unseres Fotoapparates vertreibt das verstörend schöne Insekt.

Djufri ist schon zum neuen Brunnen hinüber gewechselt. „Weil das Wasser wegen der Leichen vergiftet war, wurde ein zweiter Schacht gegraben.“ Und mit glattem Beton verkleidet. Sauber und zweckmäßig. Hygienisch und modern. „Als Zeichen der Erneuerung“, setzt Djufri seine Erklärung fort, „und um die Vergangenheit bewältigen zu können. Daher wurde auch der alte Brunnen nicht zugeschüttet. Vielmehr setzte man alle Anstrengungen daran, ihn zu säubern. Unzählige Male wurde er gespült.“ Jetzt könne man das Wasser wieder trinken. Djufri lächelt uns stolz an. „Hier sieht man unsere Devise ganz deutlich: forgive – but not forget. Beide Brunnen existieren nebeneinander.“

Am Weg hinunter zum Strand kommen wir an etlichen Moscheen vorbei. Das erinnert mich daran, dass heute Morgen ein Muezzin in der Nähe des Guesthouse zum Gebet aufrief. Um 4 Uhr 45! Und dann eine dreiviertel Stunde lang Allah pries.

Ob uns denn in Europa nicht die Kirchenglocken stören würden? Er habe gehört, die würden jede Stunde bimmeln, kontert Djufri listig.

Plötzlich schlängelt sich der Pfad – Djufri hat eine Abkürzung genommen – mitten durch einen alten Friedhof. Seltsamerweise sind alle Gräber entlang der Nord-Süd Achse ausgerichtet. Mekka liege doch im Osten, wundern wir uns.

„Die Toten werden in der Seitenlage beerdigt, ihr Blick geht nach Mekka“, klärt uns Djufri auf. Bei unserem Gang durch die Siedlungen fällt uns auf, dass die Menschen keinen großen Wert auf Bekleidungs Vorschriften legen. Vor allem bei den Frauen zeigen sich eklatante Unterschiede. Einige tragen Leggings, unter deren Enge sich die Unterhose abzeichnet, andere sind verschleiert und mit langen Mänteln angetan. Die meisten bewegen sich allerdings zwischen den beiden Extremen in normalen Hosen und Röcken. Djufri reagiert mit einem Grinsen auf unsere Beobachtungen: „Wir Moslems sind eben sehr tolerant.“

Da Djufri alles weiß, und manches sogar besser weiß, können wir nicht leugnen, eine gewisse Schadenfreude zu empfinden, als am Strand kein Boot auf uns wartet. Obwohl dem Fährmann bei der Herfahrt die Abholzeit zigmal eingetrichtert worden war. Markus und ich lassen uns im Schatten eines Baumes nieder, während Djufri hin und her eilt, um ein Boot aufzutreiben. Vergeblich. So nervös haben wir unseren Führer noch nie erlebt. Wir genießen die Zeit des Nichtstuns, es ist erst früher Nachmittag, und wir verspüren absolut keine Lust in der Sonnenglut auf Bootssuche zu gehen. Djufri kann unsere Gelassenheit kaum fassen und zieht alleine los. Eine halbe Stunde später kehrt er völlig verschwitzt zurück. Zu einem erheblichen Aufpreis konnte er einen Fischer bewegen, uns nach Bandaneira überzusetzen.

Dort angekommen entschuldigt sich Djufri zerknirscht für das Malheur, das in unseren Augen gar keines war. Wir geben uns großzügig und entlassen ihn mit den Worten: „We forgive, but don't forget.“

## FEUERBERG

**20. Tag, Dienstag 4. März 2008**

Den Wecker hätten wir uns sparen können. Erst der Muezzin - Allahu akbar - , dann der holländische Opernsänger und sein Freund – die beiden packen, zahlen und frühstücken unmittelbar vor unserer Zimmertür und brausen dann auf Motorrädern zum Flugplatz. Als endlich Ruhe im Haus einkehrt stehen wir auf. Eigentlich sollten wir bereits unterwegs sein. Wer auf den Vulkan will, muss früh aufbrechen. Um vier oder fünf Uhr schlägt das Reisehandbuch vor. Für lächerliche 666 Höhenmeter!

Um sieben Uhr sind wir dann bereit. Djufri stellte uns gestern Abend einem Bootsbesitzer vor, der uns zur Vulkaninsel bringen würde. Wir klopfen an dessen Tür. Ein verschlafener Indonesier öffnet und kapiert nicht was wir von ihm wollen. Zudem sieht er irgendwie anders aus, als der Mann von gestern. Haben wir uns in der Tür geirrt? Plötzlich sehen alle Eingänge gleich aus. Wir streunen die Gasse auf und ab und sind uns nicht einmal mehr sicher, die richtige Häuserzeile vor uns zu haben. Schließlich finden wir jemanden, der uns zum Vulkan bringt. Wir vereinbaren auch gleich die Uhrzeit, wann er uns wieder abholen soll.

Vom Ufer weg führt ein steiler Pfad durch einen schattigen Wald bis zu einer Aussichtsplattform. Damit ist der gemütliche Teil beendet. Was nun folgt haben wir uns trotz zahlreicher Warnungen, sowohl vom Reisehandbuch als auch von anderen Touristen, nicht so schlimm vorgestellt. Der Weg ist nur mehr an der Einbuchtung des hüfthohen Gestrüpps zu erkennen. Ohne jede Serpentine oder erleichterndem Zick-Zack sticht er kerzengerade den Vulkankegel hinauf.

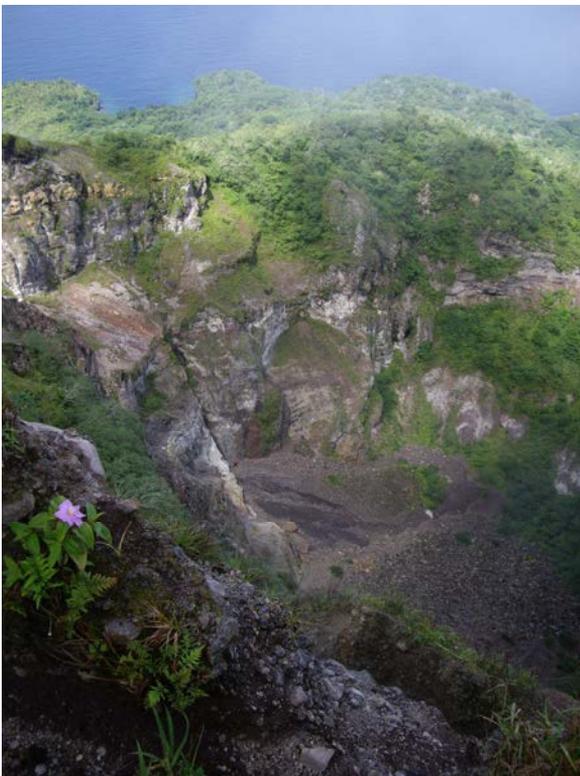
Bei jedem Schritt streifen wir an den feuchten Farnen, Gräsern und Blättern, die den Weg überwuchern. Die Füße tasten sich über den unsichtbaren Boden, der aus losem Geröll oder schmierigem Lehm besteht. Zecken? Schlangen? Skorpione? An versteckte Spinnen brauche ich keine Gedanken zu verschwenden. Sie lauern nicht im Verborgenen. Sondern spannen ihre Wagenräder große Netze direkt über den Weg. Solange noch vereinzelte Bäume den Pfad säumten, hingen die Monster hoch oben in den Ästen, aber nun verweben sie die Buschkronen links und rechts unserer Spur. Es bleibt uns nichts anderes übrig als unten durch zu kriechen oder seitlich an den klebrigen Netzen vorbei zu schleichen. Wegen Markus Schlangenphobie gehe ich voran und habe furchtbare Angst, dass ich eine Spinnenfalle übersehen könnte. Einmal verfängt sich mein Ellbogen in etwas. Ich vermute Dornen, weil mein langärmeliges T-Shirt daran hängen bleibt. Ich will mich losreißen, da erkenne ich im letzten Augenblick, dass ich die Hauptleinen eines Netzes zerstört habe und die erschrockene Spinne sich über einen Strang in Sicherheit bringen will, in Richtung meines Ellenbogens! Ich schreie nur innerlich. Äußerlich bleibe ich ruhig und löse die klebrigen Netzteile vom Stoff, ehe ich mit einsetzender Panik den Berg hinaufstürme. In einem etwas breiteren, übersichtlichen



Der 666m hohe Vulkan schuf das Banda-Archipel. Er kann es aber auch wieder zerstören.



Blick auf die Insel Bandaneira mit dem Band des Flugplatzes



## **Gunung Api (Berg des Feuers)**

Anstelle des Gipfels klafft ein 250m tiefes Loch. Die brüchigen Kraterränder sind gefährlich.





Gipffoto: Im Hintergrund die beiden Inseln Pulau Ai und Pulau Run

## **Gunung Api (Berg des Feuers)**

Blick auf den Lavafluss. Wo er ins Meer eintritt, ist es wunderbar zum Schnorcheln.



Schottergraben lasse ich mich auf den Boden fallen. Erschöpft ringe ich nach Luft und warte auf Markus.

Für den weiteren Weg brechen wir uns Stöcke aus dem Gestrüpp. Damit könnte ich Spinnweben zerstören. Aber nachdem ich in der Fluchtbewegung der Spinne vorhin meine eigene Angst gespiegelt sah, möchte ich ihre Kunstwerke lieber ganz lassen. Den Stock benötige ich ohnehin als Gehilfe. Das Geröll ist mörderisch. Zwei Meter hinauf, einen zurück. Manchmal auch drei zurück. Wichen wir anfangs den Pflanzen so gut es ging aus, so halten wir uns nun an den Farnbüscheln und Stauden fest. Zecken? Schlangen? Skorpione? Egal. Nur dieser dampfenden, grünen Hölle enttrinnen. Der späte Aufstieg rächt sich, die Hitze und die Schwüle nehmen uns den Atem, der Schweiß rinnt in Strömen. Solche Mengen an Trinkwasser können wir gar nicht nachschütten, um den Flüssigkeitsverlust auszugleichen. Selbst Markus, den ich noch nie richtig schwitzen gesehen habe, tropft wie ein löchriger Gartenschlauch. Immer wieder muss ich eine Rast einlegen. Mein Herz klopft zum Zerspringen, mein Kopf droht vor Hitzestau zu platzen. Speiübel ist mir, der Kreislauf warnt: Langsamer gehen! Aber das lässt sich nicht immer umsetzen. Gerade im losen Bimssteingeröll muss man aufwärts schnelle Schritte machen, um dem Höhenverlust des Abrutschens zuvor zu kommen.

Und immer wieder diese riesigen Spinnen. Manchmal drücke ich mich in nur vierzig Zentimeter Entfernung an diesen Monstern vorbei. Handtellergröße Exemplare. Grau, mit feingliedrigen langen Beinen, oder grellgelb gestreifte mit paarweise angeordneten Füßen. Solange man ihre Netze nicht berührt, bleiben sie ruhig. Ich kann mich sogar überwinden, sie zu fotografieren. Hätte man mir gestern gesagt, in welche Nähe ich mich heute wagen würde, wären nächtliche Alpträume die Folge gewesen. Erstaunlich, wie schnell man sich an vermeintlich Unvorstellbares gewöhnen kann.

Endlich erreichen wir die Zone mit kniehohem Gebüsch. Der Untergrund ist rötlich, mitunter schwarz und dampft schwefelige Gase ab. Trotzdem gedeihen hier Pflanzen. Weiter oben, wo die Vegetation immer spärlicher wird, inmitten fauchender Fumarolen und heißer Steine blühen violette Blumen.

Wir haben es beinahe geschafft. Nur mehr wenige Meter bis zum Gipfel, der in dicke Nebelschwaden gehüllt ist. Nach unten, auf die Bucht, auf die Inseln Bandaneira und Pisang ist die Sicht frei. Der Kontrast ist unbeschreiblich. Das tiefblaue Meer, das türkise Flachwasserband vor den Sandstränden, das üppige Grün des tropischen Waldes. Im Vordergrund die verbrannte, rot-schwarze Erde des Vulkans. Auf beiden Seiten des Berges ist vor rund zwanzig Jahren Lava ausgetreten. Die schwarz glänzende Masse beginnt auf halber Höhe mitten im Wald. Damals wälzte sie sich als glühend heißer Strom bis ins Meer hinab und verbrannte alles, was sich ihm in den Weg stellte. Noch hat sich die Vegetation das Gebiet nicht zurückerobert. Die Lava sieht aus, als wäre sie in diesem Augenblick erstarrt.

Wir warten bis die Wolken den Gipfel freigeben und steigen dann über klaffende Erdspalten zum höchsten Punkt. Markus ist als erstes oben und fährt erschrocken zwei Schritte zurück. Dann nähert er sich vorsichtig seiner alten Position und beugt sich langsam vorne über. Trotz seiner Warnung erschrecke auch ich, als ich oben ankomme.

Wir stehen an einem messerscharfen Kraterrand aus lockerem Vulkangestein. Zu unseren Füßen gähnt ein 250 Meter tiefer Abgrund. Die Kante kann jederzeit abbrechen. Behutsam weichen wir zurück und suchen uns eine vertrauenswürdiger Stelle. Der Nebel hüllt uns ein und ein kühler Wind lässt uns frösteln. Zum Glück ist unser Rastplatz warm, die heißen Gase erhitzen den Untergrund wie eine Fußbodenheizung. Dann reißen die Wolken plötzlich auf und gewähren uns klare Sicht auf die Inseln Pulau Ai und Pulau Run. Ein Schiff zieht eine Glitzerschleppe übers Meer. Bevor der Fotoapparat fokussiert hat, verschwimmt das Motiv hinter einem weißen Schleier und ein Sonnenstrahl trifft uns von hinten. Schau, der Flugplatz! Ein gleißendes Band spannt sich von einem Ufer zum anderen quer über Bandaneira, bevor es im Dunst versinkt und die Wolke mit ihren klammen Fingern nach uns greift. Wir haben genügend Zeit, um am wechselnden Sichtfensterspiel Gefallen zu finden. Einmal kriecht der Nebel die Kraterwand empor, als würde unten Wasser kochen, dann wiederum scheint die senkrecht stehende Mittagssonne bis in die tiefsten Klüfte und Spalten hinein und leuchtet den immensen Krater aus.

Wir verbringen zwei Stunden auf dem Berg, bevor wir den Abstieg antreten müssen. Wäre da nicht die vereinbarte Abholzeit mit dem Bootsbesitzer, hätten wir wohl länger in der angenehm temperierten Gipfelregion des Vulkans ausgeharrt. Abwärts geht es rasant. Das Geröll reißt uns die Füße weg; rutschend, stolpernd und fluchend mühen wir uns den Berg hinab. Bremsen ist anstrengend. Manchmal komme ich nur knapp vor einem Spinnennetz, das ich beim Aufstieg durch unten-durch-Kriechen verschont habe, zum Stillstand.

Völlig verdrückt und verschwitzt erreichen wir den Strand. Das Boot ist schon unterwegs und trifft zeitgleich mit den ersten Tropfen eines tropischen Regengusses bei uns ein. Der Fährmann schimpft, während wir den Vorgeschmack auf die Dusche genießen.

Den ganzen Nachmittag verbringen wir im klimatisierten Zimmer bei angenehm kühlen (!) 29 Grad. Alles, was wir heute am Leibe trugen, schwimmt bereits in der Seifenlauge der Wäscherei. Wir müssen uns nur mehr zum Essen aufrufen.

### **21. Tag, Mittwoch 5. März 2008**

Mit wenig Gepäck kehren wir mit Georgios Boot auf Pulau Ai zurück. Man begrüßt uns wie alte Freunde, als „Heimkehrer“ und die „Frau mit dem Bali-Rock“. Zielstrebig biegen wir in die Schulgasse ein, der Lehrer winkt und die Kinder schmettern uns ein Hello! entgegen. Non, das geistig behinderte Mädchen, liegt im Schatten eines Baumes und döst. Durch das Kindergeschrei geweckt, blickt sie sich mit panischem Blick um, sieht uns, starrt mit geweiteten Augen, bis sie allmählich wie aus einem tiefen Traum erwacht. Leben fährt in ihren Körper, sie lacht, hebt die Hände zu einem Gruß und verschwindet aufgeregt in der Hütte ihres Vaters. Als wir dort vorübergehen steht er im dunklen Eingang, seinen Arm um die Schultern seiner Tochter gelegt und lächelt uns zu. Non drückt ihr erregtes Gesicht in die Falten seines Hemdes.

Jusuf erwartet uns mitten auf dem Betonweg vor seinem Haus. Wir schütteln seine ausgestreckte Hand und wollen gerade etwas zum Wiedersehen bemerken, als er sagt: „Hier

seid ihr richtig. Ja das ist das berühmte Ardys Homestay! Kommt herein und seht euch die Zimmer an!“

Markus und ich wechseln erstaunte Blicke. Ich frage Jusuf direkt, ob er uns denn nicht mehr erkenne. Schließlich waren wir sechs Tage lang seine Gäste!

Jusuf mustert unsere Gesichter als müsse er den Wahrheitsgehalt meiner Aussage überprüfen.

„Wir waren drei Nächte in Bandaneira und kehren jetzt wie versprochen zurück.“ Ich kann ihm die Peinlichkeit leider nicht ersparen.

Plötzlich schlägt sich Jusuf vor die Stirn und wird unter seiner dunklen Haut purpurrot. Er stürzt sich auf Markus und erdrückt ihn fast mit seiner Umarmung. Dann ergreift er mit beiden Händen meine Hand und stammelt eine Entschuldigung, die nur auf den ersten Blick seltsam erscheint: „Oh, es tut mir so Leid, aber ihr müsst verstehen, für uns sehen alle Weißen gleich aus.“

Ardys Homestay sieht ebenfalls gleich aus. Die hässlichen, braunen Flecken, die beim misslungenen Teebeutelwurf des Opersängers rund um den Abfalleimer entstanden sind, sind auf den weißen Fliesen eingetrocknet. Über unserem Bett spannt sich dasselbe Leintuch, bei den Haaren auf dem Kopfkissen dürfte es sich um die meinigen handeln. Markus steckt seine Reisenägel in die noch erkennbaren Löcher, hängt das Moskitonetz auf und nach fünf Minuten sieht alles so aus, als wären wir nie weg gewesen.

Jusuf rennt wie ein aufgeschrecktes Huhn im Haus herum. Seine Erinnerung ist zurückgekehrt. Er zeigt auf mich und sagt: „Vegetarier!“ Es klingt wie ein Schuldspruch vor Gericht. Bevor er theatralisch die Hände überm Kopf ringen kann, schlage ich ihm vor, das Mittagessen auszulassen und auf den Abend zu verschieben. Sichtlich erleichtert lässt Jusuf die Arme sinken und sieht uns nach, wie wir mit der Schnorchelausrüstung zum Strand gehen.

Wir schwimmen durch eine seichte Bucht, deren sandiger Boden mit Seegras bewachsen ist, zur Südwestspitze der Insel hinaus. Dort fällt das Korallenriff nicht senkrecht ab, sondern wölbt sich über das grundlose Blauschwarz des tiefen Meeres hinaus. An diesem Überhang gedeiht eine unglaubliche Vielfalt an Röhrenschwämmen und Gorgonien, die das kalte und nährstoffreiche Meer mit ihren feinen Kapillaren durchsieben und filtern. Die Strömung in der Tiefe ist stark. Sie zaust die Weichkorallen und biegt sie zur Seite, Fische stehen auf der Stelle, obwohl sie die Schwanzflosse gleichmäßig bewegen. Am äußersten Ast einer Gorgonie krallt sich ein Federstern fest. Seine haarigen Arme werden von einem unsichtbaren Sturm gepeitscht. Wir müssen vorsichtig sein. Solange wir über dem Riff bleiben ist an der Wasseroberfläche von der Strömung kaum etwas zu bemerken. Aber der Reiz, ein kleines Stückchen über den Abgrund hinaus zu schwimmen, ist groß. Zumal sich dort unten die großen Fische aufhalten könnten. Markus vermutet Haiverstecke unterm Überhang.

Und tatsächlich lassen sich die schemenhafte Umrisse großer Tiere im dunklen Blau erkennen. Wir vergessen unsere Vorsicht und folgen dem Zug der Fische, die langsam aufsteigen. Es ist eine Gruppe von Büffelkopfpapageiefischen. Plötzlich schlägt Markus einen Haken, als ob er eine Seeschlange entdeckt hätte. Er signalisiert mir Umkehr und

deutet warnend zum Ufer. Da erst bemerke ich, dass wir bereits an der Klippe, die die Südwestspitze der Insel darstellt, vorbei gedriftet sind. Und dass uns die Strömung aufs offene Meer hinaus zieht.

Die Papageiefische sind vergessen, ich versuche mit kräftigen Flossenschlägen zum Riff zurückzukehren. Die Anstrengung ist groß und ich fühle mich wie in einer Gegenströmung. Wahrscheinlich herrscht vor dieser Landspitze eine Art Düseneffekt, wie in einem Windkanal. Ob man das Gegenwasser nennt? Ich sehe, wie gut Markus vorankommt und das gibt mir Mut. Schließlich habe ich wieder Korallen unter mir und kann meinen Fortschritt beobachten, wie ich mich Dezimeter um Dezimeter weiterkämpfe. Endlich lässt die Strömung nach und ich rette mich ins Flachwasser. Dort ist das Meer um einige Grad wärmer und mir bricht der Schweiß aus. Markus erwartet mich schon.

„Ohne die guten Flossen wären wir jetzt da draußen“, sagt er und deutet in die Richtung, wo es außer dem Blau des Himmels und des Wassers nichts mehr gibt.

Plötzlich finde ich die Seegraslandschaft der Bucht interessant; die Fludern, die sich im Sand vergraben und nur ihre zwei Augenhöcker wie Periskope herausstehen lassen; die Grundeln, gut getarnte Fische ohne Schwimmblase, die dafür mit den Flossen am Meeresboden herumlaufen können; die Gartenaale, die wie überlange Regenwürmer senkrecht aus dem Sand ragen. Den Blick meist auf den Boden gerichtet, hätte ich beinahe ein seltsames Wesen übersehen, das vor mir im Wasser steht und mich anlotzt. Mein erster Gedanke ist, dass ein Marsmännchen ins Meer geplumpst ist. Das Ding vor mir, mit den abstehenden Augen, der wulstartigen Mundöffnung und der weiß getupften Haut könnte mit E.T. verwandt sein. Ich starre zurück. Da rudert die außerirdische Erscheinung mit den kleinen, gelben Flossen rückwärts und wendet seinen unförmigen Körper, der einen seltsam verbeulten Eindruck macht. Doch dann schießt das Tier davon, als hätte es einen Raketenantrieb gestartet. Sein Navigationssinn dürfte nicht sehr entwickelt sein, denn es hält direkt auf Markus zu.

„Was war das für ein eigenartiger Fisch?“, frage ich Markus, als wir am Strand unsere Flossen ausziehen.

„Meinst du das unförmige Ding mit dem riesigen Augen und viel zu kleinen Flossen?“

Später entdecken wir den E.T. in einem Meeresfaunabuch. Es handelt sich um einen Kugelfisch in schlaffem Zustand. Diese Spezies kann sich bei Gefahr zu einem Ballon aufpumpen, rund wie ein Ball und nicht zum Anbeißen geeignet. Manche haben zusätzlich sogar Stacheln entwickelt und täuschen ihrem Angreifer einen aufgeblasenen Igel vor.

Abends, als wir uns eine Tasse Ovaltine zur Neutralisation der Chilisauce zubereiten und nach langem Rätseln schließlich dahinter kommen, warum die Kondensmilch so bröselig schmeckt – winzige Ameisen haben sich unterm Dosendeckel eingenistet – da knallt etwas gegen den rotierenden Ventilator und stürzt zappelnd auf den Tisch. Rappelt sich hoch, steigt mit propellerartigem Brummen senkrecht in die Höhe um - zack – vom Ventilator quer durchs Zimmer gegen die Wand geschossen zu werden. Ich ziehe den Kopf ein, Markus stellt hektisch den Ventilator ab.

Dann nähern wir uns dem regungslos am Boden liegenden Insekt. Ein riesiger Käfer, in der Rückenlage gefangen, rudert hilflos mit den Beinen. Ich stupfe ihn an, er dreht sich um und bleibt benommen stehen. Seine überaus langen Fühler, die aus zehn aneinandergereihten

Segmenten bestehen, sondieren das Terrain. Markus bringt die Digitalkamera in Anschlag und blitzt. Der Käfer erschrickt und will flüchten. Aber der Sturz sitzt ihm noch zu sehr im Panzer, als dass er abheben könnte. Er krabbelt auf den rutschigen Fliesen herum und verfällt dann in eine Starre. Wir deaktivieren den grellen Blitz und stellen auf lange Belichtungszeit um. Der bewegungslose Käfer ist ein ideales Motiv. Mit dem Makro können wir die Facettenaugen, die kräftigen Kiefer und die haarigen Details der Beine erfassen.

Jusuf kommt, um zu schauen weshalb wir am Boden liegen und stürzt sich sofort auf den Käfer. Markus schirmt das wehrlose Tier ab, bevor Jusuf es umbringen kann. Jusuf streitet daraufhin jeden Mordgedanken ab und heuchelt stattdessen Interesse über den abendlichen Gast in seinem Haus. Zum Beweis kramt er eine Digitalkamera aus einem Schrank und versucht ebenfalls das Tier zu fotografieren. Aber es wird nichts daraus. Jusuf beklagt sich über die Kamera, die ihm ein Tourist vor kurzem geschenkt hat. „Bad quality“, schimpft er und präsentiert mir am Display einen verschwommenen Fühler, zwei Beine und einen Teil des Hinterleibes und weiße Fliesen mit einem dunklen Fleck. „Bad quality!“

Ich zeige ihm geduldig, wie man ein brauchbares Bild macht. Er beweist mir das Gegenteil. Blättert die ganze Galerie seiner bisherigen Versuche durch. Ein schiefer Mund, eine Wange mit Ohr, Farbkleckse, die Blumen sein könnten, und Käfergliedmaßen. „Bad quality“. Wie bringt man jemand das Fokussieren bei, der das Wort nicht versteht, für eine Umschreibung zu wenig Englisch kann und den Auslöser mit Gewalt stets ganz durchdrückt um einen vermeintlichen Schnappschuss zu machen? Ich weiß es nicht. Soll ich es bei „bad quality“ belassen? Jusuf schielt voller Neid auf unsere Kamera. Nein, soweit kommt es nicht. Ich sage daher „good quality“ zu Jusufs Kamera und belästige den armen Käfer mit ihr. Das Portrait ist gestochen scharf und Jusuf schreit entzückt auf. „My camera good quality“, ruft er und hält das Display stolz dem Nachbarn unter die Nase, der gerade zum Funken hereingekommen ist. „Good quality!“ Gleich darauf muss ich Jusuf fotografieren – in lächerlich eitler Pose, dann sein Haus, den Nachbarn, den Plastikblumenstrauß – dann ist endlich der Akku leer. Von einem Ladegerät hat Jusuf noch nie etwas gehört. Aber „battery“ stimmt ihn zuversichtlich, so etwas könne man hier kaufen. Und wenn nicht auf Pulau Ai so doch ganz sicher in Bandaneira.

Der Käfer klappt seine gelb getupften Panzerdeckel hoch, spreizt seine darunter gefalteten Flügel und hebt ab. Sein Ziel ist die matte Sonne in Form einer Energiesparlampe an der Zimmerdecke. Markus greift mit einem großen Kissen in die Flugbahn ein, lenkt das Insekt sanft nach draußen und schließt schnell die Türe.

Non, die ihrem Vater zur Funkstation gefolgt ist, hat Markus' Fluchthilfe beobachtet und lächelt ihn glücklich an. Dann setzt sie sich zu mir auf den Boden. Ich zeige dem Mädchen unsere Digitalkamera und mache ein Foto von mir selbst. Ich reiche ihr das Display und ihr Blick wandert zwischen mir und der Kamera hin und her. Sie wird nervös. Offensichtlich ist ihr meine Verdopplung nicht ganz geheuer. Ich lösche das Bild und mache ein neues, auf dem ich eine Grimasse ziehe. Ich zoomte mich bis zu den Nasenlöchern hinein und gebe ihr wieder den Apparat. Jetzt muss sie grinsen. Na also! Um von uns beiden ein Foto zu machen, muss ich näher zu Non hin rutschen. Ihr Blick wird misstrauisch und ich lasse einen Sicherheitsabstand von einem halben Meter zwischen uns. Auf dem Foto sind ihr Gesicht und mein Ohr zu sehen. Non starrt sehr lange auf das Display. Ich lehne mich zu ihr hinüber, sie



**„Raja“**

**Kus-Kus**



weicht nicht zurück und diesmal sind wir beide vollständig im Bild. Während sie in der Betrachtung versunken ist, kommentiere ich das Foto. Zeige auf mich und sage Martina, deute auf sie und sage Non. Das wiederhole ich so lange, bis sie nickt und mich anlächelt. Ich bin sicher, Non hat noch nie ein Foto von sich gesehen.

Jusuf schaut uns mit beleidigter Miene zu. Es steht ihm ins Gesicht geschrieben, dass er nicht versteht, warum ich um eine geistig Behinderte so ein Aufhebens mache, anstatt ihn, den Bürgermeister, gebührend zu hofieren. Erst der Käfer, dann Non und was ist mit ihm? Ist er denn nicht wesentlich mehr wert? Der Nachbar lächelt mir dankbar zu.

## **DIE LETZTE HAI-CHANCE**

**22. Tag, Donnerstag 6. März 2008**

Gleich nach dem Frühstück wollten wir zum Ost-Strand gehen. Aber Jusuf ist mit seinen komischen Gästen überfordert. Und weil er uns nicht versteht und keinen Fehler machen will, tut er einfach nichts. Bringt zum Beispiel kein Frühstück. Dann werden auch keine frittierten Bananen im Garten vergraben. Und weil wir gestern Abend das heiße Wasser in der Thermoskanne nicht aufgebraucht haben, ist es jetzt halt lau. Selber Schuld. Die Kondensmilchameisen sind ihm dafür dankbar. Sie können sich nach dem warmen Bad in der Tasse über die Teebeutelchnur wieder unversehrt ins Trockene retten.

Uns ist der Appetit vergangen.

Jetzt sind wir ohne Frühstück am Ost-Strand. Es herrscht Ebbe. Wir müssen warten, bis das Wasser ein wenig steigt und die Korallen bedeckt.

Markus ist ganz ungeduldig, er glaubt in den Spitzen der Elchkorallen, die aus dem Meer ragen, Haiflossen zu erkennen (zum Schnorcheln nimmt er die Kontaktlinsen nie mit). (Zum Glück). Ich kann ihn nicht davon überzeugen, dass er da etwas verwechselt. Auch mein Hinweis auf die Unbeweglichkeit fruchtet nicht.

„Das sind eben stationäre Haie.“

Als die beginnende Flut die Dreiecke verschlingt, sagt er enttäuscht: „Jetzt sind sie weggeschwommen.“

„Nein untergegangen.“

„Haie können nicht untergehen. Du redest vielleicht einen Blödsinn.“

Das Meer ist jetzt hoch genug über dem Riff und wir können die Felsklippe umschwimmen, die unseren Strand vom Lavasandstrand trennt. Dort gehen wir wieder an Land und wandern dem Ufer entlang, bis wir an dessen Ende unter dem Baldachinbaum rasten. Vor fünf Tagen saßen wir genau an dieser Stelle, auf demselben Stück Holz, das von Meer, Wind und Sand glatt poliert ist, und schauten neugierig zum Gipfel des Vulkans hinüber. Ich malte mir aus, wie es dort oben sein müsste, wie sich der Boden anfühlen würde, wie kühl der Wind wäre und welches Loch sich unter dem Wolkenschleier, der aus dem Krater quillt, befände. Diese Bilder übten einen Sog auf mich aus, der sich wie ein Ziehen in der Brust – ähnlich einer Sehnsucht – anfühlte.

Jetzt weiß ich, welches Geräusch die losen Steine unter den Schuhen erzeugen, wie sich der feuchte Dunst zwischen den Pflanzen, die die Bergflanken erobern, anfühlt und dass der Atem des Vulkans nach Schwefel stinkt. Ich habe vor zwei Tagen die Blumen zwischen den heißen Lavasteinen gesehen und die Farnbüschel, die über den Kraterrand hinauswachsen, ohne zu wissen, dass unter ihnen ein Schlund von hunderten Metern Tiefe gähnt.

Der Vulkan ist mir vertraut und die Sehnsucht einem Gefühl der Verbundenheit gewichen. Während ich hier im Schatten des Baumes sitze und meinen Blick auf den Gunung Api richte, sehe ich vor dem inneren Auge, wie der kühle Wind die Schwefelgase herumwirbelt und die Wolken zerfetzt. So als wäre ich an zwei Orten gleichzeitig.

Markus reißt mich aus meiner träumerischen Stimmung und meint in Anspielung darauf, er spüre beinahe körperlich, dass sich da draußen die Haie tummeln. Wir sollten endlich ins Wasser gehen.

Am Riff geht es zu, wie in einem Schwimmbad an einem heißen Sommertag. Große Schulen von bunten Fischen flitzen zwischen den Korallen herum, ballen sich zu glitzernden Kugeln und stieben auf ein geheimes Kommando wie ein Torpedo davon. Barracudas lauern unter der Wasseroberfläche oder jagen blitzschnell einem Opfer nach. Das ewige Fressen und Gefressenwerden spielt sich unter uns ab. Die meisterhaften Tarnungen, die wunderschönen Farben, die wahnwitzigen Verfolgungsjagden – für uns eine Augenweide, für die Tiere ein Kampf auf Leben und Tod. Doch neben dem Hunger gibt es einen anderen Trieb: Fortpflanzung. Sex zwischen Fischen ist relativ unromantisch und dem Bioporno, den ich gerade live beobachten kann, mangelt es vor allem an einem: an Körperkontakt. Ein gelber Schmetterlingsfisch hat in einer Sandgrube Eier abgelegt. Durch loopingartige Schwimmkünste animiert der Fisch seinen Partner zum Synchronschwimmen. Und das Männchen macht mit, beginnt ebenfalls vertikale Kreise über dem Laich zu drehen und wendet sich zur Seite, sobald es in Bodennähe kommt. Mit der hinteren Körperhälfte streift es die Eier und gibt Sperma ab. Das war's. Ein paar Loopings zum Ausklang (bedeuten sie in der Gebärdensprache vielleicht ein Fragezeichen? War ich gut?) und einer der beiden Fische zieht seines Weges. Ich nehme an, das Männchen. (Obwohl man nicht immer von menschlichem Verhalten auf die Tiere schließen darf). Jedenfalls bleibt ein Fisch zurück und bewacht das Gelege. Angriffslustig vertreibt es jeden Eindringling, der sich in die Nähe der Sandgrube wagt (ich tippe auf weiblichen Mutterinstinkt). Sogar auf mich geht diese kleine Fischin los.

Markus, der offenbar weniger voyeuristisch veranlagt ist wie ich, ist schon weiter gezogen. Um ihn zu suchen, strecke ich meinen Kopf aus dem Wasser und sehe mich nach seinem Schnorchel um. Er muss gerade dasselbe gedacht haben, denn er sieht mich, winkt und schreit aufgeregt: „Ein Hai! Komm schnell, ein Hai!“.

Trotz der Überzeugung wieder einem Fehlalarm hinterher zu schwimmen, eile ich zu ihm. Doch bevor ich bei Markus bin, sehe ich unter ihm einen stromlinienförmigen Fisch, der flink über die Korallen gleitet. Die Eleganz und die Geschmeidigkeit, mit der sich sein kraftvoller Körper bewegt, sind unbeschreiblich und zeichnen ihn eindeutig als Räuber aus. Noch bevor

ich die typische Rückenflosse erkenne, weiß ich, es ist ein Hai. Mein Herz klopfte vor Erregung und ich vergesse fast aufs Atmen. Das Riff befindet sich an dieser Stelle höchstens drei Meter unter uns. Der Hai stöbert in den Zwischenräumen der Korallen nach Beute. Ich schätze seine Körperlänge in etwa auf meine Größe. Zu meiner Beruhigung sehe ich die weiße Spitze seiner Rückenflosse. Ein Weißspitzenriffhai, sage ich mir vor, die sind für Menschen völlig ungefährlich. Doch was bedeuten Worte, wenn ein Hai plötzlich seine Richtung ändert und direkt auf einen zusteuert? Das Adrenalin fährt mir bis in die Zehenspitzen, als der Hai unter mir hindurch schwimmt (ohne mich auch nur im Geringsten zu beachten – das muss ich zugeben) und ins flache Wasser des Felsplateaus jagt. Zu meiner eigenen Verwunderung registriere ich, wie ich ihm mit kräftigen Flossenschlägen folge. Chancenlos, natürlich. Ich bleibe in der seichten Zone, in der Hoffnung, der Hai komme wieder zurück. Markus gesellt sich zu mir. Gemeinsam patrouillieren wir an der Kante entlang. Es wäre zu schön, dem Hai in dem höchsten Halbmeter tiefen Wasser zu begegnen. Jetzt verstehe ich Markus. Er hat mich angesteckt; das Haifieber lodert in mir. Während wir warten, ziehen Büffelkopfpapageienfische vorbei. Groß, plump, Korallen beißend, Sand scheißend. Sie sind zwar beeindruckend, aber nicht schön. In der Bewegung des Hais hingegen vereinte sich Kraft mit Eleganz, irgendwie erinnerte mich sein Körper an die Geschmeidigkeit eines Panthers. Ich rufe mir die Details aus dem Gedächtnis zurück. Die Kiemenschlitze, die wachen Augen und die flache Schnauze. Und das weit hinten angesetzte Maul, das dem Tier durch die vermeintlich herabgezogenen Mundwinkel ein so grimmiges Antlitz verleiht.

Wir geben das Warten auf, der Hai ist sicher längst schon über alle Korallenhügel. Mit der Strömung driften wir zurück und nehmen bewusst Abschied von diesem einmaligen Riff und seinen Bewohnern. Morgen werden wir Pulau Ai wieder verlassen. Dieses Mal endgültig.

Zuvor fliehen wir vor der nachmittäglichen Hitze in den Wald. Auf dem schmalen Wiesenpfad hinter Jusufs Haus begegnen wir Non. Sie erstarrt, als sie uns erkennt. Ich kann ihren Blick nicht deuten, ist es Angst, Neugier oder Freude? Oder alles zusammen?

„Hallo Non“, sage ich zu ihr, „wir gehen in den Wald, kommst du mit?“

Ihr Gesicht bleibt regungslos, nur ihre Augen wandern zwischen Markus und mir hin und her. Ich wiederhole den Satz und strecke ihr meine Hand entgegen. Unwillkürlich weicht sie einen Schritt zurück. Markus geht an ihr vorbei, ich folge ihm und frage Non nochmals, ob sie nicht mit uns kommen wolle.

„Wahrscheinlich versteht sie dich nicht“, sagte Markus, „ich kapiere ja auch nicht, was du von ihr willst.“

Er könne eben kein Indonesisch, verteidige ich mich. Aber vielleicht hat er Recht. Ich gehe weiter. Als etwas hinter mir raschelt, drehe ich mich um und blicke Non ins Gesicht. Sie folgt mir dicht auf den Fersen. In ihren Augen spiegelt sich Zuversicht und Vertrauen. Vielleicht dürfte ich sie jetzt an der Hand nehmen, aber ich probiere es nicht aus. Morgen sind wir weg und kommen nie wieder. Habe ich Non durch mein beharrliches Eindringen in ihre Welt etwas geben können? Ist die Bresche, die ich in ihre Isolation geschlagen habe, eine dauerhafte Öffnung oder eine Wunde, die schmerzen wird, wenn wir ohne Erklärung für immer verschwinden? Ich werde ihr das Foto schicken. Dieser Gedanke beruhigt mein Gewissen.

### **23. Tag, Freitag 7. März 2008**

Jusuf sieht uns derart fasziniert beim Packen zu, dass er darüber vergisst uns Tee zu bringen. Er erwacht erst wieder zum Leben, als wir das Haus verlassen und Richtung Hafen gehen. Das grüne Boot sollen wir wieder nehmen, ruft er uns nach. Wir winken und steigen ins blaue Boot von Georgio.

Damit sind wir schneller in Pulau Bandaneira und beim ersehnten Frühstück: Schwarztee mit einer frischen Zimtstange, Toast mit Muskatmarmelade und reife Papaya mit Zitrone.

Der Kakadu plustert sich eifersüchtig auf, als Raja, die Hauskatze, mir auf den Schoß hupft. Als sich auch noch Djufri zu uns gesellt, plumpst der Vogel vom Baum und erklimmt mithilfe von Schnabel und Krallen die Schulter unseres Freundes. Mit rhythmischem Nicken begleitet der Kakadu die Worte Djufris, der uns das politische System in Indonesien erklärt. Djufri berichtet über die Parteien, die bevorstehenden Wahlen und sein eigenes Engagement in der Wohlfahrtspartei, eine Versammlung linksgerichteter Umweltschützer. Unser Gespräch, das sich um alternative Schulmodelle, gerechtere Güterverteilung, Korruptionsbekämpfung und Einfluss der Religion dreht, dauert bis Mittag. Die Augenlider des Kakadus haben sich allmählich über die Pupillen geschoben, er döst. Als wir beim Umweltschutz angekommen sind und der Kakadu kurz erwacht um einen feuchten Kotbatzen aus sich zu pressen, fällt Djufri plötzlich der Grund seines Besuches wieder ein. Er wollte uns das Riff unterhalb des Vulkans empfehlen: Intakte Natur, nur um Haaresbreite der Zerstörung entgangen. Denn der Lavastrom sei kurz nach dem Eintauchen ins Meerwasser zum Stillstand gekommen.

Eine halbe Stunde später schaukeln wir in einem kleinen Kahn eines schweigsamen Fischers auf die Nordseite des Vulkans. Das Sonnenlicht bricht sich an den glatten Flächen der schwarzen Felsen, zersplittert in grelle Reflexe, die schmerzhaft ins Auge stechen. Der Lavastrom glitzert und funkelt, als wäre er nass. Seine Schwärze ist jedoch trocken und glatt poliert wie Spiegelglas. Weit unterhalb des Gipfels, mitten im tropischen Grün, quoll die Lava 1988 aus dem Berg und brannte sich ihre Bahn durch den Urwald hinab. Verdickte sich, erstarrte, warf sich zu Wülsten auf, formte bizarre Türme und Spitzen und suchte sich immer wieder einen neuen Weg. Im flacheren Gelände, am Fuße des Vulkans, fächerte sich der glühende Strom auf und ergoss sich an verschiedenen Stellen ins Meer. Wie musste das damals gezischt und gedampft haben!

Unser Boot steuert auf eine Lavazunge zu, die sich ein Stück weit ins Meer vorgeschoben hatte, bevor sie abbrach. An der Bruchlinie, wo jetzt die Wellen anschlagen, ist die schwarze Wand mehrere Meter hoch. Im klaren Wasser sehen wir den Meeresboden, übersät von bizarren Felsbrocken. Formen, wie sie beim Bleigießen entstehen.

Der Fischer, bislang wortlos, deutet nach unten und sagt, dass hier alles kaputt sei. Dort drüben aber, er zeigt auf einen grünen Vorsprung und die dahinter verborgene Bucht, seien die Korallen verschont geblieben. Während wir uns ins Wasser stürzen um die Fische anzuschauen, holt er eine Angelschnur heraus. Vom Schauen wird er nicht satt.

Unter Wasser erwartet uns ein gespenstisches Szenario. Die Stimmung ist eigenartig. Wir fühlen uns wie Zeugen einer dramatischen Handlung, die im Moment unseres Hinsehens eingefroren wird. In der Form der Lavamasse ist die Bewegung, das Fließen noch so deutlich, als wäre sie bloß für ein paar Sekunden erstarrt und wälze sich gleich weiter, sobald wir den

Blick abwenden würden. Die Gischt perlt an den scharfen Kanten und Wellenbrecher schäumen das Wasser auf. Das Meer scheint zu kochen. Wie vor zwanzig Jahren. Unmittelbar neben der Lavazunge wuchern Korallen. Vom Meeresboden ist gar nichts zu sehen. Riesige Tellerkorallen von mehreren Metern Durchmesser bilden filigrane Tische. Sie wachsen übereinander und bauen verschachtelte Stockwerke, in deren Zwischenräumen sich Jungfische tummeln. Vielleicht handelt es sich bei den Heerscharen der bunten Winzlinge auch um erwachsene Exemplare, darüber kann ich nur Vermutungen anstellen. Tatsache jedoch ist, dass in dieser Unterwasserwelt die Proportionen vertauscht sind. Die Korallen erreichen Ausmaße, in deren Dimensionen selbst Steinbeißer wie niedliche Aquariumpfische wirken. Mit einer seltsamen Beklemmung schweben wir über monströse Geweihe und versteinerte Salatköpfe, deren Formen an experimentelle Genmanipulationen denken lassen. Spielt die nahe Lavamasse hierbei eine Rolle? Die Inselbewohner behaupten ja, dass die Nährstoffe das Korallenwachstum massiv angeregt hätten und der optische Eindruck scheint ihnen recht zu geben. Wie aber konnten diese empfindlichen Polypen die Hitze der ins Meer fließenden Lava überleben? Wo doch von Wissenschaftlern stets darauf hingewiesen wird, dass sich bereits ein minimaler Anstieg der Meerestemperatur tödlich auf die Korallentiere auswirke. Die Insulaner nennen den Platz „new coral“. Daraus könnte man auf ein Absterben und eine Wiederbesiedelung der Kolonie schließen. Aber reichen 20 Jahre für den Aufbau solcher gigantischen Gebilde? Da uns die Antwort auf diese Fragen verwehrt bleibt, können wir bloß staunend auf diesen Unterwassergarten schauen. Vielleicht unterschätzt man bisweilen die Regenerationsfähigkeit der Natur.

Bei unserer Rückkehr treffen wir auf eine marode Estin, die müde und von Fieber und Schwindel geplagt unter dem Ventilator liegt. Sie befürchtet, von Malaria befallen zu sein. Obwohl sie einräumt, dass dies schlecht möglich sei, weil sie seit Wochen chemische Prophylaxe einnehme. Als ich den Namen des Medikamentes – nämlich Lariam – erfahre, ist für mich alles klar. Ich rate der Estin, sich die Hinweise auf Nebenwirkungen im Beipacktext durchzulesen, denn dort finde sie exakt ihre Symptombeschreibung. Die noch fehlenden Magenkrämpfe kämen vielleicht noch, wenn sie Lariam weiterhin schlucken würde. Aus mir spricht weder Schadenfreude noch blanker Zynismus, sondern die eigene Erfahrung. In Thailand musste ich Lariam wegen der massiven Nebenwirkungen absetzen. Seitdem vertraue ich auf konservative Vorbeugung: Moskitonetz, lange Hosen, langärmelige Blusen und Stärkung des eigenen Immunsystems durch Vermeidung von belastenden Medikamenten. Dadurch verringern sich auch die üblichen Darmprobleme, die sonst das Reisen beeinträchtigen. Der menschliche Körper besitzt ebenfalls eine hohe Regenerationsfähigkeit, man muss ihm nur vertrauen und ihn nicht mit chemischen Keulen k.o. schlagen.

# WALE

## 24. Tag, Samstag 8. März 2008

In der Nacht regnet es. Anstelle der ersehnten Abkühlung schwappt feuchte Hitze ins Zimmer und klebt die Laken auf die schweißsnasse Haut. Ich liege wach und ringe zwischen dem Bedürfnis nach Schlaf und dem Wunsch nach einer kalten Dusche. Da fliegt etwas Dunkles durch den Fensterrahmen herein und verschwindet in der Schwärze des Bodens. Als ich mich aufrichte und vorsichtig durch das Moskitonetz in die Nacht spähe, prallt eine Fellkugel gegen meine Brust. Raja! In völliger Dunkelheit sind auch Katzen blind. Bevor der Kater einen zweiten Anlauf unternimmt, um in mein Bett zugelangen, stehe ich auf, werfe ihn aus dem Fenster und gehe duschen. Es ist Mitternacht. Um drei Uhr morgens wiederholt sich das Spiel. Hitze und Kater wecken mich. Das Tier lässt sich mit roher Gewalt vertreiben, die hohe Temperatur mit kaltem Wasser. Als sich um fünf Uhr früh eine neuerliche Wiederholung mit einem Miau ankündigt, ändere ich die Methodik: Katze raus, Fenster zu und Klimaanlage an. Bis sieben Uhr ist Ruhe. Dann läutet der Wecker. Eine lange Bootfahrt steht uns bevor.

Djufri hat ein Fischerboot mit zwei jungen Burschen organisiert, die uns zur Insel Pulau Hatta bringen sollen. Der Weg dorthin ist weit und die kleinen Boote wagen die Überfahrt nur bei ruhiger See. Denn nur zwei Drittel der Strecke können in geschützter Küstennähe gefahren werden, das restliche Drittel mit rund 6 km Länge quert das offene Meer. Daher haben wir mit Djufri vereinbart, dass wir den Ausflug nur bei schönem Wetter unternehmen.

Als er uns zum Hafen begleitet, ballen sich dunkle Wolken über dem Vulkan und wir wundern uns über unsere eigene ballistische Trägheit. (Zur Erklärung für Nicht-Ballistiker: Ist die Kugel erst einmal abgeschossen, so fliegt sie unbeirrbar ihre Bahn...). Wir haben uns Richtung Hafen in Bewegung gesetzt, also klettern wir in das Boot und legen ab. Selbst wenn es fünf Minuten später schüttet und die Bootsungen sich in Nylonsäcke hüllen und wir unter Deck flüchten. Wird schon wieder aufklaren, redet sich der typische Ballistiker ein. Die ganze Sache abzublasen kommt einem zwar in den Sinn, aber die bereits investierte Energie, das frühe Aufstehen, das bezahlte Boot und die Vorfreude lassen uns nicht vom Vorhaben, von der Bahn abweichen. Die Kugel fliegt und wir steuern in strömendem Regen auf Pulau Hatta zu.

Die Schauerwolken ziehen zum Glück in die andere Richtung. Schon bald können wir an Deck und beobachten, wie sich der Vulkankegel im Regenvorhang auflöst, während wir durch die vollkommen glatte, ölig wirkende Wasserfläche der Bucht gleiten. Die Ruhe ist trügerisch. Als wir die Nordspitze Banda Besars passieren und das erste Mal einen Blick auf Pulau Hatta werfen können, beginnt die Wellenreiterei. Die Bootsungen beraten sich und folgen dann in parallelem Abstand der Küstenlinie Banda Besars nach Süden bis zum Ort Karnofol. An dieser westlichen Landspitze müssen sie dann entscheiden, ob sie die Querung des offenen Meeres wagen oder nicht. Gespannt beobachten wir die Wolken, die sich am Südhorizont zusammenballen. Selbst wenn die Gewitter so weit entfernt sind, könnten doch die Stürme das Meer aufpeitschen und die Wellen hochtreiben.

Die Bootsjungen sind wortkarg. Der eine kichert, wenn man ihn bloß anschaut und der andere, der weniger schüchtern ist, spricht maximal fünf Wörter englisch. Mein indonesischer Wortschatz ist zwar größer, reizt jedoch beide zu Kicheranfällen und somit findet keine Kommunikation statt. Aus dem immer größer werdenden Anstand zum Ufer leiten wir ab, dass die Bootsjungen ihre Entscheidung bereits getroffen haben. Die Bugspitze wendet sich allmählich Pulau Hatta zu und taucht in tiefe Wellentäler hinab, um sich danach gen Himmel zu richten. Wir stellen uns auf eine anstrengende Überfahrt ein. Um der Seekrankheit vorzubeugen richte ich meinen Blick in einiger Entfernung vor mir auf die Wasseroberfläche. Plötzlich entdecke ich ungewöhnliche Wellenformationen. Kein gleichmäßiges Auf und Ab der Meeresoberfläche, sondern dunkle Walzen, die sich direkt auf uns zu bewegen! Ich starre auf die Erscheinung, bis mir die Augen tränen. Könnten das Delfine sein? Jetzt hat Markus das Phänomen durchs Fernglas erblickt und tippt ebenfalls auf Delfine. Obwohl irgendetwas an ihrer Bewegung anders ist. Untypisch.

Wir machen die Bootsjungen auf die herannahenden Tiere aufmerksam.

„Lumba-Lumba“, sagt der Mutigere der beiden und hebt freudig den Daumen nach oben. Delfine sind auch bei Indonesiern sehr beliebt und gelten als gutes Omen. Mittlerweile ist die Herde so nahe, dass Markus sein Fernglas absetzen kann. In gleichmäßigem Rhythmus heben sich ihre Leiber aus dem Meer, stoßen eine Wasserfontäne in die Luft und tauchen wieder ab. Während ihr massiger schwarzer Rücken im Wasser verschwindet, richtet sich die breite Schwanzflosse auf und versinkt anschließend ohne einen Spritzer. Der Bewegungsablauf ist von beeindruckender Eleganz. Aber etwas stimmt nicht. Wir warten auf den Übermut der Delfine, der sich in irgendwelchen Kapriolen Ausdruck verleiht. Wo bleiben die Pirouetten, die halben Saltos, das laut-aufs-Wasser-klatzen? Das sind keine Delfine. Da kommt eine andere Spezies auf uns zu. Mittlerweile stehen beide Bootsjungen aufrecht am Dach und starren auf das gleichmäßige Auf und Ab der schwarzen Leiber. Je näher sie kommen, desto klarer wird der Unterschied zu Delfinen. Ihre Körper sind viermal so groß und die Köpfe von stumpfer Form. Zudem erinnert die mächtige Schwanzflosse an Wale.

Die Herde teilt sich vor unserem Boot. Wir sehen die riesigen Tiere neben uns vorbeitauchen, dann ist der Spuk vorbei. Fragend schaue ich die Bootsjungen an. Aber in ihren Gesichtern spiegelt sich unsere Ratlosigkeit und sie zucken unbeholfen mit den Schultern.

„Lumba-Lumba?“, frage ich, um ihnen irgendeinen Hinweis zu entlocken.

„No, No!“ antwortet der Schüchterne, „ikan besar!“

Das heißt übersetzt „großer Fisch“. Soviel sahen wir selbst.

Eine viertel Stunde später, während wir noch über die eindrucksvolle Begegnung rätseln, sichtet der Bootsjunge lumba-lumba und behält diesmal recht. Eine Versammlung von ca 80 Delfinen tummelt sich im Gewässer vor Pulau Hatta. Bald sind wir von ihnen umringt und der Unterschied zu vorigen Fischen ist eindeutig.

„Es müssen Wale gewesen sein“, meint Markus und spricht damit meine schon lange gehegte Vermutung aus.

Erst später, als wir Zugang zum Internet hatten, können wir das Rätsel lösen. Wir waren tatsächlich einer Gruppe von Grindwalen begegnet, die zwar selten gesichtet werden, aber in den Gewässern rund um die Bandainseln durchaus vorkommen.



Innerhalb des Archipels ist das Meer oft glatt wie ein Seidentuch.



## **Wale vor Pulau Hatta**

Seltenes  
Glück:  
  
Auf der Fahrt  
nach Pulau  
Hatta  
begegnen wir  
einer Gruppe  
Grindwale.



Der Bootsausflug hat sich bereits gelohnt. Uns ist es egal, dass sich die Wolken im Süden zu wilden Gewittertürmen aufgebaut haben und dass wir uns im Boot festhalten müssen, weil die Schaumkronen tragenden Wellen mit uns Ping Pong spielen. Wir haben Wale gesehen! Welch ein Glück!

Vor lauter Euphorie bemerken wir kaum, dass über uns die Wolkendecke zerbricht und erste Sonnenstrahlen auf einem plötzlich glatten Meer tanzen. Wir haben die stille Lagune vor Pulau Hatta erreicht und gleiten an gleißenden Sandstränden vorbei und die Korallen wirken im glasklaren Wasser so nah, dass ich Angst habe, der Bootsrumpf könnte an ihrem Bunt streifen. Wir sind angekommen. In einem menschenleeren Paradies. Der Bootsjunge umfasst mir einer weit ausholenden Handbewegung das smaragdfarbene Wasser der seichten Lagune und deutet dann auf die bunte Korallenvielfalt über der das Boot schwebt. Wir lassen uns nicht zweimal bitten und gleiten vorsichtig in diese filigrane Wasserwelt, während das Boot in tiefere Gewässer hinaustuckert. Jetzt verstehe ich, wie der Holländer Frank, der hier zum ersten Mal in seinem Leben schnorchelte, die Zeit vergessen konnte und sich dadurch die Sonnenbrandblasen an den Beinen holte. Die Vielfalt und Unversehrtheit des Riffs ist wirklich einzigartig. Die Korallengärten beginnen knapp unter der Wasseroberfläche und wuchern auf einem sanften Abhang, der sich auf einer Distanz von etwa siebzig Metern bis zu sechs Metern Tiefe neigt. Danach bricht der Meeresboden senkrecht ab und verschwindet in der Dunkelheit unergründlichen Blaus.

Markus liebt diese Abgründe, aus denen Tiefseemonster oder zumindest Haie unvermittelt auftauchen könnten. Ich bewege mich lieber in den seichten Zonen zwischen den niedlichen Aquariumfischen. Der Artenreichtum überrascht uns beide. Wir begegnen Fischen, die wir nie zuvor gesehen haben. Auch Schildkröten sind zahlreich vertreten.

Nach eineinhalb Stunden klappern mir jedoch so die Zähne, dass ich dem Boot winken muss. Zudem wird die Sonne erneut von dunklen Wolken verschluckt. Wir ziehen alles an, was wir dabei haben und frieren immer noch. Die Bootsjungen sind erleichtert, als wir zur Umkehr drängen, denn die Wellen tragen mittlerweile alle Schaumkronen. Entsprechend anstrengend und langwierig wird die Überfahrt. Aber nach diesen wunderbaren Erlebnissen kann uns nichts mehr die Laune verderben. Soll doch der Boden im Bad immer noch schwanken, dass mir beinahe schlecht wird, egal ich habe Wale gesehen. Soll doch das Heißwasser nur lauwarm sein, egal, ich war am schönsten Korallenriff der Welt.

Abends fragt uns Djufri, ob wir Kus-Kus sehen wollen. Als ich ihm antworte, dass wir Cuscus nur als Speise kennen würden, reagiert er empört. Kus-Kus esse man nicht, das seien geschützte Tiere! Das macht uns neugierig. Wie sieht denn ein Kus-Kus aus?

Djufri beschreibt das äußerst scheue und nachtaktive Tier als Mischung zwischen Eichhörnchen, Katze und Känguruh. Damit hat er uns geködert und wir machen uns in der Dunkelheit auf den Weg zu seinem Haus, wo angeblich des Öfteren ein Kus-Kus auf dem Stromkabel spazieren geht. Irgendwie fühlen wir uns auf den Arm genommen. Djufri leuchtet jedoch ernsthaft mit einer Taschenlampe sämtliche Strommasten ab und redet andauernd von Känguruhkatzen. Plötzlich ruft er „Pssst“ und deutet in den Himmel. Im Lichtkegel der

Taschenlampe leuchten zwei Augen und die Umrisse eines pelzigen Körpers heben sich schwach gegen das Firmament ab. Das Stromkabel verschwindet in der Dunkelheit und das seltsame Tier scheint über uns zu schweben. Die Augen werden von Taschenlampe fixiert, sie blicken starr zu uns herab. Frank, der uns begleitet, bringt den Fotoapparat in Anschlag und im Schein des Blitzes sehen wir kurz die Gestalt des Kus-Kus. Auffallend ist sein langer Schwanz, dessen Ende er um das Stromkabel geschlungen hat. Jetzt blitzen auch wir. Am Display der Kamera erscheinen jedoch nur die zwei Augen, der Rest bleibt schemenhaft im Dunklen verborgen. Unsere digitale Kuskus-Beute ist erbärmlich. Nachdem wir die Akkus der Kamera leergeblitzt haben, entdeckt Djufri einen weiteren Kuskus. Vor der Mauer, an die wir uns beim Fotografieren gelehnt hatten, balanciert das begehrte Tier auf einer Telefonleitung in wenigen Metern Entfernung an uns vorbei. Mitten auf dem frei schwingenden Kabel hält es inne, schaut zu uns her, als würde es auf das Blitzlichtgewitter der Touristen warten, aber da nichts dergleichen passiert, setzt es vorsichtig ein Bein vor das andere und erreicht schließlich den Masten. Frank jubelt, weil sich sein Akku in der Wärme der Hosentasche erholt hat und jetzt wieder für ein Foto bereit wäre. Es blitzt und der Kuskus ist im Gebüsch, das den Masten umwuchert, verschwunden. Am Display sind zwei Striche zu sehen, die vom Mast ausgehen: ein schwarzer: das Telefonkabel und ein heller, flauschiger: der Kuskus-Schwanz.

### **25. Tag, Sonntag 9. März 2008**

Heute morgen ist Abbas, der Besitzer der Pension, von seiner Geschäftsreise zurückgekehrt. Voller Stolz führte er uns nach dem Frühstück eine DVD auf seinem Laptop vor. Das Fernseheteam des Senders 3sat drehte vor Jahren eine Doku über die Molukken und war bei ihm zu Gast. Weil Abba das Deutsch nicht versteht, könnten wir ihm die Sendung übersetzen. Aber Abba winkt ab, ihm sind die Bilder viel wichtiger. Sobald jemand aus seinem Haushalt zu sehen ist, kreischt er vor Vergnügen auf, ruft die Betroffenen herbei und macht so einen Lärm, dass der Text ohnedies untergeht.

Als sich der Beitrag anderen Orten der Insel zuwendet, ist Abbas Interesse erloschen. Er zieht sich in sein Büro zurück und überlässt uns den Laptop. Jetzt könnten wir endlich unsere Bilder auf CD brennen, wenn wir eine hätten!

Djufri taucht wie gerufen auf und erklärt fast ein wenig beleidigt, dass es hier selbstverständlich CDs zu kaufen gebe. Ob wir denn annähmen, am Bandaarchipel sei man derart rückständig? Er bringt uns zu einem winzigen Eingangstor in der Marktstraße und lässt uns vorangehen. Wir zwängen uns an Stapeln von Papayas, Reissäcken und getrockneten Fischen ins Innere des Ladens. Neben Türmen von Plastikschüsseln und Klopapierrollen duckt sich eine kleine Theke, schwer beladen mit Batterien aller Art. Hinter der verschiebbaren Glasscheibe des Ladentisches sind Mobiltelefone und Digitalkameras angeordnet. Der Raum ist derart mit Waren angefüllt, dass kein Platz neben Markus und mir bleibt und Djufri draußen warten muss. Er ruft etwas mit schriller Stimme herein. Wir verstehen nicht, was er meint, aber da taucht plötzlich ein dunkler, verstrubbelter Haarschopf hinter dem Pult auf. Der junge Mann reibt sich die Augen und sieht uns misstrauisch an. Etwas unsicher frage ich, ob es hier leere CD's gebe. Zur Sicherheit setze ich nach, dass ich

sie für einen Computer brauche. Seine Antwort ist eine Gegenfrage und klingt ein wenig gelangweilt: „DVD? CD-ROM? Für Musik oder für Film?“

Beschämt kaufe ich die CDs und Djufri strahlt mich draußen triumphierend an. Aber eine spitze Bemerkung bezüglich der Mobiltelefone kann ich mir nicht verkneifen, denn das nächste Mobilfunknetz befindet sich auf Ambon, hunderte Kilometer von hier entfernt. Djufri zuckt mit den Achseln und sagt nach kurzer Überlegung, dass man die Handys eben hier kaufe, um sie dann in den Urlaub oder auf Geschäftsreise mitzunehmen.

Wir verbringen den Vormittag damit, unsere 820 (!) Bilder anzusehen und auf die CDs zu brennen. Danach beginnen wir, das Schnorchelzeug zu verpacken, denn morgen früh sollten wir bei Sonnenaufgang bereits am Flughafen sein. Kaum sind Flossen und Neopren zuunterst im Rucksack verstaut, kommen die zwei Esten und fragen, ob wir sie auf einen Bootsausflug begleiten wollen. Markus winkt sofort ab, ich überlege etwas länger, denn das Wetter ist wunderbar und die Mittagshitze macht ein Bad im Meerwasser verlockend. Aber dann wäre die ganze Ausrüstung wieder nass und bei der hohen Luftfeuchtigkeit dauert das Trocknen sehr lange. Ich sage den enttäuschten Esten ab, die die Bootskosten nun alleine tragen müssen.

Als das Gepäck endgültig verschnürt ist, bringt Djufri die Nachricht, dass der Montag-Flug verschoben worden sei. Vielleicht auf Dienstag oder Mittwoch. Genaueres wisse er nicht. Er wundert sich, dass diese schlechte Nachricht bei mir Freude auslöst und sieht mir erstaunt zu, wie ich den Rucksack aufreiße und den Inhalt auf den Boden kippe. Die Esten hole ich auf dem Weg zum Hafen ein; Markus konnte und wollte bei dem Tempo nicht mithalten.

Wir fahren zum Tauchplatz „new coral“ bei der Lavazunge an der Nordseite des Vulkans. Kaum sind wir im Wasser, rast ein Schnellboot heran und zehn Holländer, zum Teil mit Schwimmwesten angetan, plumpsen ins Meer. Sie strampeln verzweifelt mit den Flossen, weil ihnen die Taucherbrille anläuft oder Wasser in den Schnorchel dringt und wirbeln dadurch abgebrochene Korallenäste umher. Fische haben längst das Weite gesucht. Ich versuche ebenfalls zu flüchten und möchte am Boot vorbei zur anderen Seite der kleinen Bucht schwimmen. Da sehe ich, dass das Schnellboot seinen Anker mitten in die Tellerkorallen geworfen hat. Die filigranen Äste mit den hellen Bruchstellen liegen wie Mikadostäbe rund um die Einschlagstelle verstreut. Die Wucht des Eisenhakens hatte sie wie eine Explosion getroffen und aus dem lebenden Kunstwerk einen Trümmerhaufen gemacht. Voller Wut ziehe ich mich an der Bordwand des Schnellbootes hoch und schimpfe lautstark über die Dummheit und Verantwortungslosigkeit der Besatzung. Mein Auftauchen beeindruckt leider niemand. Eine weiße Dame im Bikini, die sich an Deck sonnt, zieht verwundert die Augenbrauen in die Höhe, ein Mann dunkler Hautfarbe zuckt verständnislos mit den Schultern. Ich verlange den Kapitän zu sprechen, ohne Erfolg. Offenbar will niemand Englisch verstehen. Meine Wut und Empörung ist jedoch so groß, dass ich nicht eher Ruhe gebe, bis sich die Bikinidame zu mir her bewegt und sich meine Beschwerde direkt anhört. Nun klappt die Verständigung besser. Die Wörter coral, damage und anchor kapiert sie schließlich und schickt mir einen der skipper. Der weiß sofort, was ich meine, denn er redet sich darauf hinaus, dass unser Boot den

einigen Uferplatz belegt habe und er deshalb über den Korallen ankern müsse. Das ist eine faule Ausrede, denn er hätte sein Boot ohne weiteres an unserem vertäuen können. Die Diskussion wird abrupt beendet, weil ich die Leiter freigeben muss. Die ersten Ausflieger kehren zum Boot zurück. Zwei von ihnen halten stolz Korallenästchen in die Höhe, die sie als Souvenir von ihrer Schnorcheltour mitgebracht haben.

### **26. Tag, Montag 10. März 2008**

Da uns Djufri mit Hand aufs Herz versicherte, dass der Flug ganz sicher bis Mittwoch verschoben worden sei, chartern wir ein Boot und tuckern nach Karnofol zum Schnorcheln. An diesem Platz sind wir auf der Fahrt nach Hatta bereits vorbeigekommen. Wir kennen daher die Route; die beiden Bootsjungens sind die gleichen wie damals und auch das Wetter ähnelt sich. Bloß die Wale treffen wir nicht wieder.

Vor einem namenlosen weißen Strand tauchen wir das erste Mal ins spiegelglatte Meer und befinden uns mitten in einem Aquarium. Die verschiedensten Weichkorallen bedecken den flachen Meeresboden, Anemonen wogen unter unserem Flossenschlag und freche Clownfische attackieren die Taucherbrille. Das Wasser ist derart ruhig und frei von Strömung, dass wir bewegungslos über dieser bunten Vielfalt schweben können. Ohne die störenden Wellen können wir hier ganz nah über die Korallen gleiten, in jede Ritze spähen und die Fische mit den Händen fast berühren. Im Gegensatz zu mir hat Markus den Flachwasserbereich bald satt und beobachtet weiter draußen die Kante, an der das Riff senkrecht in die Tiefe abbricht. Er hofft auf Haie oder Wale – keine Ahnung. Später gesteht er, dass ihm die unmittelbare Nähe zu den Tentakeln der Anemonen und den Nesselarmen der Weichkorallen nicht ganz geheuer gewesen sei.

Wir treffen uns in der Nähe des Bootes wieder, weil uns trotz Neoprenanzug die Zähne vor Kälte klappern. Das Boot ankert über einem tiefen, trichterförmigen Loch aus Sand. Die Seitenwände dieses Trichters sind üppig mit Korallen bewachsen. Vor allem die roten Gorgonien spreizen ihre Fächer weit ins Meer hinaus. Dazwischen siedeln Schwämme, die sich zu langen grünen Röhren strecken oder zu gelben, bauchigen Vasen verdicken können. Diese Skulpturenlandschaft fasziniert uns derart, dass wir eine weitere halbe Stunde im Wasser verbringen, bis wir endlich, am ganzen Körper zitternd, das Boot besteigen.

Ganz gemächlich, den Fahrtwind möglichst vermeidend, tuckern wir um die Nordspitze Banda Besars Richtung Karnofol. Wir frieren, obwohl uns die Sonne auf den Neoprenanzug brennt. Markus bedauert, den Anorak nicht mit aufs Boot genommen zu haben. Ich stelle mir das Bild vor: Flossen, Schwimmanzug, Taucherbrille, Badekappe und einen Anorak dazu! Fein wäre es allerdings schon, dass muss ich widerwillig zugeben.

Unsere Bootsjungens stoppen das Schiff in ziemlicher Entfernung vom Ufer. Wir seien in Karnofol behaupten sie. Und wo ist das Riff, wollen wir wissen, denn das Boot schaukelt über tiefblauem Meer. Gleich da vorne, sagen sie und deuten mit der Hand in Richtung Insel. Aber die Strömung sei hier derart stark, dass sie mit dem Boot Abstand halten müssten. Vorsichtshalber. Wir sind skeptisch. Wenn die Einheimischen Angst haben, dass ihr Motor zu

schwach sein könnte, um ein Boot vom gefährlichen Riff abzuhalten, wie sollen denn dann wir – nur mit Flossen – eine Chance haben?

Alles kein Problem, versichern sie uns. Die Strömung ziehe parallel zum Riff und wir könnten mit ihr driften. Sie würden uns hier aussetzen und weiter unten dann wieder aufnehmen.

Markus blickt mich fragend an. Zögernd gleiten wir ins Wasser. Es ist immer wieder ein befremdliches Gefühl, im tiefen Meer das Boot zu verlassen. Wenn nur schwarzblaue gähnende Leere unter einem ist. Mit schnellem Flossenschlag hetze ich auf die Insel zu um den unheimlichen Abgrund hinter mir zu lassen. Da taucht die Riffwand vor mir auf und mein Herzklopfen beruhigt sich wieder. Obwohl die Korallen und der Meeresboden gut zehn Meter unter mir sind, vermittelt diese „Nähe“ ein Gefühl der Sicherheit. Wenn man sich auch nicht selbst dort unten festhalten kann, so kann zumindest das Auge Halt finden. Diesmal wird aber nichts daraus. Die Strömung treibt uns mit einer Geschwindigkeit über das Riff dahin, dass wir uns automatisch dagegen stellen und ständig die Flossen bewegen, um das rasante Tempo zu verringern. Denn kaum hat man eine Schildkröte entdeckt, ist man schon über sie hinweg gedriftet. Wir schwimmen also in einer permanenten Gegenströmung. Davon wird uns zwar warm, aber das staunende Beobachten leidet darunter. Bald entschließen wir uns, das mühsame Riffsurfen aufzugeben und schießen mit der Strömung auf das Boot zu, das mit laufendem Motor versucht, seine Position zu halten.

Wir schälen uns aus dem Neopren und wickeln uns in alle Kleidungsstücke, die wir an Bord haben. Dann geben wir das Kommando zur Rückkehr. Das Meer ist ölig glatt, man sieht ihm die kräftige Strömung unter seiner Haut nicht an. Wie ein Seidentuch spannt sich das Wasser von der Insel Banda Besar bis nach Hatta hinüber und spiegelt die Umrisse der Wolken. Markus richtet sein Fernglas auf eine dunkle Stelle, die kein Abbild des freundlichen Himmels sein kann. Wale?, frage ich neugierig. Markus murmelt etwas, von vielleicht oder schon möglich, gibt aber das Fernglas nicht aus der Hand.

Der Fleck im Meer scheint zu brodeln und breitet sich aus. Der Kreis streckt sich in unsere Richtung und dehnt sich zur Ellipse. Jetzt schauen auch die Bootsjungen auf das Phänomen. „Lumba-Lumba!“, ruft einer. „Many-many“, setzt er in Englisch nach und gibt Gas. Das Boot steuert direkt auf die Herde der Delfine zu. Es müssen hunderte sein. Sobald wir die Spitze der Formation erreicht haben, stellt Rindo, der Kapitän, den Motor ab und die Tiere kommen ganz nahe an die Bordwand heran. Wir können sie mit ausgestreckter Hand beinahe berühren, wenn sie knapp vor dem Boot abtauchen. Das Geräusch ihres stoßweisen Atems, den sie aus der Öffnung am Rücken pressen, ertönt ringsum und vermittelt eine unglaubliche Präsenz. Einige Delfine kommen her, um uns anzusehen, drehen sich in Seitenlage und heften eines ihrer dunklen Augen auf uns bevor sie unter unserem Boot hinwegschwimmen. Manche springen übermütig aus dem Meer und klatschen nach eineinhalbfachen Pirouetten aufs Wasser. Andere ziehen einfach in regelmäßigem Auf und Ab an uns vorbei, als ob wir gar nicht existierten. Fast zwanzig Minuten lang dauert es, bis der ganze Schwarm an uns vorüber ist und der Bootsjunge meint, so viele Delfine auf einmal habe er noch nie gesehen. Rindo dankt uns, weil er glaubt, wir hätten das Glück gepachtet. Letztes Mal die Wale und nun die Delfine.

Er legt endlich seine Scheu ab und setzte sich auf der Rückfahrt neben mich. Sein Englisch ist so rudimentär, dass wir auf Indonesisch umsteigen müssen. Ich bringe in kurzer Zeit alle meine Sprachkenntnisse an, dann ist die Konversation fertig. Rindo hält seinen dunkelbraunen Arm neben meine weiße Hand.

„Putih“, sagt er.

Das bedeutet „weiß“. Dann will er wissen, wie alt ich bin. Als ich ihm mitteile, dass ich bereits vierzig bin, nickt er verständnisvoll und deutet auf meine Haare.

„Putih“, wiederholt er bestimmt und bricht in Lachen aus.

Bei unserem beschränkten gemeinsamen Wortschatz ist leider kein Platz für höfliche Schmeicheleien. Dann bittet er Markus um ein Foto, das ihn neben der doppelt so alten weißen Frau zeigt. Geduldig lasse ich all dies über mich ergehen und fühle mich wie ein seltenes Fossil. Zu meiner Überraschung äußert Rindo nicht den Wunsch, sich das Bild zuschicken zu lassen. Ihm scheint es zu genügen, dass ein Foto gemacht wurde.

Die Wolken rund um die Bandainseln verdunkeln sich und plötzlich rücken Regenfahnen wie graue Mauern von allen Seiten auf uns zu. Noch ist das Meer glatt und glänzt wie Quecksilber, aber am Horizont zwirbelt sich eine Windhose aus dem düsteren Himmel herab. Rindo erhöht zwar die Drehzahl des Motors, doch an der Geschwindigkeit ändert sich kaum etwas. Vorsichtig verstauen wir den Fotoapparat in einem wasserdichten Beutel. Im Hafen klatschen die ersten schweren Tropfen auf die Blechdächer und wir rennen zum Guesthouse. Der Lärm der prasselnden Wassermassen ist uns dicht auf den Fersen, aber wir schaffen es gerade noch ins Trockene. Danach öffnen sich alle Himmelsschleusen. Ein tropischer Platzregen ist ein Naturschauspiel. Die Landschaft zerfließt hinter den Regenfahnen in verschwommene, blasse Farben, der Boden ertrinkt in den Fluten und das Blattwerk der Vegetation wird von der Wasserlast tief herab gedrückt. Das alles macht die Welt eng und begrenzt. Aber nur für kurze Zeit. Nach einer halben Stunde spätestens verebbt allmählich das Rauschen, die Bäume richten sich wieder zur vollen Größe auf und hinter dicken Nebelschwaden taucht erst das Nachbarhaus, dann das Minarett der Moschee und schließlich der Vulkankegel auf. Nur die Wege sind für eine Zeitlang unpassierbar, weil die Bäche langsam anschwellen.

Was bleibt, ist eine dicke, beinah gallertartige, klebrige Schwüle, die sich auch mit der Klimaanlage schwer vertreiben lässt.

Träge lungern wir auf den Sofas herum und spielen mit Raja, der Hauskatze, als Djufri unerwartete Neuigkeiten von Merpati Airways bringt. Der Flug sei wieder verschoben worden. Vorverlegt auf morgen früh. Markus möchte sich gleich ans Packen machen, doch unser Schnorchelzeug ist tropfnass und wird es angesichts der Wetterlage wohl auch bleiben.

Abbas fährt mit einem Motorrad vor und schleppt Pakete herein. Mitbringsel von seiner Geschäftsreise. Lauter sinnlose Dekorationsgegenstände. Unförmige Bilderrahmen, Plastikblumengestecke, Elektrospielzeug, das nach fünf Minuten in den Händen seines Buben kaputt ist, Krimskrams und Kitsch. Er trommelt die Küchenmannschaft zusammen und erklärt, für heute Abend 15 Gäste geladen zu haben. Dann beginnt er mithilfe seines Laptop und großen Boxen an der Musikanlage für den Abend zu basteln. Wir ahnen Schlimmes und

ziehen uns ins Zimmer zurück. Raja folgt uns und sieht uns beim Packen zu. Aber nicht lange, denn der stete Luftzug des Deckenventilators bringt alles zum Wackeln. Rajas Ohren zucken, er duckt sich und setzt zum Sprung an. Das Opfer ist ein Bündel, mit dem Markus soeben die Neoprenanzüge verschnürt hat. Raja hat den Knoten in null Komma nichts gelöst und hechtet daraufhin ins Moskitonetz, worin er sich mit den Krallen verheddert. Nach dem ich ihn mit viel Geduld befreit habe, räumt er die Medikamentenschachtel aus und spielt mit den Pillendosen Fußball. Bevor er Löcher in die Kondome beißen kann, werfe ich ihn raus.

Auch wir werden abends an die frische Luft vor die Haustüre gesetzt. An zwei kleine, jedoch hübsch gedeckte Tische. Drinnen, im Innenhof tafeln die neuen Gäste mit dem Hausherrn, draußen die beiden Esten, die morgen ebenfalls abreisen, und wir. Obwohl Abbas Taktik sehr durchsichtig ist, sind wir nicht beleidigt. Im Gegenteil. Das Speisen im abseits befreit uns vor der Konversationspflicht und von der Beschallung mit Boney M. Im Garten sirren die Zikaden und Raja fetzt die Bäume rauf und runter. Die Esten in ihren kurzen Hosen und ärmellosen Leibchen nehmen freiwillig die Moskitoplage auf sich und wir genießen ein herrliches Abschiedsessen.

## **ABFLUG**

**27. Tag, Dienstag 11. März 2008**

Wir haben den Wecker auf sechs Uhr früh gestellt. Eine Stunde später sollten wir bereits am Flugplatz sein. Man wisse nie, wann das Flugzeug käme, mahnte Djufri.

Weil wir aber das gute Frühstück in aller Ruhe essen wollten, standen wir noch im Dunkeln auf. Leider war es auch in der Küche noch dunkel. Der gestrige Abend hatte wohl etwas länger gedauert.

Ich öffne alle Kastentüren und Schubladen, bis ich die Zutaten fürs Frühstück beisammen habe. Mein Lärm, der eigentlich die Hausfrau hätte wecken sollen, ruft Abbas auf den Plan. Im schmutzigen Pyjama und ungewaschenem Gesicht erscheint er in der Küchentüre und schickt sich sofort an, mir zu helfen. Ich versichere ihm, dass ich gut alleine zurecht komme und er ruhig wieder ins Bett gehen könne. Ins Bad getraute ich mich nicht zu sagen. Abbas denkt gar nicht daran, mir das Feld zu überlassen. Es fehlt ihm bloß noch der Überblick, was er zuerst anfassen soll. In dieser Phase der Unschlüssigkeit bohrt er tief in seiner Nase, schnippt das zutage geförderte achtlos auf den Boden und trocknet den Zeigefinger am Hosenstoff, bevor das Plastik des Toastblocks aufreißt und die Schnitten in den Toaster schiebt. Die Bakterien werden die Hitze vielleicht nicht überleben, aber der Ekel bleibt. Zum Glück hat Markus das nicht gesehen.

Er kommt gutgelaunt aus dem Zimmer und setzt sich an den Tisch. Der Toast spickt in die Höhe, Markus will ihn vorsichtig mit dem Messer herausziehen, aber da drängt sich Abbas dazwischen. Mit bloßen Fingern greift er eine der heißen Brotscheiben und lässt sie Markus mit einem Aufschrei auf den Teller fallen. Seine verbrannten Fingerspitzen steckt er zur Kühlung in den Mund, bevor er die zweite Toastscheibe anfässt. Die bekomme ich.

Markus und ich schauen uns an.

Abbas verschwindet in der Küche und wie auf ein geheimes Kommando hin räumen wir rasch die Toastscheiben beiseite und holen zwei unbefleckte Scheiben aus der Packung. Bis Abbas zurück kommt, haben wir hoch Marmelade darauf getürmt. Er will Toast nachlegen, da fällt sein Blick auf die zwei gebräunten Scheiben neben der Teekanne. Bevor er darüber nachdenken kann, tauchen die Esten auf und nehmen am Tisch Platz. Sie haben verschlafen und freuen sich, dass wenigstens der Toast schon fertig ist und sie nicht warten müssen...

Unsere Rucksäcke lehnen an der Gartenmauer, Raja schmiegt sich zwischen die Tragegurte, als wollte er mit uns mitkommen. Von dieser Geste berührt, versuche ich ihn behutsam hochzuheben und mich von diesem liebenwerten Katzenkönig zu verabschieden. In dem Moment sausen unsere Motorradtaxi heran und ich halte ein kratzendes und fauchendes Fellbündel in der Hand, das ich vor Schreck und Schmerz fallen lasse. Beleidigt und hoch erhobenen Schwanzes schreitet Raja über die Schwelle seines Hauses und würdigt uns keines Blickes mehr.

Wir werden von einer richtigen Motorradgang abgeholt. Die großen Rucksäcke fahren extra, wir klemmen uns auf die kleinen Soziussitze und halten uns fest. Helme oder Rücksichtnahme sind hier unbekannt. In wildem Slalomstil zwischen den Schlaglöchern der unbefestigten Fahrbahn geht die Fahrt zum Flugplatz. Sie dauert nur wenige Minuten und der Fahrer grinst breit, als ich meine vor seinem Bauch verknoteten Finger löse und die verkrampften Beine gerade strecke.

Es ist erst sieben Uhr, aber es treiben sich wesentlich mehr Leute mit Gepäck am Gelände herum, als es Sitzplätze in der Maschine gibt. Zu unserer Überraschung befindet sich Lorenzo mitten unter ihnen. Auf die Frage, wie denn er zu einem Ticket in dem seit Wochen ausgebuchten Flieger gekommen sei, antwortet der leidenschaftliche Korruptionsbekämpfer lakonisch: „Mit Geld lässt sich hier alles regeln.“

Ich betrete das niedrige Flughafengebäude, das aus einem einzigen Raum besteht. Vor einer kahlen Betonwand befindet sich ein langer Tisch, der einen Überwurf aus grünem Samt trägt. Der schwere Stoff wirft Falten wie ein Bühnenvorhang und reicht bis zum Boden. Auf dem Tisch liegt eine Glasplatte mit Goldrand und presst den Samt platt. Dahinter ragt die gepolsterte Lehne eines Bürostuhls empor, flankiert von zwei einfachen und niedrigeren Holzstühlen.

Dem theatralisch wirkenden Arrangement steht ein ungeordneter Haufen roter Plastiksitze gegenüber, circa dreißig an der Zahl. Bis auf ein paar Kisten und Säcken sind sie unbelegt. Ich stelle meinen Rucksack dazu, weil der Boden von einer deutlichen Dreckschicht überzogen ist.

Da geht eine Türe auf, von der ich irrtümlich glaubte, sie führe zu den Toiletten, und zwei verschleierte Frauen gefolgt von einem Mann betreten den Raum. Sie legen Aktentaschen, ein paar Bündel Papier und ein Funkgerät auf den Samttisch und nehmen Platz. Der Mann bekommt nur einen Holzstuhl, auf dem gepolsterten thront eine Frau. Zudem bedient sie das Funkgerät und erteilt dem Mann Anweisungen. Sie ist also eindeutig die Chefin dieses Tribunals. Noch verstehe ich ihre Funktion nicht, aber ich frage höflich, ob ich diese Szene fotografieren dürfe. Der Mann zuckt hilflos die Achseln und verweist mich an die mittlere Frau. Ich erkläre, dass bei uns im Westen immer geglaubt wird, dass Frauen in islamischen Ländern

nicht gleichberechtigt seien und ich mit diesem Foto das Gegenteil beweisen wolle. Die Chefin macht eine Handbewegung, die ich als „gut, meinetwegen“ deute, aber es ist offensichtlich dass sie diesem Thema keine Bedeutung beimisst. Vielleicht ist es hier tatsächlich selbstverständlich, dass eine Frau Flughafenchefin ist.

Ich mache das Foto und lege dann unsere Tickets vor. Die beiden Frauen prüfen sie, nicken und schieben sie dem Mann hin. Er ist der Sekretär und trägt unsere Namen in eine Liste ein. Dann füllt er einen boardingpass aus, lässt aber das Datum frei. Das würde er erst eintragen, wenn die Maschine gelandet sei und wir mit ziemlicher Sicherheit nach Ambon würden fliegen können. Sonst wäre all die Schreibarbeit umsonst.

Beruhigend.

Ich gehe nach draußen zu Markus. Djufri ist eingetroffen. Er hat mit seinen großen Ohren schon die ersten Gerüchte aufgeschnappt. Der Pilot habe gutes Wetter gemeldet, als er über Seram geflogen sei. Das klingt erfreulich. Nicht für uns, räumt Djufri ein und erklärt den Flugplan. Sobald es hell werde, starte die Maschine in Ambon und fliege über Seram nach Süden zu den Bandinseln. Ist das Wetter einigermaßen stabil, sodass die Landepiste in Seram gefahrlos erreicht werden könne, kehre der Pilot gleich nach der Landung in Banda dorthin zurück. Seram sei aufgrund der Wetterverhältnisse oft wochenlang nicht erreichbar und daher wird jede Möglichkeit ausgenutzt, diese abgelegene Region mit Banda und Ambon zu verbinden. Nur wenn der Pilot bei seinem Morgenflug eine Landung in Seram ausschließe, würde er direkt von Banda nach Ambon zurückfliegen. Deshalb müssten wir um sieben Uhr schon auf dem Flugplatz sein, denn man wisse nie, wie das Wetter in Seram sei.

„Haben die dort kein Funk?“

„Die Bewohner von Seram sehen nur einen kleinen Ausschnitt vom Himmel und sagen stets, dass das Wetter im Moment gut sei. Aber einzig der Pilot, der von der Höhe aus das Wettergeschehen beobachten kann, ist in der Lage abzuschätzen, ob Seram in zwei Stunden immer noch erreichbar ist.“

Gut, dass wir Djufri haben. Seine Erklärungen geben dem scheinbaren Chaos einen Sinn. Denn die Esten regen sich in ihrer Unwissenheit schon darüber auf, dass es keinen Flugplan gibt und niemand eine Abflugzeit wisse.

Plötzlich ertönt ein Signalhorn und ein Mopedfahrer schießt aus einem kleinen Hangar hervor. Er fährt im Zickzack über das Asphaltband der Landebahn und vertreibt Hunde, Geißen und Fußgänger. Schon ist das Brummen der Propellermotoren in der Luft und zieht alle Blicke in den Himmel. Ein kleines weißes Flugzeug scheint vom Vulkangipfel herab ins Meer zu fallen. Knapp über dem Dunkelblau des Wassers leitet der Pilot eine steile Kurve ein und zieht die Maschine wieder bergauf zur Landepiste. Er landet perfekt und rollt bis zum höchsten Punkt des Asphaltbandes herauf. Die Insel ist schmal und eine lange Landespiste wäre sich nicht ausgegangen. Also hat man von beiden Ufern aus ansteigende Landebahnen gebaut, die sich an der höchsten Stelle in der Inselmitte beim Flugplatzgebäude treffen.

Der Pilot steigt aus und gibt ein paar Anweisungen. Sofort bricht unter den Wartenden Hektik aus. Wir verstehen nur Seram und sehen enttäuscht zu, wie Kisten und Säcke in den Flieger gestopft werden. Nach nur zehn Minuten, in denen nicht einmal die Propeller ganz abgestellt



Oben: Blick auf die zentralen Bandainseln    Unten links: Pulau Ai, rechts: Pulau Run



worden sind, hebt die Maschine wieder ab und entschwindet im Himmelsblau. Die meisten Einheimischen ziehen mit zufriedener Miene vom Gelände ab. Zurück bleiben wir fünf Touristen. Und Djufri, der Treue. Mindestens eineinhalb Stunden würde es dauern, warnt er uns vor. Die Esten jammern, dass sie länger hätten schlafen können, während wir unsere Hoffnung schwinden sehen, dass wir noch heute bis nach Manado weiterfliegen können.

Plötzlich ist das Brummen wieder in der Luft und wir drängen zum Rollfeld. Das Flugzeug ist eine ehemalige Militärtransportmaschine und hat nur wenige Bullaugen. Umso wichtiger ist es, als erste einzusteigen, um die besten Aussichtsplätze zu ergattern. Während die anderen Passagiere zusehen, ob ihr Gepäck auch sicher verladen wird, hocken wir schon an den Fenstern. Die Auswahl ist nicht sehr groß. Es gibt fünf Sessel an der linken Seite und sechs Zweierbänke auf der rechten Seite. Eine Viererbank hinten schließt den Passagiererraum zum Frachtraum hin ab. Der schmale Gang gewährt freien Blick ins Cockpit.

Wir haben uns für die linke Seite entschieden, Markus sitzt vor mir und so hatte jeder sein eigenes Fenster.

Ich liebe das Fliegen in kleinen Maschinen. Es verleiht mir das Gefühl im Inneren eines Insekts zu sein, das in der Luft tanzt und versucht, sein Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. Die Propeller drehen schneller, verschmieren zu einem hellen Flirren, der Rumpf ächzt und wir setzen uns in Bewegung. Djufri's Ohren leuchten in der Sonne, dazwischen spannt sich sein breites Gebiss. Er zeigt zum Abschied sein schönstes Lachen und winkt und winkt. Die Maschine rast auf der Rollbahn abwärts auf das Meer zu und beim Abheben taucht mein Blick zu den Korallen und Fischen hinab. Am Fenster auf der anderen Seite kippt das Blau zur Seite, ein Streifen Grün fährt dazwischen, dann ist wieder blau – der Himmel. Wir fliegen eine Steilkurve. Die Flügelspitze auf unserer Seite zeigt zum Flugplatz hinab, zeigt zu Djufri, der immer noch winkt. Das Flugzeug behält seine Linkskurve bei und zieht eine große Schleife um Bandaneira, die ganze Inselgruppe liegt unter unseren Fenstern, während die Passagiere auf der anderen Seite nur Himmel sehen.

Das Meer ist ein dunkelblauer Teppich mit aufgemalten weißen Wolken. Die üppig bewaldeten Inseln schwimmen darauf, ein schmaler Rettungsring aus weißem Sand und türkisem Wasser scheint sie zu tragen. Wir umrunden den Vulkan, sind auf gleicher Höhe mit seiner Flanke aus der sich die Lava ergoss. Wie Bänder einer Trauerschleife hängen die schwarzen Ströme im Grün des Waldes. Bevor wir einen Blick in den Vulkankrater werfen können, füllt eine Nebelbank das Loch. Dann verlassen wir die Inselgruppe und folgen der Wolkenstraße, die sich im Meer spiegelt. Plötzlich mogeln sich grüne Flecken dazwischen. Pulau Ai und gleich darauf Pulau Run mit Neilaka! Noch einmal können wir unsere Traumstrände betrachten und im Türkis des hellen Wassers das Korallenriff erkennen. „Und die Haie“, sagt Markus während er durchs Fernglas blickt. Die Inseln treiben im unendlichen Meer davon und ich habe das schmerzhafteste Gefühl, ein Paradies zu verlassen. Es wäre ein leichtes, sich dieser Sentimentalität hinzugeben, aber es schieben sich unpassende Erinnerungsbilder dazwischen: Die Maden aus Plastikmüll, die eines Tages am menschenleeren Strand lagen, die Rasenmäher, die blutige Geschichte der Kolonialisierung, die starren Augen des behinderten Mädchens Non, das vom Bürgermeister verjagt wird. Und Djufri, der davon träumt

eines Tages ein bedeutender Politiker zu sein um der Korruption und Umweltverschmutzung ein Ende zu bereiten.

Eine Flugbegleiterin tippt mir sacht auf die Schulter. Bevor ich mich wundern kann, dass es in diesem winzigen Flieger eine wie sie gibt, reicht sie mir einen kleinen Karton mit Serviette. Ein Lunchpaket mit vegetarisch belegten Brötchen, Keksen und einem Becher Mineralwasser!

Nach über einer Stunde Flugzeit, in der wir nichts als blaues Meer unter uns hatten und uns die Abgeschiedenheit der Bandainseln erst richtig bewusst wurde, taucht die Landspitze Ambons auf. „Namalatu!“ rufe ich begeistert gegen den Propellerlärm in Markus Ohr. Wir ziehen Warteschleifen und kreisen genau über dem Strandabschnitt, wo wir gewohnt hatten. Es ist ein bisschen wie nach Hause kommen und versüßt den Abschied von den Bandainseln.

Gleich nach der Landung bemühen wir uns um Tickets nach Manado. Ein Weiterflug ist jedoch erst am nächsten Morgen möglich. Also müssen wir in Ambon übernachten und um sechs Uhr früh bereits wieder am Flughafen sein.

Jetzt stellt sich uns die Frage, ob wir mit einem Taxi den weiten und teuren Weg in die Stadt antreten sollen, oder ob wir uns im Transithotel gleich in der Nähe des Flughafens einquartieren sollen. Was haben die Esten, was hat Lorenzo vor? Lorenzo fliegt gleich nach Makassar weiter, die Esten überlegen noch.

Wir winken ein Taxi. Hotel Transit.

Als das Auto vor einer niedrigen Baracke hält, glaube ich an ein Missverständnis. Aber das Schild über der Eingangstür verkündet: Hotel Transit. Zögernd steigen wir aus. Der Taxifahrer verspricht zu warten. Nach einer kurzen Besichtigung ist klar, dass wir lieber viel bezahlen und früh aufstehen, als hier zu nächtigen.

Wir verlassen uns auf unser Glück und fahren zum Hotel Mutiara. Weil gerade noch ein Zimmer frei ist, bekommt der Taxler ein gutes Trinkgeld und den Auftrag morgens um fünf Uhr hier zu sein.

Dann stehe ich unter der Dusche und warte vergebens darauf, dass das warme Wasser plötzlich in kaltes übergeht. Wir schnüffeln an den Laken und entdecken keine Spur von Moder. Der Ventilator dreht sich beim Einschalten und der Fernseher zeigt BBC-Nachrichten. Wir sind zurück im Luxus. Der hat nicht nur seinen monetären Preis, sondern auch seinen kulinarischen. Vegetarische Gerichte sind das Essen armer Leute. Wir klauben angewidert Fleischstücke aus der Sauce der angeblich vegetarischen Nudelspeise und man sieht uns ohne schlechtes Gewissen, eher mitleidig dabei zu.

Nach einem Gang ins Internetcafe und einen Blick durch die Webcam auf Vorarlbergs frisch verschneite Berge liegen wir unter der Klimaanlage und überlegen, was wir in den verbleibenden zwei Wochen Urlaub noch anstellen sollen. Ein Zwischenstopp, um Sulawesis Mitte zu erkunden, erscheint uns zu anstrengend. Hitze und über 90-prozentige Luftfeuchtigkeit machen träge. Vielleicht sind wir für solche Strapazen auch zu alt und zu bequem geworden. Auf unserer ersten, gemeinsamen Reise vor fünfzehn Jahren waren Unterkünfte, Transportmittel und Verpflegung noch kein Thema. Wir fuhren darauf los und nahmen alles hin, wie es kam. Bei der zweiten Reise hatten wir immerhin schon ein

Reisehandbuch dabei und somit Empfehlungen, um nicht in den grindigsten Absteigen zu landen. Die „low budget“ Unterkünfte waren ideal für uns. Mit der Zeit wählten wir sogar aus den „midrange hotels“ aus, ein Luxus für ein oder zwei Nächte, um dann danach wieder das spartanische Zimmerloch ertragen zu können. In den letzten Jahren wechselten wir innerhalb der „midrange hotels“ ins höhere Preissegment und fuhren in öffentlichen Verkehrsmitteln erste Klasse, sofern es eine gab.

Das ist ja oft das Problem. Manchmal spannt sich das Angebot zwischen rudimentär grindig und dekadentem Luxus und dazwischen liegt nichts. Für einen Abstecher ins Landesinnere von Sulawesi hätten wir die Wahl zwischen öffentlichen Bussen (desolat, gefährlich und überfüllt) oder einem Charterflugzeug mit organisierter Gruppenreise und deutschsprachigem Fremdenführer. Mit exklusiven Tanzvorführungen der einheimischen Ethnien. Schuhplattlerabend auf indonesisch. Als Extra könnte noch die Teilnahme an einem Begräbnis gebucht werden!?! Rein aus Neugier würde ich mich bei dem Veranstalter gerne erkundigen, wie lange die Anmeldefrist ist, oder ob auf Bestellung hin jemand ins Jenseits befördert wird?

Wir werden das berühmte Dorf Tana Toraja also auslassen und direkt nach Nordsulawesi weiterfliegen. Percy, der uns bei der Reise in den Süden so behilflich war, darf uns jetzt zu seinem Auftraggeber auf die Bunakeninsel abschleppen. Ich rufe ihn vom Hotel aus an, damit er uns am Flughafen abholt.

## **BUNAKEN**

**28. Tag, Mittwoch 12. März 2008**

Gutes Trinkgeld zahlt sich aus. Pünktlich um 5:30 Uhr steht das Taxi zur Abfahrt bereit und wir erreichen rechtzeitig den Flughafen. In der Morgendämmerung heben wir ab und steigen über die schwach beleuchteten Dörfer der Molukkeninsel hinweg auf das schwarze Meer hinaus.

Der Zwischenstopp in Makassar beschert uns einen vierstündigen Aufenthalt, in dem wir uns mit Pop Mie, salzigen Eiern und Cola verköstigen. Niemand bestaunt uns mehr und mein Indonesisch wird problemlos verstanden. In den letzten 4 Wochen sind wir offenbar heimisch geworden.

Wir verlassen Makassar in strömenden Regen, fliegen stundenlang durch grauschwarze Wolkentürme unter denen wir das Hochland von Tana Toraja vermuten und fühlen uns in unserer Entscheidung bestätigt. Als wir in Manado landen und es immer noch schüttet, sind wir nicht mehr so sicher.

Percy wartet tatsächlich und bringt uns in den Hafen, wo sich Meer und Regen zu einer raumfüllenden Wassermasse verbinden. Im Schiffsrumpf schwappt ein See, das Gepäck türmt sich in der kleinen Kabine. Wir teilen den engen Platz mit Holländern und Deutschen. Ihrer blendend weißer Haut nach zu urteilen, sind sie eben erst aus Europa angekommen. Dennoch sind sie mit dem Bootspersonal vertraut. Stammgäste, verraten sie uns im Gespräch. Und dass wir Glück hätten, sagen sie, weil wir uns für das beste Ressort der Insel entschieden hätten. Eigentlich haben nicht wir gewählt, sondern Percy, aber den kennen sie nicht. Sie wurden nämlich vom Chef persönlich abgeholt. Dabei zeigen sie auf einen stillen,

jungen Mann, der mit dem Einladen von Kisten beschäftigt ist. Dem gehöre das Ressort. Dann beginnen sie vom Essen zu schwärmen, bis uns der Magen knurrt. Ich stelle Markus und mich beim Chef vor und mache auf unsere zwei Handicaps aufmerksam: Vegetarier und Nichttaucher. Der Holländer reagiert völlig unbeeindruckt. Zu Essen gäbe es ohnehin hauptsächlich Gemüse und tauchen könne man lernen. Oder als Schnorchler mit dem Tauchboot mit zu den schönen Plätzen am Riff fahren. Der Fahrtwind beendet das Gespräch, aber es ist ohnehin alles gesagt.

Wir brettern über die Wellen dahin, dass die Regentropfen – oder ist es die Gischt? – waagrecht durch die Kajüte peitschen. Hektisch wird eine Scheibe aus Plexiglas montiert und wir preschen als blinde Passagiere in Richtung Bunaken. Die Küste Sulawesis versinkt im Grau der Wasserschleier, dahinter glimmen Wolkentürme im Schein zuckender Blitze auf. Die Nachmittagsgewitter seien hier üblich, klären uns die Stammgäste auf. Aber nur ganz selten würden sie die vorgelagerte Inselgruppe der Bunaken erreichen. Wie zur Untermuerung dieser These zaubern plötzlich Sonnenstrahlen ein Glitzern in die Luft, als würden die Schrauben der Motoren flüssiges Silber verquirlen. Schnell ist das Plexiglas abmontiert und wir blicken auf eine flache grüne Insel, die mit einem Wolken-Sahnehäubchen garniert ist. Zuerst steuern wir die Ostseite der Insel an, laufen aber weit vom Ufer entfernt auf Grund. Die Schiffsschrauben wühlen ächzend im Schlamm, bis das Boot wieder flott ist. Ebbe, erklären uns die Deutschen, als wären wir selbst nie darauf gekommen. In dieser Mangrovenschneise versteckte sich der Hafen des Ressorts, aber bei Niedrigwasser sei er leider nicht erreichbar.

Das Boot dreht ab und tuckert vorsichtig auf die Südwestseite der Insel. Ein breiter Sandstrand, überragt von den spitzen Türmen einer Kirche, erwartet uns. Unser Erstaunen über das christliche Bauwerk fordert die Belehrung des Deutschen geradezu heraus. Auf den Bunaken gebe es zum Glück kaum Moslems. Dafür Schweinefleisch und Alkohol ergänze ich, das Schlimmste ahnend. Der um die Pointe betrogene Deutsche nickt enttäuscht.

Mit einem kratzenden Geräusch schabt das Boot am Meeresgrund und gibt dann knirschend auf. Wir stecken in ziemlicher Entfernung vom Strand fest. Sanft tätscheln kleine Wellen an den Bug und zaubern Lichtreflexe auf den Sand, der gut vierzig Zentimeter unter der Wasseroberfläche liegt. Also Hose bis über die Knie aufkrepeln, Schuhe aus und das Gepäck schultern. Wir tun uns mit den Rucksäcken relativ leicht, die Deutschen müssen ihre Koffer zurücklassen. Bei Flut werde man sie ihnen ins Ressort nachliefern.

Wer reist auch mit Koffern, denken wir verächtlich. Auf dem weiten Weg durchs tropisch schwüle Inselinnere verfluche ich jedoch den schweren Rucksack, der mir den Schweiß aus den Poren treibt und das T-Shirt auf den Rücken pickt. Markus und ich sind die einzigen Tragenden, alle anderen marschieren völlig unbeschwert durch das üppige Grün, das die Sicht zum Meer raubt und jede Brise erstickt. Endlich erreichen wir das „Bunaken village“, so der Name des Ressorts, und zum Glück ist die Flut noch nicht da. Während des langen Weges sah ich vor meinem geistigen Auge nämlich schon die angelieferten Koffer im Ressort warten...

Nun aber sind wir die ersten, die Quartier beziehen können und etwas zum Auspacken haben. Ich wundere mich, dass wir als Schnorchler den meiner Meinung nach schönsten Bambus-Bungalow direkt am Sandstrand zugewiesen bekommen. Viele Tauchressorts vermieten überhaupt nichts an Nichttaucher, weil das gute Geschäft erst mit den Bootsausflügen und

den Tauchguides beginnt. Aber vielleicht hat geholfen, dass ich die Option, hier den Tauchschein zu machen, offen ließ. Ich spiele nämlich schon lange mit diesem Gedanken, aber Markus müsste ich erst davon überzeugen. Er ist keine Wasserratte.

Unser Bungalow ist eigentlich ein solides Holzhaus, der Bambus außen dient nur zur Zierde. Er ist geschmackvoll eingerichtet und sauber. Vor den drei Stufen zur Veranda steht eine flache Wasserschüssel, um den Sand von den Sohlen zu schwemmen. Drinnen erwartet uns ein großer Raum mit einem Doppelbett und frischen Laken. Zwei gegenüberliegende Fenster ermöglichen Durchzug und so können wir den Deckenventilator als Aufhängung für das Moskitonetz verwenden. Markus Reisenägel und –schrauben bleiben ungenutzt. Über eine kleine Seitentür führen zwei Stufen hinab zum Bad. Eine Brause, ein Waschbecken und ein Klo teilen sich den engen Raum. Hier kann man nur allein hinein, stelle ich fest und Markus antwortet: „Hier wirst du nie alleine sein.“

Ich verstehe nicht.

Markus deutet auf den breiten Spalt zwischen den Wänden und dem Dach, durch den man ins Freie sehen kann. Eine regelrechte Einladung fürs Ungeziefer sei das, meint er. Selbst eine dicke Schlange käme hier problemlos durch.

„So lang keine Haie im Waschbecken schwimmen.“

„Dir wird das Lachen noch vergehen, wenn nächstens eine Tarantel unterm Klodeckel lauert!“

Noch ist heller Tag. Ich verdränge diesen fürchterlichen Gedanken und stelle mich unter die Dusche. Dass es nur einen einzigen Drehknopf und somit bloß kaltes Wasser gibt, hätte ich ja hingenommen, aber die eigenartige Beschaffenheit des Wassers macht mich stutzig. Vorsichtig schlecke ich meine Lippen ab. Salzig.

Als ich misslaunig das Bad verlasse, glaubt Markus ich sei der Tarantel bereits begegnet. Ich schnappe mir das frische Handtuch und versuche nicht zu jammern. Es nützt ja nichts. Das Handtuch fühlt sich klamm und feucht an. Es gibt also auch für die Wäsche nur Salzwasser. Meine Laune sinkt in den Keller. Ich rubble mich ab und ziehe schnell etwas an, um die klebrige Haut nicht mehr zu spüren. Dann gehe ich auf die Veranda. Lege mich in die Hängematte und schaue in die Mangroven, die den Blick aufs offene Meer verstellen. Streunende Hunde traben über den Strand, die Nase knapp am Boden. Einer dreht ein paar ungeduldige Kreise, bevor er in den Sand kackt. Während ich ihm angewidert zusehe, sticht mich ein Moskito. Da all dies meine Laune nicht wirklich hebt, ziehe ich mich ins Bett zurück und grabe mein Gesicht in den schneeweißen Kissenüberzug. Kindheitserinnerungen werden wach. Ich sehe mich über die alten Matratzen eines verlassenen Bauernhauses turnen und wundere mich, dass ich den Geruch der Vergangenheit plötzlich in der Nase habe. Diese Mischung aus Staub und Moder. Ich schau das Kissen prüfend an. Nichts zu erkennen. Ich schäle es aus dem Überzug. Und da sind sie. Die grauschwarzen Flecken des Schimmels breiten sich wie Pocken über das Inlett aus. Ich schnüffle an der Matratze und vermute unter dem sauberen Laken dasselbe Bild. Das Nachsehen lasse ich bleiben. Resigniert starre ich Löcher in die Luft und zähle im Kopf die Tage bis zum Heimflug.

Da erfüllt ein harter Knall den Raum. Etwas muss explodiert sein. Markus streckt den Kopf aus der Badtür: „Spinnst du?“, fragte er in der Annahme, ich hätte meine Laune in Zerstörungswut umschlagen lassen. Zu meiner Verteidigung erfolgt eine zweite Detonation,



Ankunft auf der Hauptinsel

## Bunaken

Schnorchelausflug auf die Insel Siladen, im Hintergrund der Bunaken-Vulkan



die ein schwächer werdendes Echo nach sich zieht. Schließlich kullert etwas auf unserem Dach herum und fällt mit dumpfem Schlag auf den Boden.

Ein aufgeregtes Rauschen in den Mangroven kündigt eine Windböe an. Kurz darauf geht ein regelrechter Kugelhagel auf unseren Bungalow nieder. Unwillkürlich ziehen wir die Köpfe ein, der Lärm ist ohrenbetäubend. In einer Gefechtspause wagen wir uns nach draußen begutachten den Baum, der unseren Bungalow hoch überragt. Er trägt tennisballgroße Früchte, die hart wie Stein sind und unser Blechdach bombardieren. Mich beschleicht allmählich der Verdacht, dass dieser Bungalow vielleicht doch nicht in der besten Lage steht.

Eine Glocke reißt uns aus den Spekulationen. Das Abendessen ist fertig. Andrea, eine deutsche Urlauberin, die hier Wochen verbringt, führt uns in die allgemeinen Benimmregeln und ungeschriebenen Gesetze des Resorts ein. Von den zu benutzenden Fußwaschbottichen rund um die Speiseterrasse, über die Konsumationsliste, in die man seine Getränke einträgt, bis hin zu den kulinarischen Leckerbissen der Köchin. Da hebt Andrea vor allem die Fischgerichte und irgendwelche Hühnerteile hervor und wehrt jeden Einwand von uns mit einer schneidenden Handbewegung ab. Bevor sie uns das Zeug auf den Teller legen kann, kommt uns das Küchenpersonal zu Hilfe und serviert uns einen eigenen Topf voller Eier und Tofu. Andrea ist perplex und für einen Moment verschlägt es ihr die Sprache. Vegetarier hielt sie bislang für ein Gerücht und für nicht lebensfähig. Angesichts der leibhaften Widerlegung ihrer Meinung fehlen ihr die passenden Worte. Diese Pause nützen wir aus und flüchten ans obere Ende der Tafel, wo gerade noch zwei Plätze frei sind. Unsere dortigen Sitznachbarn unterhalten sich in einer fürchterlich klingenden Sprache und wir fühlen uns relativ sicher, bis sie auf Deutsch wechseln. Es sind Ungarn.

Beim Nachtsch beginnt das unvermeidliche sich-vorstellen-müssen. Wer was von Beruf ist, womit man sein Geld verdient, wie es einen auf die Bunaken verschlagen hat, wo man sonst schon überall gewesen ist und welcher Erdteil am schönsten war. Wir ziehen uns so bald wie möglich in unseren Bungalow unter dem Knallbaum zurück. Deutscher Smalltalk im Urlaub hat mit Indonesien so wenig zu tun, dass ich es beinahe genieße, wenn wieder eine Steinfrucht auf das Blechdach fällt.

### **29. Tag, Donnerstag 13. März 2008**

Der Knallbaum schreckte uns in unregelmäßigen Abständen aus dem Schlaf. Ich träumte von großen Schlachten und Kriegsgemetzel mit donnernden Geschützen. Erst in den Morgenstunden legte sich der Wind und wir dösten lange in den Tag hinein.

Auf dem Weg zum Frühstück begegnen wir der Tauchtruppe, die bereits für den Tagesausflug ausrückt und so teilen wir das Buffet nur mehr mit den bettelnden Hunden. Es sind drei struppige Köter, die sich ständig um die besten Plätze balgen und ihre Duftmarken an die Terrassenecken spritzen. Der Rüdigste von ihnen hat sogar Zutritt zur Küche und marschiert ungehindert aus und ein.

Auf den Bandainseln war mir aufgefallen, dass es keine Hunde gibt. Den Moslems gelten sie nämlich als unrein. Zu Recht denke ich und beobachte mit Ekel die größer werdenden Urinlacken an den Türpfosten.

Vormittags schlupfen wir in unsere Neoprenanzüge und wandern gen Norden. Auf der Skizze im Reisehandbuch ist unweit unseres Ressorts eine Taucherbrille eingezeichnet mit der Anmerkung, das Riff sei vom Ufer aus zugänglich.

Leider sehen wir vom Ufer nicht viel, denn das Mangrovendickicht wuchert ungehemmt am Strand. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als der schmalen, asphaltierten Landstraße, die hinter den Häusern verläuft, zu folgen. Ich fühle mich wie ein Fisch im Trockenen und weiche den neugierigen Blicken der vorbei ratternden Motorradfahrer aus. Oder halte mir die Flossen vors Gesicht, wenn uns ein Schulmädchen lachend entgegenkommt.

Als der Weg beginnt in Serpentina das hügelige Inselinnere zu erklimmen, zweigen wir einfach in die Richtung ab, in der wir das Meer vermuten. Im Neoprenanzug einen Gipfel zu besteigen, reizt uns wenig. Ein Zaun versucht uns am Betreten des Privatgrundstückes zu hindern, aber wir haben Meeresluft gewittert. Zwischen halbverfallenen und dürrig renovierten Bungalows watscheln wir zum Ufer hinab. Zwei Einheimische schauen uns verdutzt an. Sie vergessen bei unserem Anblick sogar das übliche „mau ke mana“ (wohin wollt ihr), aber ich gebe trotzdem die Antwort: „Mau berenang“ (wir wollen schwimmen). Mit einer einladenden Geste deuten sie auf das wogende Geflecht aus Baumstämmen, Unterholz und Plastikabfällen, das gegen das Ufer drängt. In den Lücken des schwimmenden Teppichs schlägt das braune Wasser Blasen, die sich zu wabernden Gebilden türmen.

Markus zieht die Flossen an. Wir müssten bloß diesen Treibholzgürtel überwinden, sagt er überzeugt und pflügt wie ein Eisbrecher durch die unappetitliche Suppe. Die Einheimischen schauen mindestens so überrascht wie ich. Mir wäre nicht in den Sinn gekommen, freiwillig in diese Brühe zu steigen. Jetzt aber tue ich es und schon rollt ein schwerer Baumstamm schmerzhaft gegen mein Schienbein. Markus hat inzwischen das Ärgste überwunden und schwimmt auf eine Schneise in den Mangroven zu, durch die die Flutwellen hereinströmen. Irgendwie gelingt es mir, mich ins tiefe Wasser vor zu kämpfen und setze dort die Taucherbrille auf. Nach einem einzigen Schwimmzug richte ich mich erschrocken wieder auf. Man sieht nichts! Die Flut hat den sandigen Untergrund derart aufgewühlt, dass ich die eigene Hand vor der Brille nicht wahrnehmen kann. Wie soll ich da bitte durch die Mangroven finden? Markus' Kopf tanzt zehn Meter vor mir auf den Wellen. Meine Rufe verhallen ungehört. Ich nehme meinen ganzen Mut zusammen und strample ihm blind nach. Gestern, bei unserem ersten missglückten Landungsversuch mit dem Boot, habe ich gesehen, wie der Mangrovensumpfboden mit Seeigeln gespickt ist, wie die Wurzeln der Bäume lanzengleich bis knapp unter die Wasseroberfläche reichen, und wahrscheinlich tummeln sich in dieser undurchsichtigen Suppe zahlreiche gefährliche Kreaturen. Markus winkt. Er hat das offene Meer erreicht und wartet auf mich.

Hinter dem Mangrovengürtel ist die Sicht etwas besser. Sie beträgt nun zwei bis drei Meter. Dafür erfasst uns eine starke Strömung, die parallel zum Ufer verläuft. Mühsam schwimmen wir dagegen an und driften leicht schräg zum Riff hinaus. Je weiter wir uns vom Ufer entfernen, desto besser wird die Sicht, aber die Strömung nimmt merklich zu. Halbherzig

schauen wir ein paar kleinen Fischen zu, aber unsere Aufmerksamkeit gilt dem Ufer. Die Mangroven sind zusammengedrückt und haben die Schneise, aus der wir gekommen sind, verschluckt. Ein undurchdringliches Dickicht verweigert uns die Rückkehr. Wo ist unsere Bucht? Sind wir zu weit abgetrieben? Wie kommen wir jemals wieder an Land? Diese Fragen beschäftigen uns so sehr, dass wir ganz automatisch umgekehrt sind und zurückschwimmen. Nur, wohin?

Diese Delle im Grün könnte eine Schneise sein, oder ist das dort drüben eine Fahrrinne? Vielleicht driften wir mit der Strömung bis vor unser Ressort, das müsste doch zu sehen sein? Wir haben die Orientierung verloren. Vor uns breiten sich Mangroven aus, soweit das Auge reicht.

Endlich, nach einer dreiviertel Stunde entdecken wir einen möglichen Durchschlupf. Mit entschlossenem Flossenschlag strampeln wir durch das schlammtrübe Wasser, überwinden den Treibholzgürtel und staunen nicht schlecht, als wir an genau der Stelle an Land gehen, an der wir auch ins Wasser sind. Zum Glück sind die Einheimischen weg. Es ist schon Strafe genug, nach diesem erfolglosen Ausflug wieder auf der Asphaltstraße nach Hause zu trotten. Da braucht nicht noch jemand zu fragen, warum Touristen das Bedürfnis verspüren, im Meer zu baden.

Endlich im Ressort angelangt, springen wir mitsamt der Ausrüstung in den Swimmingpool und die Hunde glotzen blöde.

## KINDEREIEN

Während wir uns im kühlen Wasser aus den Neoprenanzügen schälen, taucht plötzlich neben den Hundepfoten ein kleiner Lockenkopf am Beckenrand auf. Das Kind krabbelt näher an das zottelige Fell, greift beherzt zu und zieht damit seinen Körper in die Höhe, wobei sein dicker Windelpack ein statisches Problem bereitet. Als es schwankend auf den krummen Beinchen steht ist sein Gesicht exakt auf Höhe der tiefenden Lefzen des Hundes, der ihm als Stütze diene. Alle Schauergeschichten fallen mir gleichzeitig ein, als der Hund den Kopf dreht und – welch Erleichterung – dem Kind über die Rotznase leckt und ihm ein entzücktes Quietschen entlockt. Das Kind reißt vor Freude die Ärmchen in die Höhe, will dem Hund an die Schnauze fassen, grapscht ihm dabei aber ins Auge, sieht plötzlich wieder das Wasser und will auch dieses fühlen, fuchtelte unentschlossen, beugt sich dann aber herab und bevor es kopfüber in den Pool stürzt, wird es von kräftiger Hand am Windelhosenbund vom Schauplatz empor gerissen und landet in den Armen eines Mannes, um dort sofort in gellende Schreie auszubrechen.

Wir tauchen unter. Wasser ist ein guter Schalldämpfer für Lärm, der sich in der Luft ausbreitet.

Zum Gong der Mittagsglocke finden sich alle auf der Essveranda ein. Der Vater, die Mutter, das Kind, wir und die Hunde, die hungrig und bettelnd unter den Tischen herumstreichen. Das Kind krabbelt den Kötern hinterher und juchzt vor Freude über die drei gleichgroßen Spielgefährten. Die Jagd zwischen den Stuhl-, Tisch und Menschenbeinen wird durch das Aufschwingen der Küchentür jäh beendet. Die Köter sausen unter rivalisierendem Knurren

und Gebell durch den Spalt und bringen beinahe die Köchin zu Fall, die mit Schüsseln beladen auf uns zu torkelt. Das Kind krabbelt auf allen vieren den entschwundenen Viechern nach, bis es die Stimme der Mutter vernimmt, die zum Tisch ruft. Es blickt sich um, entdeckt eine Säule des Flugdachs und peilt sie mit flinken Bewegungen an. Noch bevor ich auf die halb eingetrocknete Pisslacke rund um den Pfosten aufmerksam machen kann, patscht das Kind schon mit beiden Händen in der Schmiere herum. Hält kurz irritiert inne, probiert die klebrige Substanz mit der Zunge, klatscht unwillig die Handflächen gegeneinander und zieht sich dann an der Säule hoch. Mit wackeligen Schritten tappst es in die ausgestreckten Arme der Mutter. Die Szene erinnert mich an Loriots Nudel, nur dass die Hundepisse unsichtbar ist. Jetzt ist sie also in den Händen der Frau, die das Kind auf ihren Schoß hebt. Kurz darauf am Besteck, das der oder die Kleine mit den Fäusten umklammert. Dann in den Haaren, die sich die Mutter aus dem Gesicht streicht. Endlich kann ich mir Gehör verschaffen und deute erklärend auf die feuchten Spuren am Fußboden. Die Frau nimmt es gelassen, putzt ihre und die Kinderhände mit einer Serviette ab und steckt diese in den Abfalleimer neben der Säule. Das Kind sieht fasziniert zu, wie der Kippdeckel hin- und her schaukelt, nachdem das bunte Papier darin entschwunden ist. Es will vom Schoß runter. Die Mutter hält das Kind fest und stimmt ein lautes mmmmm an, das wohl den Appetit des Sprösslings anregen soll. Aber dem ist nicht mehr nach Essen zumute. Sein Körper bäumt sich u-förmig nach hinten, als würde sich eine Sprungfeder spannen, um dann in einem Überraschungseffekt nach vor zu schnellen um so dem Haltegriff der Mutter zu entkommen. Es funktioniert. Das Wickelkind ist wieder am Boden und in der nächsten Sekunde beim Mullkübel. Ein Arm verschwindet bis zum Anschlag, der Klappdeckel schlägt auf die andere Seite aus. Also auch durch diese Öffnung einen Arm rein und schon ist das Kind gefangen. Es macht erschrocken einen Schritt rückwärts, stürzt mitsamt dem Kübel, der Deckel springt ab, das Kind steckt zwar noch mit den Ärmchen drin, hält aber triumphierend die Serviette in einer Hand.

„No!“, ruft die Mutter energisch, befreit das Kind und stellt wieder Ordnung her. Zum Schluss beschimpft sie die Serviette mit Pfui und ähnlichen Ausdrücken und steckt sie demonstrativ wieder in den Abfalleimer. Das war dumm. Jetzt ist die Aufmerksamkeit des Kindes endgültig an den Mullkübel gefesselt. Es existieren in seiner Welt nicht einmal mehr die Hunde, die zufrieden aus der Küche traben und im Vorbeigehen ihr Territorium am Pfosten neuerdings markieren. Das Kind umarmt den Eimer, versucht nun den Kopf hineinzustecken, reißt dabei den Deckel herunter und ist davon so überrascht, dass es kurz innehält. Gerade als es die Serviette aus dem Rumpf des Eimers angeln will, wird es von Vaters Hand weggerissen. Wie vorhin am Pool beginnt nun das Geschrei. Die Wut und Verzweiflung, so knapp vor dem begehrten Ziel einfach in die Luft entführt zu werden, ist kilometerweit zu hören. Der Vater lässt sein Essen kalt werden und trägt das Kind rund um den Swimmingpool. Kein guter Gedanke. Die Dezibel steigern sich beim Anblick des verbotenen Wassers fast zur Grenze der Körperverletzung, also verschwindet der Vater mit dem zappelnden und tobenden Bündel im Bungalow. Markus, der das ganze Theater mit Entsetzen beobachtet hat, sagt in die plötzlich eingetretene Stille leise auf Deutsch: „Es gäbe Verhütungsmittel.“ Die Frau sieht uns fragend an und ich übersetze mit rotem Kopf, dass es doch sehr anstrengend sei, mit so einem kleinen Kind nach Indonesien zu reisen....

Zum Nachttisch erscheint der Vater wieder. Das Kind trägt nun ein T-Shirt mit der Aufschrift: just call me trouble.

Nachmittags versuchen wir mit einer Erkundungstour attraktive Alternativen zum Ressortalltag zu finden. In brütender Hitze folgen wir dem klebrigen Asphaltband, das sich wie ein Hohlweg durchs Gestrüpp windet. Vom Meer ist weder etwas zu sehen noch etwas zu spüren. Kein Windhauch zerteilt die Schwüle, die von der Üppigkeit der Vegetation gefangen gehalten wird. Wir sind ebenso eingesperrt und verurteilt auf diesem Korridor entweder weiter vor oder zurück zu gehen. Seitliche Abstecher lässt das Wehr aus stacheligem Grün nicht zu. Nach einer Stunde kehren wir um, ohne jemals irgendeine Abwechslung gesehen zu haben.

Später liegen wir stumm auf dem Bett und lauschen dem Stakkato der herabfallenden Baumfrüchte. Halten wir das zwei Wochen lang aus? Nicht der Lärm ist unser Problem, sondern die Frage, was tun mit der verbleibenden Zeit?

Auf der Suche nach irgendeiner Antwort machen wir uns erneut auf den Weg. Diesmal folgen wir dem Strand. Es ist Ebbe und wir können auf dem schmalen Sandstreifen zwischen den Mangroven und dem Inselgestrüpp dahin wandern. Wir sehen zwar hier auch nicht mehr als vorhin, aber es ist wenigstens kühler. Ab und zu queren wir den Uferabschnitt einer Hotelanlage und genießen den Ausblick aufs Meer. Wenn zufällig jemand in der Nähe ist, fragen wir nach Unterkünften und nach Süßwasser, aber das was uns daraufhin gezeigt wird, ist deutlich schlechter als unser Ressort. Am späten Nachmittag zwingen uns schließlich eine hohe Betonmauer und die einsetzende Flut zu einem Notaufstieg über eine Treppe, die uns mitten ins Seabreeze-Hotel führt. Die Terrasse ragt über das Ufer hinaus, das Restaurant hinter breiter Glasfront sieht sehr einladend aus und das Personal ist überaus freundlich. Leider sind wir ohne eine Rupie aufgebrochen und können uns nicht einmal eine Cola bestellen. Das ist dem Hausherrn, einem Australier, egal. Nicht, dass er uns zu einem Getränk einlädt, er sieht in uns vielmehr die potentielle Kundschaft und will uns einen seiner Bungalows zeigen. Denn Süßwasser sei bei ihm kein Thema sondern selbstverständlich und zudem könnten wir bei ihm das Tauchen lernen. Es dauert, bis endlich ein Schlüssel aufgetrieben ist und draußen dämmt es bereits. Trotzdem müssen wir nun Bungalows besichtigen.

„Wir sind bloß barfuß“, erinnert Markus warnend und drängt zum Aufbruch. Dem Australier ist das egal. Er öffnet eine Tür um die andere, obwohl wir keinen Blick mehr dafür haben. Ziemlich unhöflich lassen wir ihn schließlich stehen und suchen im Licht der Hotelanlage die Straße. Der Uferweg steht tief unter Wasser und daher bleibt uns nur der asphaltierte Hohlweg. Inmitten des Gestrüpps ist es finster und bald wird es stockdunkel sein. Wir rennen, solange wir Umrisse von Schlaglöchern und Ästen auf dem Weg erkennen können. Dämmerung währt in den Tropen bekanntlich nicht lange. Die Fußsohlen schmerzen, weil wir in unserer Eile auf Steine treten, aber alles ist besser, als das undurchdringliche Dunkel, das uns bald umfängt. Nun ist es mehr ein Vorwärtstasten als ein Gehen. Liegt dort ein Ast oder eine Schlange, sind Skorpione nachtaktiv und wo, um Himmels Willen ist eigentlich der Eingang zu unserem Ressort?

Endlich erreichen wir ein vergittertes Tor und hören ein quengelndes Kind und Hundegebell. Das könnte es sein, aber das Tor ist versperrt und die Inschrift im Dunkeln nicht zu entziffern. Wie Einbrecher klettern wir über das Schmiedeeisen und sind sofort von knurrenden Hunden umringt. Ganz langsam bewegen wir uns auf den Lichtschein im Garten zu, die Hundemeute vor uns her treibend. Groß ist die Erleichterung als ich „just-call-me-trouble“ erblicke, der uns von den geifernden Viechern befreit und mit ihnen zum Mistkübel krabbelt. Wir sind wieder daheim.

Beim Abendessen sitzen wir mit allen Tauchern beisammen und lassen uns ihre Erlebnisse erzählen. Anders als beim Jägerlatein zählt hier nicht die Größe, sondern die Winzigkeit der gesichteten Kreaturen.

„Only five millimeter!“, betont der Ungar ständig und seine Augen glänzen, wenn er durch den minimalen Abstand zwischen Daumen und Zeigefinger blinzelt, der die Größe des Seepferdchens veranschaulichen soll. „Only five millimeter!“

Ich frage skeptisch, ob sie etwa mit Lupen tauchen würden. Aber die Frage wird ernst genommen und man klärt mich über Makro- und Supermakrobereiche der Kameras auf, mit denen sie Jagd auf Kleinstlebewesen machen. Die meisten von ihnen sind renommierte Unterwasser-Fotografen und suchen hier nach den ultimativen Schnappschüssen einer anderen Welt. Einer Miniwelt. Unsereins kann sich kein Seepferd von 5 mm Größe vorstellen. Aber das Ding gibt es wirklich. Noch während des Essens werden Laptops aufgeklappt und wir staunen über das Pygmäenseepferd ebenso wie über winzige Shrimps, deren gläserne Körper sich auf den roten Kiemen eines Fisches abzeichnen. Gegen das Wasser hin sind sie transparent und unsichtbar. „Ihr müsst unbedingt tauchen lernen“, lautet das einstimmige Credo, denn beim Schnorcheln bekäme man so etwas nie zu Gesicht.

Dafür sehe man Haie, verteidigt Markus. Er sei eher an großen Fischen als an mikroskopischen Lebewesen interessiert, die er ohne Kontaktlinsen ohnehin nicht erkennen würde.

Haie gäbe es überall, sagt der Ungar mit einem Anflug von Verachtung, aber Pygmäenseepferdchen habe er bislang nur in diesen Gewässern gefunden.

Markus beharrt aber auf Haien und dazu müsse er nicht tauchen lernen.

Um die Pattsituation zu entschärfen, frage ich den Ungarn, wie er denn das Seepferdchen überhaupt entdecken könne. Fünf Millimeter bei dieser Tarnung sind auch mit gutem Auge kaum erkennbar. Da muss er zugeben, dass er mehr oder weniger die Koralle, auf der sich Seepferdchen gerne festmachen, Abschnitt für Abschnitt fotografiert, dann am Bildschirm vergrößert und hofft, eines erwischt zu haben.

Markus grinst triumphierend. Das müsse man bei Haien nicht.

Genau zu diesem Zeitpunkt erscheint der junge Holländer, der Ressortleiter und fragt, ob wir morgen eventuell einen Tauchkurs starten wollen. Das war der falsche Moment. Aber wir entscheiden uns dazu, mit aufs Boot zu kommen, um am Riff schnorcheln zu gehen.

Der Holländer verabschiedet sich, wünscht eine geruhige Nacht, bleibt aber dennoch stehen und wartet auf unsere Reaktion. Als nichts kommt – wir wissen echt nicht, worauf er hinaus will, erklärt er, dass sie den Baum kräftig abgeschüttelt hätten, sodass in der Nacht

mehr Ruhe sei. Unsere Nachbarn hätten sich nämlich über den Lärm auf unserem Bungalowdach beschwert.

## SILADEN

**30. Tag, Freitag, 14. März 2008**

In der Nacht hat es deutlich abgekühlt. Das Thermometer überm Frühstückstisch zeigt um halb acht Uhr nur 29 Grad.

Eine Stunde später sitzen wir, eingeklemmt zwischen Tauchern, Sauerstoffflaschen, Atemgeräten, Bleigürteln und Kameras auf den Holzpritschen des Bootes und brettern Richtung Siladen. Vor dieser kleinen Insel gehen wir ins Wasser. Markus ist als erstes drinnen, damit ihm die Taucher nicht die Haie vertreiben. Aber die Hektik war nicht nötig. Erstens gibt es keine Haie und zweitens benötigen die Taucher ohnehin viel mehr Zeit, bis sie die ganze Ausrüstung angezogen und gecheckt haben.

Wir schnorcheln derweil über das Riff und suchen Fische. Große Fische. Oder auch mittelmäßige. Bald schon wären wir mit kleinen zufrieden, aber selbst die bleiben aus oder verstecken sich in den Korallen. Die sind zwar bunt und vielfältig, haben aber mit einer Invasion gefräßiger Dornenkronen zu kämpfen. Wir schweben über die Riffkante hinaus und spähen nach großen Fischen. Im dunklen Blau bewegen sich jedoch nur die Körper der Taucher, deren Atemluftblasen uns einen Whirlpool bescheren. Ob die da unten mehr sehen? Als wir nach einer Stunde wieder an Bord zusammentreffen, behaupten sie es jedenfalls und berichten von Schildkröten, Muränen, entzückenden Pufferfischen und was weiß ich noch alles. Ich habe den Eindruck, sie sagen sich gegenseitig das Fischlexikon auf.

Erst als Markus laut darüber nachdenkt, ob er nicht vielleicht die Silhouette eines Haies gesichtet habe, hören sie mit ihrer neiderregenden Litanei auf.

Zur Tee- und Aufwärmpause gehen wir am Bilderbuchstrand von Siladen an Land. Eine makellose Fläche von weißem Korallensand neigt sich sanft vom Palmengürtel zur Wasserlinie hinab, schlägt darunter in der Dünung wellenartige Rippen und rieselt rund um die roten Seesterne, die wie zur Dekoration herumliegen. Das Blau des Meeres vermischt sich mit dem reflektierten Licht des Sandbodens zu einem intensiven Türkis, das wie ein leuchtendes Band die Insel umschlingt und sie gegen das unergründliche Dunkel des offenen Meeres beschützt. Ein Idyll, wie es auf Postkarten zu sehen ist. Ein Paradies, wie wir es in Europa erträumen. Und wir, mittendrin, haben nur ein Problem: Was machen wir 13 Tage lang hier? Vielleicht war der Apfel für Eva die einzige Chance, etwas Abwechslung, etwas Neues zu erleben. Dafür opfert man auch einen Garten Eden.

Nachdem uns Tee und Sonne wieder ordentlich erhitzt haben, kommt der zweite Tauchgang direkt am Hausriff von Siladen. Wir können sogar vom Steg weg schnorcheln und peilen die scharfe Trennlinie zwischen Türkis und Dunkelblau an. Zu unserer Überraschung ist hier unter Wasser deutlich mehr los als vorhin. Kleine Rochen, Flöten- und Triggerfische tarnen sich in den bunten Korallen, Barracudas lauern auf Beute und Schmetterlingssfische tanzen wie

Mückenschwärme über das Riff. Wir genießen die Wärme des seichten Gewässers und bleiben über eine Stunde im Wasser, bis wir die Taucher schemenhaft an der Steilwand heraufsteigen sehen. In der Zeit, in der sie zwischen 3 und 5 Metern Tiefe die Dekompression abwarten müssen, tauchen wir zu ihnen hinab und spielen mit den Clownfischen, den kleinen Nemos, die ihre Wirtskoralle furchtlos verteidigen. Da beneiden wir erstmals die Taucher, die einfach regungslos vor der Koralle im Wasser schweben, während wir ständig auf und ab strampeln, bis wir völlig außer Atem sind. Uns bleibt kaum Zeit für die Fische, schon geht uns wieder die Luft aus. Tauchen in dieser lichtdurchfluteten Tiefe wäre schön. Das würde uns viel mehr reizen als dreißig Meter in die Dunkelheit hinab zu steigen, dorthin, wo die Farben verblassen und man Scheinwerfer braucht, um überhaupt noch etwas sehen zu können.

„Wenn ihr erstmal den Schein habt, dann könnt ihr ja tauchen in welcher Höhe es euch beliebt“, sagt Andrea beim Mittagessen zu uns. Sie sagt noch viel mehr, eigentlich redet sie ununterbrochen, aber dieses eine Argument hat sich uns ins Hirn gekrallt. Eigentlich sind wir bereits entschlossen, wir müssen es nur noch eingestehen. Die Kosten? Man akzeptiert hier Kreditkarten. Die Dauer? Unser Zeitproblem hätte sich erledigt. Der Tauchlehrer? Marijn wäre nur für uns zwei da. Die Zukunft? Der Tauchschein verfällt nicht, wir könnten damit überall – eventuell nach einer kleinen Auffrischung – eine Ausrüstung leihen. Gegenargumente, Nachteile? Keine.

Die Taucher applaudieren, als wir uns für den Kurs anmelden. Nach diesem Entschluss genießen wir den letzten freien Urlaubsnachmittag am Swimmingpool.

## TAUCHEN

### 31. Tag, Samstag, 15. März 2008

Früh morgens weckt uns Regen, in dessen gleichförmiges Prasseln sich die harten Schläge der Baumfrüchte mengen. Macht nichts, denn der Wecker hätte ohnehin bald geläutet. Ein neuer Abschnitt beginnt, um acht Uhr dreißig startet der Unterricht.

Vorher aber müssen wir vier Papiere unterzeichnen. Mit unserer Unterschrift bestätigen wir, dass wir gesund sind, über alle Risiken aufgeklärt worden sind, eigenverantwortlich handeln und dass im Falle unseres Todes niemand gegen den Tauchlehrer Anklage erheben wird. Klingt ja vielversprechend. Eva hat den Apfel genommen, sie wollte es so. Jetzt muss sie ihn essen.

Marijn ist ein junger Tauchlehrer aus Holland. Deutsch kann er nicht, aber sein Englisch ist perfekt. Meines leider nicht, dennoch sollte ich für Markus den Dolmetscher spielen. Bei der Materialkunde gibt es die ersten Probleme, denn die Fachausdrücke für Ventile und das ganze technische Zubehör bleiben vorerst unverständlich. Egal, wir wollen ohnehin ins Wasser. Seit Beginn der Schulung tragen wir nämlich auf Marijn's Geheiß die ganze Ausrüstung am Körper und stecken in einer Neoprensauna, die uns heiß aufs Meer macht.

Mit einem kleinen Boot tuckern wir zu einer Lagune auf der anderen Inselfeite. Nun müssen wir beweisen, ob von der Theorie etwas hängengeblieben ist und wir die Sauerstoffflaschen richtig anlegen und anschließen können. Zum Glück kontrolliert Marijn das Chaos aus

Schläuchen und Verschlüssen, bevor er zur nächsten Übung schreitet. Wir sollen nämlich, wie es sich für richtige Taucher gehört, mit einer eleganten Rückwärtsrolle ins Meer kippen. Klingt vorerst nicht dramatisch. Wenn da nicht diese immens schwere Ausrüstung wäre. Mir hat er zusätzlich noch 5 Kilogramm Blei um die Hüften gehängt. Ich kann kaum stehen, geschweige denn mich auf dem schwankenden Boot auf der schmalen Relingskante in Balance halten. Gleichzeitig muss man mit zwei Fingern die Brille andrücken, mit einem Finger das Atemgerät, mit der anderen Hand das Entlüftungsventil der aufgeblasenen Schwimmweste in die Höhe recken und zuvor noch das OK Zeichen geben. Ich bringe alles durcheinander, atme durch die Nase, die Brille läuft an, das Ventil halte ich falsch und eine Welle hätte mich in diesem unkontrollierten Zustand fast von Bord gekippt. Der Schweiß rinnt innerhalb des Neopren in Strömen und macht die Sache nicht einfacher.

Marijn demonstriert nochmals die einzelnen Schritte an Markus; der setzt sich an die Kante des Bootes und plantscht mit einer perfekten Rückwärtsrolle ins Wasser, taucht wieder auf und gibt das vorgeschriebene OK Zeichen. So einfach ist das.

Nun bin ich wieder dran. Ich hasse mich, wenn ich mich derart blöd anstelle, kann es aber nicht ändern. Das Atemgerät muss defekt sein, ich bekomme eindeutig zu wenig Luft. Marijn schaut nach. Das Gerät ist in Ordnung, nur ich bin es nicht. Markus driftet derweil langsam davon, Marijn wird ungeduldig. Ich überwinde meinen unerklärbaren Widerstand, gebe mir einen Ruck und kippte nach hinten. Es wird keine Rückwärtsrolle, weil ich in den Kniekehlen an der Bordwand einhänge, bevor ich ins Wasser klatsche. Zum Glück mindert der Neopren die Abschürfung und ich hole mir „bloß“ blaue Flecken. Kein guter Anfang, aber immerhin bin ich im Meer.

Mit dem Atemgerät (Regulator) kann ich mich nicht anfreunden. Ich glaube daran ersticken zu müssen, was ja nicht Sinn der Sache ist. Marijn setzt den Unterricht trotzdem fort. Mit der zuvor an Land geübten Gestik, dem OK und dem Finger am Ventil der Schwimmweste, geht es in die Tiefe. Mein Atem beruhigt sich allmählich, wahrscheinlich weil er nun dazu gezwungen ist. Unter Wasser kann ich nicht wie vorhin, den Regulator einfach ausspucken und tief Luft holen. Als Marijn sieht, dass ich nun einsatzfähig bin, deutet er auf den Meeresboden unter uns. Wir sollen uns dort in den Sand knien. Markus sinkt vorschriftsmäßig hinab, während ich plötzlich wieder zu steigen beginne. Verzweifelt presse ich am Ventil herum, versuche nach unten zu schwimmen, vergeblich. Das Strampeln befördert mich wie einen Korken zurück an die Oberfläche. Sofort reiße ich das Atemgerät aus dem Mund und hechle nach frischer Luft. Marijn taucht neben mir auf, gibt mir das Zeichen zur Beruhigung und kehrt zu Markus zurück, der brav am Meeresboden kniet und die Fische begutachtet, die ihn umschwärmen. Ich will auch!

Ganz langsam sinke ich wieder nach unten. Als ich endlich neben den beiden im Sand knie, will ich auf Markus' verwunderte Augen mit einem Lächeln antworten. Das ist keine gute Idee, denn durch die Grimasse dringt Wasser in die Brille und füllt sie bis zur Nase. Ich spüre schon wieder Panik in mir aufkeimen, kann mich aber beherrschen. Gleichzeitig merke ich, wie das beschleunigte Atmen mich vom Boden abhebt und wieder an die Oberfläche aufsteigen lässt. Marijn und Markus sehen mir belustigt nach, als ich wie ein Ballon entschwinde. Jetzt reicht's mir aber! Ich atme vollständig aus, lasse alle Luft aus der Weste ab und detoniere kurz darauf neben den beiden im Sand, sodass mir nun auch die Knie vorne weh tun.

Marijn fragt über die Zeichensprache, ob ich in Ordnung sei und ich antworte mit einer Lüge: mit dem OK. Daraufhin demonstriert er die erste Aufgabe. Er vollführt dabei jene Art von Pantomime, die den Stewardessen eigen ist, wenn sie die Sicherheitsvorkehrungen zeigen. Würde mir das Wasser nicht schon bis über die Wangen stehen, könnte ich mir das Lachen kaum verkneifen. Marijn fängt mit ausholenden Handbewegungen unsere Blicke ein, deutet dann auf sich und nimmt das Atemgerät aus dem Mund. Einen Zeigefinger richtet er auf die gepressten Lippen, dann fährt er mit dem gestreckten Arm hinter seinen Körper und findet so den abgedrifteten Regulator wieder, führt ihn zum Mund zurück, bläst ihn kräftig aus und atmet dann normal weiter. Danach übergibt er mit einer servierenden Geste die Aufgabe an Markus.

Mit rasendem Herzen sehe ich noch, wie Markus das Mundstück von sich schleudert, dann steigt mir das Wasser über die Augen, Panik setzt ein und ich entschwebe nach oben. Marijn taucht kurz darauf neben mir auf, ich ringe um Atem – ohne Regulator – an der frischen Luft. Gerade als ich ihm erklären will, dass Tauchen keine Disziplin für mich sein, spricht er beruhigend auf mich an, senkt mich bloß einen halben Meter ab und lässt mich die Aufgabe direkt unter der Wasseroberfläche ausführen. Zu meinem Erstaunen klappt es einwandfrei. Ist es tatsächlich nur die Angst in der Tiefe, dieses Gefühl der Abhängigkeit von der Technik, dieses Ausgeliefertsein an das Ventil, was die Panik auslöst? Ich lasse mich wieder zu Markus hinab, der unverändert im Sand kniet und mich aus erstaunten Augen anblickt. Anstelle einer Erklärung, die Unterwasser nicht möglich ist, nehme ich das Mundstück raus, fange es nach ein paar Sekunden ein, blase es aus und atme weiter, als wäre nie etwas anderes auf dem Programm gestanden. Marijn nickt gefällig und leitet zur nächsten Aufgabe über. Jetzt muss ich als erste beweisen, ob meine Gelassenheit nur gespielt ist. Es gilt, die Taucherbrille absichtlich mit Wasser bis zur Hälfte voll laufen zu lassen und sie danach über die Nase auszublasen. Es gelingt mir, ohne in Panik zu geraten! Allerdings trüben nun einige Rotzfäden meine Sicht. Nicht lange, denn bei der nächsten Übung müssen wir die Maske komplett abstreifen, am ausgestreckten Arm von uns halten, danach wieder anziehen und ausblasen. Obwohl das Salzwasser in der Nase brennt – irgendwie muss ich ein wenig eingeatmet haben – bereitet mir die Aufgabe keine Mühe. Danach kommt eine herrliche Spielerei. Wir müssen uns austarieren und schweben. Dazu legen wir uns auf den Boden oder sitzen im Schneidersitz im Wasser – je nach Lernfortschritt - und steuern unsere Auf- und Abbewegungen nur mit dem Atem. Ein wunderbares Gefühl der Schwerelosigkeit stellt sich ein. Da ich trotzdem eine ständige Aufwärtstendenz zeige, schnallt mir Marijn zwei weitere Kilo Blei um, ein Vorgang, der Markus ein hämisches Lachen entlockt und ihm eine wassergefüllte Maske einbrockt. Das wiederum freut mich so sehr, dass auch bei mir der Pegel steigt und wir beide unsere Brillen ausblasen müssen. Marijn wartet geduldig unsere Zusatzübung ab, dann starten wir zu einem Tauchgang. Erst sinken wir auf sieben Meter Tiefe hinunter und das Glitzern der Wasseroberfläche verwandelt sich in ein weit entferntes Flirren, das uns nichts mehr angeht. Wir sind jetzt Fische und schwimmen mit ihnen auf Augenhöhe durch die bizarren Korallengärten. Ein unbeschreibliches Erlebnis. Wir fliegen über zerfurchte Canyons, schweben Anemonen übersäten Hügeln entlang, warten vor geheimnisvollen Löchern auf Shrimps, die Marijn mit einem Stäbchen hervorstoziert, sinken in sandige Becken hinab, um die grellbunten Nacktschnecken an den umliegenden Schwämmen zu

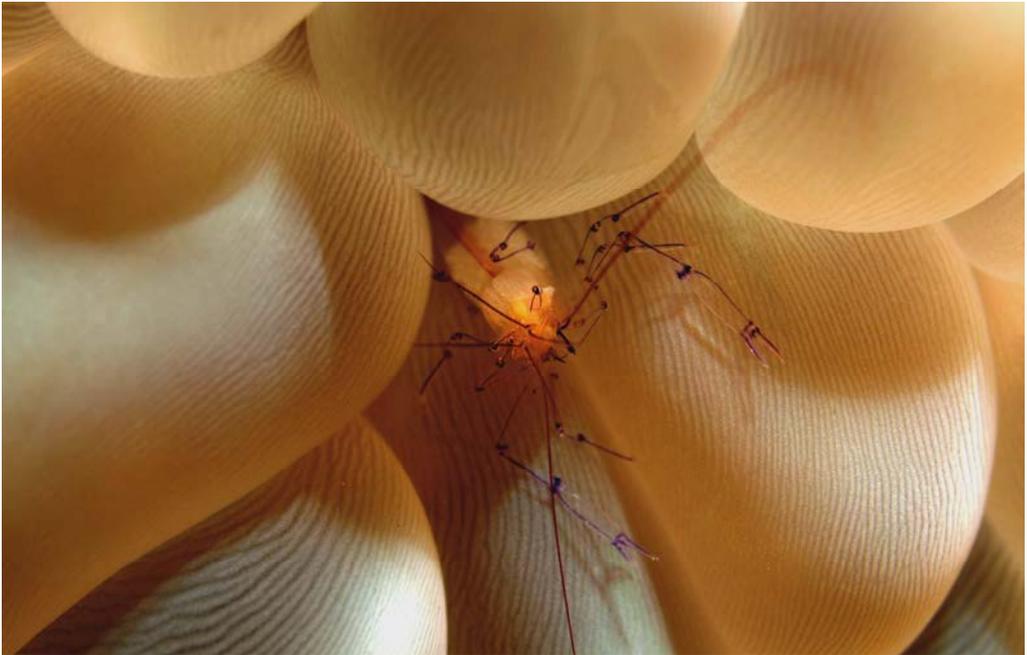


Pygmäen-  
Seepferd  
Maximale  
Körpergröße:  
1 cm



## Unterwasser





## **Unterwasser**

Alle Unterwasserfotos stammen von  
unserem Tauchlehrer Marijn



bewundern und müssen schließlich auftauchen, weil die Druckflaschen leer sind. Eine Stunde lang hat die erste Lektion gedauert und Marijn gratuliert uns mit ehrlichem Lob. Normalerweise würden Anfänger im Zuge der Übungen die ganze Luft verbrauchen, sagt er. Oft müsse er auch aus dem Meer zurück in den Pool, weil sich die Panik sonst nicht ausmerzen ließe.

Seine Worte sind wie Balsam für mich. Ich bin also nicht ein Sonderfall, sondern normal. Markus hingegen ist die Ausnahme, ein Naturtalent und das trotz seiner angeblichen Wasserscheu!

Wir klettern ins Boot und fahren direkt in die schwarze Regenfront, die vom Festland her auf die Insel zusteuert. Unter prasselnden Wassermassen legen wir am Resortstrand an, springen in den warmen Pool, gehen anschließend Duschen und stellen uns zum Abschluss in den Regen hinaus. Endlich Süßwasser! Danach beginne ich Unmengen Tee zu trinken, bis ich wieder eine normale Betriebstemperatur erreicht habe.

„Du musst wegen einem Tauchgang nicht gleich zum Fisch mutieren“, versucht mich Markus einzubremsen, „und dich außen und innen mit Wasser zuschütten.“

Nach dem Mittagessen fassen wir die Lehrbücher aus. Zweihundertfünfzig Seiten! Über Langeweile können wir uns nicht mehr beklagen.

### **32. Tag, Sonntag 16. März 2008**

Am Vormittag wird Theorie gepaukt. Marijn spielt uns ein Video vor, anschließend müssen wir in einem schriftlichen Test beweisen, ob wir das Gezeigte kapiert haben. Es ist wie in der Schule, nur dass wir miteinander sprechen dürfen. Eine Sonderbewilligung hat uns der gestrenge Lehrer da erteilt. Sonst hätte ich für Markus schlecht übersetzen können. Dieser Gnadenakt Marijns bleibt allerdings die einzige Unterstützung. Hilfe verweigert der Tauchlehrer konsequent. Auf Fragen reagiert er mit Achselzucken und abweisender Miene. Völlig mitleidlos korrigiert er anschließend unsere Antworten und prüft die erreichte Punktezahl. Bestanden, lautet sein Resümee und wir dürfen nach dem Mittagessen zur nächsten Lektion in die Lagune.

Dort reißen wir am Meeresboden kniend wieder unsere Masken runter, werfen das Atemgerät weg, ziehen die Westen aus und wieder an und lassen uns zuletzt von Marijn die Luftzufuhr abdrehen, um uns dann gegenseitig aus dieser Notlage mit abwechselnden Luftspenden zu retten.

Wir absolvieren dieses Trainingsprogramm so schnell wie möglich, um endlich die Flaschen leer tauchen zu können. Diesmal schwärmen wir etwas aus, jeder auf der Suche nach einer besonderen Entdeckung. Ich habe Glück und finde drei wunderschöne Nacktschnecken auf einer Gorgonie, die über ein Sandbecken ragt. Das muss ich Marijn und Markus zeigen! Aber wie sich verständlich machen? Beim Versuch zu schreien, bekomme ich nur Wasser in die Maske. Endlich erinnere ich mich, dass man auf den Lufttank klopfen kann – und wirklich, die beiden vernehmen das Signal und kommen her. Leider hat mich das Ganze so aufgeregt, dass ich wie ein Korken nach oben steige und gerade noch mit dem Finger auf die Schnecken zeigen kann, bevor ich ein Stockwerk höher bin. Frustriert über dieses Anfängermalheur

presse ich sämtliche Luft aus der Weste, atme aus und falle wie ein Stein nach unten. Bevor ich reagieren kann, schlage ich neben der Gorgonie auf, verursache ein Sandgestöber, das die Schnecken von der Koralle reißt und davon wirbelt. Doch damit nicht genug. Mein verzweifelter Versuch, den Aufprall durch Luftzufuhr in die Weste zu mindern, zeigt jetzt verspätete Wirkung. Ich hebe aus meinem frischen Krater ab und steche wie eine Rakete wieder nach oben. In Panik lasse ich Luft ab, sinke zu rasch, pumpe die Jacke hektisch wieder auf, usw. Bis ich endlich Balance finde, sause ich – einem Jo-Jo gleich – vor den Männern auf und ab, die sich unentwegt die Maske ausblasen müssen, weil sie das Lachen nicht mehr beherrschen können. Ein kleiner Trost.

### **33. Tag, Montag, 17. März 2008**

Der Vormittag vergeht wieder mit einem Video, lernen und anschließendem Test.

In der Lagune entledigen wir uns zum x-ten Male der Maske. Diesmal müssen wir ohne Brille 15 Meter weit schwimmen und sie erst danach wieder aufsetzen. Auch der Unterwasserstriptease wiederholt sich. Allerdings um eine Variante reicher: Wir streifen auch die Bleigürtel ab, worauf ich sofort wieder in mein vertikales Ping-Pong ver falle. Man müsste mich wie einen Luftballon festbinden und im Boden verankern.

„Fett schwimmt“, hatte Markus gestern lakonisch festgestellt und legt sich jetzt zur Demonstration ohne Bleigewichte auf den Meeresboden nieder. Dafür sehe ich in meinem Neoprenanzug nicht aus wie ein Sack voller Geweihe, antworte ich stumm in Gedanken.

Endlich starten wir zur ersehnten Tauchrunde und begegnen als erstes einem Kugelfisch, der über einer Flunder schwebt. Hat sich nun auch die Natur gegen mich verschworen, oder leide ich unter einem Komplex?

Da winkt Marijn und zeigt auf einen schwarzen Krokodilfisch. Obwohl ich noch nie zuvor so ein Tier gesehen habe, ist die namentliche Zuordnung leicht. Diese Zusammensetzung aus Fischkörper mit Reptilienschnauze sieht so kurios aus, als hätte man diese Kreatur dem Kinderspiel, wo man Köpfe mit Rumpfen und Beinen vertauschen kann, entnommen. Während wir sorglos zwischen den Korallen herumtauchen, fragt Marijn immer wieder besorgt per Handzeichen unsere Luftreserve ab. Er traut uns nicht. Schließlich schwimmt er her, überprüft unsere Druckmesser, vergleicht sie mit seinem und staunt: Wir haben exakt gleichviel Luft verbraucht wie er.

### **34. Tag, Dienstag, 18. März 2008**

Heute steht ein „experience-dive“ auf dem Ausbildungsplan. Das bedeutet in der Praxis, dass wir neues Terrain erkunden dürfen und mit den übrigen Tauchern gemeinsam zum Riff hinaus fahren. Vor lauter Aufregung endet meine Rückwärtsrolle wieder in den Kniekehlen, aber im Wasser ist der Schmerz schnell vergessen. Wir schweben direkt über einer senkrecht abfallenden Korallenwand. Allmählich sinken wir auf sechzehn Meter Tiefe hinab und gleiten an dem faszinierenden Mix aus Schwämmen, Federsternen, Anemonen und Fächerkorallen entlang. Dann tut sich vor uns unter einem Überhang eine kleine Höhle auf. Ich drehe mich auf den Rücken, um die von der Decke herabhängenden Gebilde bestaunen zu können und

merke, wie das Atmen plötzlich viel schwerer fällt als vorhin. Zudem droht mir das Mundstück nach oben zu entschlüpfen und ich muss die Zähne fest zusammenbeißen. Dennoch hat das Tauchen in Rückenlage eine neue Dimension eröffnet. Ich bin derart begeistert, dass ich bei jeder sich bietenden Gelegenheit um meine Körperachse rotiere um dieses schwerelose, durch nichts eingeschränkte Bewegen im freien Wasserraum zu erkunden. Marijn fragt sich wohl, ob nach meinem vertikalen Jo-Jo Problem nun ein schwer in den Griff zu bekommendes Drehmoment auftritt, denn er beschreibt mit den Händen das „es geht mir nicht gut“ und deutet dabei auf mich. Zur Antwort setze ich zu einer erneuten Rolle an und forme mit Daumen und Zeigefinger ein beidhändiges OK. Trotzdem winkt er mich unter dem Überhang hervor.

Markus ist schon weiter vorne und stiert in einen braunen Röhrenschwamm, der die Form einer bauchigen Vase besitzt. Er hat darin einen giftigen Rotfeuerfisch erspäht, der sich vor unseren neugierigen Blicken zu verstecken versucht. Daneben tarnt sich ein nicht minder gefährlicher Skorpionfisch über der gezackten Öffnung einer grimmig grinsenden Mördermuschel. Eine bedrohliche Gegend und Marijn beobachtet uns, seine übermütigen Schäfflein, mit großer Besorgnis. Schließlich führt er uns zurück hinauf in fünf Meter Tiefe, wo wir eine Dekompressionszeit von drei Minuten einhalten müssen.

Nach über einer Stunde im Wasser ist die erste Druckluftflasche verbraucht. Marijn kontrolliert misstrauisch die Restluft in allen Flaschen und erklärt dann, er habe von Anfang an weniger Bar gehabt. Das macht uns hellhörig. Es scheint sich ein Wettkampf zwischen Lehrer und Schülern um den Luftverbrauch anzubahnen. Jetzt wollen auch wir wissen, woran wir sind und vergleichen den Luftdruck unserer Flaschen, die für den nächsten Tauchgang bereitstehen. Alle sind gleich.

Bevor wir aber wieder ins Wasser gehen, müssen wir eine Stunde an Bord verbringen, um den Stickstoff, der sich beim Tauchen im Blut anreichert, abzubauen. Während die anderen sich mit heißem Tee und Keksen vergnügen, übe ich die Rückwärtsrolle, bis sie – zumindest ohne Ausrüstung – klappt.

Danach tauchen wir wieder zehn Meter tief hinab. Marijn sieht uns zu, wie wir uns die Masken halb voll und ganz voll laufen lassen, sie vom Gesicht reißen und wieder aufsetzen. Bei der nächsten Übung müssen wir den Notfall simulieren. Einer deutet dem anderen, dass er keine Luft mehr bekommt und Hilfe braucht. Über den zweiten Regulator, den Octopus, kann man Atemluft spenden. Man verhakt sich mit den Armen und steigt anschließend ganz langsam auf. Ich bin mir sicher, dass es in einer realen Notsituation viel schneller geht, als bei der Übung. Denn wer wird angesichts ausbleibender Luftzufuhr mit Fingergestik seinem Partner das Problem ins Wasser schreiben, wo er doch in dieser Zeit mit einem Griff den Octopus ergreifen könnte? Egal, wir haben die Übungen brav befolgt, während Marijn wahrscheinlich ganz flach geatmet hat, um Luft zu sparen.

In der nun folgenden Tauchphase wird sich zeigen, wer den längeren Atem hat. Markus stöbert gleich zu Beginn eine prachtvoll Schildkröte auf, die Marijn schlichtweg übersehen hat, weil sein Blick auf Miniorganismen im Millimeterbereich eingestellt ist. Dass ihn das kränkt, verraten seine Augen selbst hinter der Taucherbrille. Als er aber nach einer Stunde Signal zum Auftauchen geben muss, weil seine Druckluft verbraucht ist, kann er seinen verletzten Stolz nicht mehr verbergen. „Not normal“, wiederholt er immer wieder, während er

an Bord unsere Messanzeige kontrolliert. Wir hätten noch 50 Bar übrig gehabt und sind eindeutig Sieger!

Später, als wir an Land gehen, habe ich das Gefühl, der Triumph sei mir zu Kopfe gestiegen. Mir ist schwindlig, als wäre ich noch auf dem Boot. Der Boden schwankt unter mir, oder ich auf ihm, ich kann jedenfalls keine Unterscheidung treffen. Bin ich betrunken? Vom Tauchen? Nach dem Essen folgt Theorieunterricht mit anschließender Prüfung. Diesmal müssen wir die einzuhaltenden Tauchpausen und Dekompressionszeiten berechnen. Ich wähle jedoch nicht das Lehrbuchbeispiel, sondern den heutigen Vormittag. Wie ich auch rechne, ich komme stets zum selben Resultat: Wir waren entweder zu tief oder zu lange im Wasser! Marijn, mit diesem Ergebnis konfrontiert, rechtfertigt sich mit seiner Tauchuhr, die angeblich alles ganz genau berechne. Mir stünden nur die pauschalisierten Werte der Tabellen zur Verfügung und die seien nicht präzise genug. Und was ist mit meinem Schwindel? Das Lehrbuch spricht von einem Stickstoffrausch, der bei Überschreiten der Tauchzeiten auftreten könne. Marijn beharrt auf der Richtigkeit seiner Berechnungen, gibt aber zu, ans Limit gegangen zu sein. Wir müssen grinsen, denn wir vermuten, dass ihn der Luftverbrauchswettkampf zum Ausharren unter Wasser verleitet hat und er dabei ganz auf die Tauchzeiten vergessen hat.

Abends klingt der Schwindel ein wenig ab und nach einer heißen Teewasserdusche falle ich müde ins Bett. Mitten in der Nacht muss ich aufs Klo. Im Schein der Taschenlampe taste ich mich die drei Stufen hinab und sehe im letzten Moment etwas unter die Klomuschel huschen. Dieses Etwas schien mir recht groß, wie eine Hand mit gestreckten Fingern, mit haarigen Fingern. Ich leuchte vorsichtig unters Klo. Nichts. Habe ich mich getäuscht? War es bloß ein Schatten? Ich wage mich einen Schritt weiter vor und halte die Taschenlampe neben den Spülkasten. Dort hockt sie und ich kann einen leisen Aufschrei nicht unterdrücken. Eine Riesenspinne! Wie von der Tarantel gestochen – im beinahe wörtlichen Sinne – sause ich aus dem Bad, verriegle die Tür und hetze ins Freie hinaus. Eine volle Blase muss entleert werden. Markus, vom Lärm aufgeschreckt, will natürlich wissen, was los ist.

„Eine Tarantel, hinterm Klo!“, berichte ich atemlos.

„Ach so“, sagt er enttäuscht und schläft auf der Stelle wieder ein.

### **35. Tag, Mittwoch 19. März 2008**

Am nächsten Morgen pirscht Markus mit der Kamera an das Monstrum im Bad ran und fotografiert die Spinne beim Verzehr eines soeben gefangenen Kakerlaken. „Schau, was für ein nützliches Tier!“, sagt er nicht ohne Tadel in der Stimme und hält mir das Display unter die Nase.

Ich werde das Bad trotzdem nicht mehr betreten, soviel steht fest.

Als ich meine Befindlichkeit dem Ressortleiter mitteile, meint er hoch erfreut, das treffe sich gut. Denn er brauche unseren Bungalow für neue Gäste, die heute ankämen und wir hätten ohnehin umziehen müssen. Und wegen der Tarantel bräuhete ich mir keine Sorgen zu machen, die gäbe es überall. Für Menschen seien sie harmlos, solange man nicht drauf trete.

Unser neues Zuhause wird ein gemauerter Bungalow, mitten im Grünzeug der üppigen Vegetation. Markus begrüßt zwar die geschlossenen Räume, die dem Ungeziefer weniger Zutrittsmöglichkeiten bieten, verzweifelt aber beinah, als er versucht die Reiseschrauben in den Putz zu drehen um Bündel fürs Moskitonetz zu spannen. Ich robbe derweil mit der Nase am Leintuch über die Matratzen und werde den Verdacht nicht los, dass „just call me trouble“ hier nicht nur seine Windeln durchnässt hat.

Trotzdem lassen wir uns häuslich nieder und teilen dem enttäuschten Marijn mit, heute den Kurs für einen Tag auszusetzen. Während mein Schwindel allmählich besser wird, beginnen Markus Ohren sich zu entzünden. Als er beim Mittagessen über Schmerzen klagt, bekommt er von Deutschen Rat und Hilfe. Solche Entzündungen seien hier gang und gäbe, weil das Wasser derart mit Müll und Abwässern versaut sei. Sie fragen, ob wir nicht nach jedem Tauchgang die Ohren mit Teewasser gespült hätten?

Haben wir nicht.

Dann sei alles klar, sagen die Deutschen und geben Markus ein Fläschchen mit Ohrentropfen. Und weil wir so nett ins Gespräch gekommen sind, verraten sie uns, dass sie heute den 25. Hochzeitstag feiern. Da rutscht mir versehentlich heraus, dass wir morgen unseren 12. Hochzeitstag begehen werden. Am Tag der Abschlussprüfung!

Den Nachmittag verbringen wir erst schlafend im Bett und später dösend am Swimmingpool, weil Elektriker versuchen, den Stromkreislauf in unserem Bungalow herzustellen. Entweder dreht sich der Ventilator und die Dusche bleibt dunkel, oder es brennt das Klolicht und die Nachttischlampe. Falls alles einmal gleichzeitig funktioniert, fliegt nach drei Sekunden der Schütz und es geht gar nichts mehr. Der Sicherheitsschalter befindet sich unter der Decke und wir haben bereits ein wackliges Gestell aus Tisch und Stuhl gestapelt, um uns zu behelfen. Aber auf Dauer und vor allem in der Nacht ist das keine Lösung.

Vom Pool aus beobachten wir, wie die Arbeiter rund um unser Wohnheim die Leitungen aus dem Boden zerren, Kabel anders verbinden, ausprobieren, schreien, fluchen und schließlich resigniert aufgeben. Wir müssen uns entscheiden. Nachttischlampe oder Ventilator. Hell oder kühl, beides gleichzeitig geht nicht. Und das Bad? Dort hinein haben sie eine extra Leitung gezogen. Da wir im Besitz einer Taschenlampe sind, fällt die Wahl leicht.

Wir kriechen also im Dunkeln unters Moskitonetz, das sich in der leichten Brise des Ventilators bläht und schlafen, bis uns ein sirenenartiger Ton aus den Träumen reißt. Es ist ein stechender Lärm, ein unerträgliches Pfeifen, das in den Ohren schmerzt. Leider kann man nicht gleichzeitig die Ohren zu halten und mit der Taschenlampe leuchten. Das schrille Signal weckt alle ringsum auf, man hört erbostes Murren und aufgeregte Stimmen. Den Lärm produzieren wir, zumindest scheint es für die Nachbarn so, denn der Alarmton hat seine Quelle in unserem Schlafzimmer. Alarm? Jetzt zündet mir eine Idee und ich leuchte die Decke ab. Richtig! Ein Brandmelder dreht dort oben durch. Völlig zu Unrecht, denn weit und breit ist kein Rauch zu riechen. Wahrscheinlich sind bloß die Batterien leer. Was auch immer der Grund für das Pfeifen sein mag, das Ding muss abmontiert werden und zwar sofort, nur wie kommt man auf die dreieinhalb Meter hohe Decke? Unser Wackelgestell aus Tisch und Stuhl reicht nur bis zur Sicherung. Markus zögert nicht lange und turnt wie ein Gecko auf kaum

sichtbaren Vorsprüngen des Fensterrahmens in die Höhe, schraubt der Lärmquelle den Deckel ab und entfernt die Batterie.

Als er wieder ins Bett schlüpft und sich vom Windhauch kühlen lassen will, macht es Klack – „Die Sicherung“, kommentiert Markus resigniert - und die Rotation des Ventilator verebbt.

## **UNSER HOCHZEITSTAG FÄLLT INS WASSER**

### **36. Tag, Donnerstag, 20. März 2008**

Der Ressortchef entschuldigt sich für den nächtlichen Vorfall und bewundert Markus' waghalsige Kletterkunst. Während wir frühstücken, schleppen die Elektriker Leitern und Werkzeug zu unserem Bungalow. Morgens hatten wir nämlich nirgends mehr Strom.

Marijn hat für den heutigen Prüfungstauchgang ein kleines Dieselboot aufgetrieben. Unter einer schwarzen Qualmwolke erreichen wir die Trainingsbucht. Wir müssen Navigations-Schnorcheln vorführen. Das bedeutet, über ganz tiefem Wasser, wo unter einem nichts als unergründliches Blau herrscht, eine bestimmte Distanz, die man anhand der Flossenschläge abschätzen soll, in eine vorgegebene Himmelsrichtung zu schwimmen. Nur der Tauchkompass steht zur Orientierung zur Verfügung. Am Zielort angekommen muss man wenden, natürlich ohne den Kopf zu heben um nachzusehen, wo man sich befindet, und zum Boot zurückkehren. Erst wenn man sich am Ausgangsort wähnt, darf man den Blick aus dem Wasser nehmen und prüfen, wie weit man das Boot verfehlt hat.

Die zweite Aufgabe besteht darin, vorschriftsmäßig mit allen Handzeichen auf 18 Metern Tiefe abzutauchen, die Maske mit Wasser zu füllen, auszublasen und die vorige Navigationsübung zu wiederholen. Diesmal ist es schwieriger, weil eine Dimension dazukommt und man muss zugleich auf Kompass und Tiefenmesser achten.

Als wir auch diese Prüfung bestanden haben, stoppen wir Marijn vor weiteren Aktionen. Mit der aufgestellten Handfläche signalisieren wir ihm, Ruhe zu geben, auf dem Boden zu knien und zur Abwechslung einmal uns zuzusehen. Wir ahmen seine Gestik perfekt nach, Markus deutet auf mich, ich auf ihn und wir formen jeder für sich ein Herz mit den Händen. Danach haken wir unsere OK-Ringe ineinander und symbolisieren unsere Hochzeit. Marijn starrt uns verwundert an. Aber die Vorstellung geht weiter. Beide zeigen wir auf unser Atemgerät, nehmen es langsam aus dem Mund und geben uns in 18 Metern Tiefe einen Blubberkuss. Dann fischen wir unsere Regulatoren wieder ein, blasen sie aus und verneigen uns voreinander. Marijn applaudiert, jetzt hat er endlich verstanden. Wir feiern unseren Hochzeitstag in ungewöhnlicher Umgebung!

Nach einer kurzen Aufwärmphase auf dem Boot müssen wir wieder in die Tiefe. Zum hoffentlich letzten Mal ziehen wir die Taucherbrille komplett aus und an und müssen uns anschließend mit Kompass und Tiefenmesser in diesem grenzenlosen Blau zurecht finden. Wir gehen bis auf 23 Meter runter. Von hier aus ist die Wasseroberfläche nicht mehr zu sehen und ohne die aufsteigenden Luftblasen wäre selbst das Gefühl für oben und unten völlig ausgeschaltet. Große Fischeschwärme umglitzern uns, eine Gruppe Tintenfische stößt

ruckartig an uns vorbei, Süßlippen erscheinen und verschwinden wieder im Blau. Mangels eines fixen Anhaltspunktes für das Auge fällt jegliches Gespür für Entfernungen weg. Es bleibt ein eigenartiges Schweben in einer völlig fremden Welt aus Blautönen.

Marijn holt uns aus diesem Weltraumgefühl in die Realität zurück. Er klopf uns auf die Schultern und schüttelt unsere Hände. Wir haben sämtliche Prüfungen für den Open Water PADI Schein bestanden.

Im Ressort erwartet uns eine nette Überraschung. Mit den Leitern der Elektriker hat das weibliche Personal Blumen- und Schmuckgirlanden unters Dach gehängt. Ein selbstgebasteltes Gesteck aus Orchideen und schönen Wiesenblumen liegt auf dem Bett und über der Eingangstür prangen zwei gekreuzte rote Rosen. Alles Gute zum Hochzeitstag!

Die Elektriker werken an einer Notlösung. Sie haben die Außenbeleuchtung mit dem Klolicht zusammengeschlossen, das bewirkt nicht nur, dass jeder im Ressort nun sieht, wann geschissen wird, sondern, dass sich der Ventilator dreht. Und die Nachttischlampe? Auch für dieses Problem gibt es eine vorübergehende Strategie. Ich drücke zum Test den Schalter. „No, no“, ruft lachend der Elektriker und deutet ins Innere des Lampenschirms. Er hat die Lampe entfernt. Seitdem gibt es keinen Kurzschluss mehr und die Sicherung hält. Wir haben zwar kein Licht, aber dafür Strom. Der Elektriker strahlt vor Stolz über diesen Einfall. „Wenn er sich abends bei uns an die Wand stellen würde, hätten wir wenigstens einen Armluchter“, kommentiert Markus die indonesische Logik.

An dieser Stelle möchte ich einmal darauf hinweisen, dass wir während unseres Aufenthaltes in Indonesien überall Energiesparlampen vorgefunden haben. Es gibt keine Glühbirnen mehr. Anders wäre der wachsende Strombedarf dieses riesigen Landes niemals zu decken gewesen.

### **37. Tag, Freitag, 21. März 2008 (Karfreitag)**

Markus weckt mich und zeigt auf eine dunkle Stelle am Moskitonetz, die sich langsam abwärts bewegt. Obwohl es draußen bereits hell ist, halten die Zimmerwände noch die Dämmerung gefangen und wir können nicht erkennen, was da am Netz hängt. Vor allem nicht, ob es außen oder innen ist. Erst im Schein der Taschenlampe bestätigt sich Markus dunkle Vorahnung: ein Skorpion!

Wenn auch nur rund fünf Zentimeter groß, so besitzt er doch alle Merkmale des gefährlichen Tieres. Man erkennt sogar die gefüllte Giftblase mit dem Stachel an Hinterleib. Vorsichtig fangen wir den Skorpion in einem Trinkglas und fotografieren ihn, bevor wir ihn ins Grüne tragen.

Bei unserer Rückkehr hockt ein dicker Käfer im Waschbecken und Markus sagt, unser Bungalow sei mangels Tarantel zu einem Terrarium verkommen. Wir hätten die Spinne mit übersiedeln sollen, dann hätten wir von dem Ungeziefer eine Ruhe.



## Mitbewohner



Nach dem Frühstück fahren wir mit den Tauchern, zu denen wir nun auch gehören, zum Riff hinaus. Nach Abschluss des Kurses stehen uns zwei Gratistauchgänge zu, samt Guide. Pidi, so nennt sich unser Unterwasserführer hat nicht viel Freude mit uns. Während er sich ständig an der erlaubten Tiefgrenze von 18 Metern bewegt, bleiben Markus und ich im sonnendurchfluteten Bereich der ersten zehn Meter und bestaunen das gutgetarnte Getier, das uns beim Schnorcheln nie aufgefallen ist. Der Blattfisch ist ein wahrer Mimikry-Künstler. Er sieht nicht nur aus wie ein halbverwelktes Baublatt, sondern torkelt in der leichten Strömung auch wie vom Winde verwehtes Laub ziellos umher.

Zwischen den beiden Tauchgängen frieren wir trotz Tee am zugigen Deck des Bootes und sind froh, als wir am Nachmittag nach Hause kommen und uns nach der Dusche und Kopfwäsche mit kaltem Wasser endlich trocknen und wärmen können. Obwohl das mit dem Trocknen eher symbolisch gemeint ist. Denn in den vergangenen neun Tagen hier auf den Bunaken hat sich durch das Brackwasser der Salzgehalt in unserer Kleidung so erhöht, dass sie sich immer feucht und klamm anfühlt. Alles klebt und müffelt modrig vor sich hin. Die Matratze stinkt und mit ihr unsere Haut und alles, was wir auf dem Leibe tragen. Ich sehne mich nach Süßwasser und trockenem Bettzeug. Obwohl wir in sechs Tagen unseren Heimflug antreten, blättere ich im Reiseführer nach lohnenden Zielen im Festland. Hot shower, ist das Schlüsselwort, nach dem ich suche.

### **38. Tag, Samstag, 22. März 2008 (Karsamstag)**

Die ganze Nacht lang prasselten Regenschauer nieder und machten die Feuchtigkeit noch unerträglicher. Diesmal hat die Schlechtwetterfront sogar etwas Abkühlung gebracht. Sollen wir trotzdem zum Tauchen fahren?

Mangels Alternative schlüpfte ich in den klammen Neoprenanzug und binde mir ein Halstuch um. Da inzwischen auch meine Ohren schmerzen, setze ich das Stirnband auf. Markus überlegt, ob er den Anorak mit aufs Boot nehmen soll.

„Ich hab dir ja prophezeit, dass wir frieren werden“, sagt er und packt einen dicken Baumwollschal zu den Flossen.

Mit klappernden Zähnen fahren wir aufs Meer hinaus. Zu unserer Überraschung ist es Unterwasser deutlich wärmer als an der Oberfläche und wir können diesen letzten Tauchgang entspannt genießen. Wir schweben in einem seichten Korallenbecken, wie in einem Aquarium. Clownfische beißen in unsere Tauchbrillen, wenn wir ihrer Wohnanemone zu nahe kommen, Steinbeißer nagen Hirnkorallen ab und riesige Mördermuscheln lassen und in ihren gezackten Schlund schauen.

Als wir nach einer Stunde auftauchen, regnet es schon wieder. Wir lassen uns daher beim Ressort absetzen. Den zweiten Tauchgang auf dem Boot abzuwarten, reizt uns nicht. Vielmehr freue ich mich auf die Dusche mit heißem Teewasser, das ich literweise abzwinge und auf das neu gekaufte T-Shirt, das vom Festland stammt und sich seine Trockenheit bislang bewahrt hat.

Es ist der zehnte Tag in diesem Tauchressort und der Lagerkoller erfasst uns. Immer dieselben Gesichter beim gemeinsamen Essen, die ewiggleichen Gespräche über die Fische, der Millimeterwettbewerb ums kleinste fotografierte Seepferd oder das Lamentieren über die

Arbeit und den Stress zuhause. Alles in der Muttersprache. Man spricht Deutsch hier. Sehr deutsch auch die Gäste. Obwohl sie mehr oder weniger nett, oder zumindest erträglich sind, haben wir die Nase voll. Die Pläne sind gereift, morgen reisen wir ab.

Andrea schüttelt verständnislos den Kopf. Sie kommt jedes Jahr für fünf oder mehr Wochen hierher. Die österreichische Gemütlichkeit habe sie sich anders vorgestellt, kommentiert sie unsere Aufbruchstimmung. „Tolle Tauchgründe, gutes Essen in ausreichender Menge, viel Sonne, kaum Regen, ein Swimmingpool – was wollt ihr denn noch?“

All inklusive bedeutet eben meist auch, dass Urlaubsnachbarn wie sie inkludiert sind. Aber das kann ich ihr nicht erklären. Markus hat mich bereits Tage zuvor zur Mäßigung aufgerufen, weil ich versucht hatte, zwischen Andrea und mir eine Schweigedistanz zu schaffen, die mir das Leben hier erleichtert hätte. Trotz meiner angeblichen Rüpelhaftigkeit hatte es nichts gefruchtet.

Jetzt muss der Holzhammer nicht angewendet werden, wir ergreifen die Flucht.

## **PALAST AUF DEM BERG**

### **39. Tag, Sonntag, 23. März 2008 (Ostersonntag)**

Während die anderen aufs Tauchboot steigen, hieven wir unser Gepäck ins Schnellboot und setzen nach Manado über. Von dort bringt uns ein Taxifahrer nach Tomohon, eine kleine Stadt in den Vorbergen der mächtigen Vulkane. Unser Ziel liegt auf dem letzten Hügel hoch über der Stadt und der Taxler beginnt zu murren. Bei regennasser Fahrbahn hätte sein Wagen die waghalsige Steigung wohl kaum gemeistert. So aber gelangen wir direkt vor Onong's Palace, vor dessen Wäscheleine die Zufahrt endet. Da das niedere Wohnhaus weder nach Palast noch nach Hotel aussieht, ersuchen wir den Fahrer zu warten. Eine Frau mit sehr dürftigen Englischkenntnissen nickt, als sie das Wort room vernimmt. Während der Taxler die Rucksäcke aus dem Kofferraum holt, bleibe ich skeptisch. Ich will das Zimmer erst sehen. Die Frau winkt, wir sollen ihr folgen. Der Taxler muss warten, außer er fährt ohne Bezahlung davon.

Hinter dem Wohnhaus der Familie windet sich ein schmaler Weg aus Treppen und Betonplatten durch einen üppigen Garten den Hügel hinab. Inmitten des tropischen Grüns stehen Bungalows, diskret im Farnwald verborgen. Die Frau bringt uns zum untersten Häuschen, dessen drei Vorderseiten komplett verglast sind. In der Mitte dieses Panoramazimmers prangt ein Doppelbett mit einem Baldachin. Dahinter liegt, den Blicken verborgen, das Badezimmer mit eigenem Boiler, Dusche und WC.

Ich bin von der Aussicht auf den nahen, rauchenden Vulkan begeistert, Markus wendet hingegen ein, dass wir uns in dem Bungalow wie in einem Schaufenster präsentieren würden. Die Hausherrin scheint unseren Gesprächsinhalt zu errahnen und deutet auf die schweren Vorhänge, die unsere Intimsphäre wahren könnten. Aber wir sind ohnehin die einzigen Gäste in Onong's Palace und der Bungalow befindet sich am untersten Ende des Gartenweges. Niemand hat hier etwas zu suchen.

Als die Frau uns den Preis für eine Nacht mit Frühstück nennt, reagieren wir schockiert. Sofort gewährt sie uns einen deutlichen Nachlass, was unser Problem jedoch erhöht. Wir haben zu viele Rupien gewechselt und angesichts dieses Billigtarifs werden wir sie wohl kaum los.

Jetzt können wir prassen und geben sogleich unsere gesamte, entbehrliche Kleidung in die Wäsche, um sie vom Modergeruch zu befreien. Wir wollen mit sauberem Gepäck nach Hause kommen.

Nachdem wir den Taxler bezahlt haben, ziehen wir uns mit dem Restgepäck ins Badezimmer zurück. Das Tauchzeug, angefangen vom Neopren bis hin zu den Flossen muss gründlich geschwemmt werden. Am Schluss kommen wir dran. Welch herrliches Gefühl ist es doch, mit shampooiertem Haar unter der heißen Dusche zu stehen. Nach unserer Waschaktion steht allerdings auch der Badezimmerboden und das sind immerhin fast 6 Quadratmeter, knöchelhoch unter Wasser. Der Ausfluss ist hoffnungslos verstopft. Nach einer Stunde ist der Pegel kaum merklich gesunken.

Wir hüllen uns in frische, trockene (!) Badetücher, legen uns auf glatte, weiße Laken und schauen ins gefächerte Grün der Kokospalmen hinaus. Durch die offene Verandatür dringt der betörende Duft einer Datura herein, deren langen, orangen, trompetenartigen Kelche den Gartenweg überwuchern. Ein herrlicher Ort, um die letzten drei Urlaubsnächte zu verbringen.

Mittags meldet sich der Hunger und wir versuchen im „Restaurant“, das ist eine überdachte, aber seitlich offene Holzplattform mitten im Farnwald, etwas zu essen zu bekommen. Der Koch und zugleich Kellner tritt an uns heran und stellt sich mit den Worten: „My english ist not perfect“ vor.

Meines auch nicht, denke ich mir und versuche zu bestellen. Doch unabhängig von meinen Fragen zu den Speisen wiederholt er stets diesen einen Eröffnungssatz. Bald stellt sich heraus, dass es sich dabei um den kompletten fremdsprachlichen Wortschatz des jungen Mannes handelt. Wo ist mein Indonesisch geblieben? Deutsch und Englisch auf den Bunaken haben mich den Einheimischen gegenüber völlig entfremdet. Mit der Bestellung wird es nichts. Als wir das Gemüse ohne jede Beilage gegessen haben, kommt eine halbe Stunde später der trockene Reis nach. Als der Koch den Fehler bemerkt, wiederholt er beinahe vorwurfsvoll seinen Standardsatz über sein nicht perfektes Englisch. Mittlerweile sind mir die richtigen Vokabeln wieder eingefallen und ich antworte mit der gleichen Entschuldigung auf Indonesisch. Erst schaut der Mann verdutzt, dann muss er laut lachen und seither klappt die Verständigung wesentlich besser.

Nachmittags unternehmen wir eine Wanderung. Onong, der Hausherr vom gleichnamigen „Palast“, hat uns einen kleinen Ausflug zu einer Kokospalme links des Weges empfohlen. Von dort aus böte sich eine wunderbare Aussicht auf Manado, die Meeresbucht und die Bunaken-Inselgruppe. Wir folgen einem Saumpfad, der sich am Fuß eines kleinen Waldrückens weigert, die Steigung mitzumachen und sich stattdessen mit nur leichtem Aufwärtstrend in den Boden bohrt. Links und rechts wachsen die Böschungen in die Höhe und rauben uns jegliche Sicht. Der anfängliche Hohlweg ist zu einer düsteren Erdschlucht verkommen, deren Boden sich in der Feuchte des ewigen Schattens in glitschigen Morast verwandelt.

„Siehst du irgendwo diese verdammte Palme?“, will Markus wissen.

„Vielleicht dort oben“, antworte ich und deute auf den matten Lichtschein am Ende dieses Waldtunnels.

Es ist drückend heiß, kein Windhauch senkt sich in diesen Einschnitt herab. Ein unentwegtes hohes Sirren liegt in der Luft und treibt uns zu schnellerem Gehen an. Die aufgescheuchten Mückenschwärme verabreden sich zu einem Picknick auf einem ruhigen Plätzchen Haut. Fuchtelnd und schwitzend erreichen wir einen Bergrücken und sehen noch immer nicht viel. Er ist wie von einer Riesenaxt gespalten und der Pfad verläuft in der gut eineinhalb Meter tiefen Furche. Wenn wir uns strecken, können wir über die schulterhohen Böschungsränder blicken und nach dieser verflixten Kokospalme Ausschau halten. Welche Ernüchterung! In den Wäldern zu beiden Seiten des Bergrückens wogen Palmwedel im Wind. Welche von denen soll nun den Aussichtspunkt markieren? Um nicht zugeben zu müssen, dass wir dieses „very easy to find“ Ziel von Onong verfehlt haben, hetzen wir weiter bergan. Zumindest vom Gipfel dieses steilen Berges müsste eine gute Aussicht zu erwarten sein. Fehlanzeige. So etwas gilt vielleicht zuhause in den Alpen, aber nicht in der üppigen Vegetation der Tropen. Am höchsten Punkt blicken wir rundherum in dichtes Grün, das nicht einmal einen Schritt abseits des Morastweges erlaubt. Stehenbleiben ist ebenfalls keine Option, denn die Moskitos wollen endlich auf ihre Kosten kommen.

Fuchtelnd und schwitzend rutschen wir den Graben wieder hinab.

Kurz vor Onong's Palace, wo der Pfad sich endlich in einen offenen Wiesenweg verwandelt, zweigt eine schmale Spur ab. Nach ein paar Holzstufen wird ein kleines Haus sichtbar, das auf einem gerodeten Hügel thront. Auf der Veranda leuchten pinkfarbene Sessel in der Sonne. Es sind diese Plastikdinge der Sorte Monoblock, wie sie auf der ganzen Welt zu finden sind. Abwaschbar, stapelbar, praktisch und geschmacklos. Es gibt einen Künstler, der im Internet darum bat, diese Stühle zu fotografieren und ihm die Bilddaten unter Angabe von Ort und Zeit zu übermitteln. Er besitzt bereits eine kuriose Sammlung, die ich nun um diese zwei Exemplare bereichern will.

Wir pirschen uns an das Haus an, wollen flugs das Foto knipsen und dann verschwinden. Aber die Haustür steht offen und justament in dem Augenblick, als wir das bemerken, tritt eine Frau heraus. Anfangs ist sie ob meines indonesischen Gestammels gerührt, dann begeistert und schließlich bittet sie uns mit entzücktem Gesichtsausdruck in ihr Haus.

„Was hast du ihr denn gesagt?“, fragt Markus misstrauisch.

Der Hausherr heißt uns willkommen und winkt uns in die gute Stube, als wären wir langersehnte Gäste. Heftig gestikulierend wehren wir ab. An unseren Schuhen klebt noch der Dreck vom Hohlweg und wir wollten doch bloß die Verandastühle -, ich versuche zu erklären und löse enttäuschte Gesichter aus.

„Nicht hereinkommen?“, fragte die Frau beleidigt.

„Nein, danke. Nur die Veranda.“ Meine Antwort klingt wie eine Bitte.

Die Frau geht vor uns auf die Veranda, rückt die beiden Stühle zurecht und schiebt sie uns wie eine Kellnerin unter den Hintern. Dann beschreibt sie am Geländer stehend mit der Hand einen weiten Bogen, als müsse sie uns das Panorama des Ausblicks erst bewusst machen und lässt uns schließlich alleine. Es ist wirklich ein idyllisches Plätzchen. Die Vögel zwitschern gewagte Melodien über dem steten Zirpen der Grillen. Palmblätter rascheln im Wind. Im Dunstschleier zu Füßen der Hügelkette schimmert das Blau des Meeres.

Da sitzen wir nun. Und schauen.

Aufs Fotomachen habe ich vergessen. Dieser geschenkte Augenblick beschäftigt mich viel mehr. Wie wäre diese Begegnung bei uns zuhause ausgegangen? Angenommen, wildfremde Menschen tauchten plötzlich vor dem Hauseingang auf und wollten die Einrichtung fotografieren? Wer würde solch ungebeten Eindringlingen die eigene Veranda zur Rast und zum Genuss des Ausblicks anbieten und beleidigt sein, dass sie nicht zu Tee und Kuchen bleiben?

Diese Frage ist schnell beantwortet, aber eine andere bleibt: Warum warnt man bei uns zuhause vor einer Reise nach Indonesien?

Beschämt verlassen wir das Haus, rufen ein „Danke“ in die noch immer einladend offene Haustüre und steigen die Treppen zum Saumpfad hinab. Ein unbestimmtes Gefühl zwingt mich umzuschauen, ich sehe die beiden Menschen auf ihrer Veranda stehen. Die Frau winkt.

Abends besuchen wir mit knurrendem Magen das Restaurant. Wir sind nicht die einzigen. An einem langen Tisch sitzen die Hausherrin und drei weitere Frauen in lebhaftem Gespräch vertieft. Vom „my English is not perfect“-Koch ist nichts zu sehen. In der Küche brennt kein Licht.

Nachdem ich die Speisekarte zehnmal durchgelesen habe und auswendig kenne, versuche ich der Hausherrin mit meinen Blicken den Rücken zu durchbohren. Markus räuspert sich und ruckelt laut mit dem Stuhl auf dem Holzboden herum. Nichts passiert. Man nimmt uns nicht wahr. Schließlich löst sich die Damenrunde auf und die Hausherrin registriert unsere Anwesenheit mit erstauntem Blick. Was wir hier wollen, fragt sie unsicher.

„Essen“, lautet unsere unmissverständliche Antwort.

Ihr Blick flüchtet zu den sich verabschiedenden Frauen hin. Der Koch habe heute Ausgang, sagt sie in deren Richtung und zögert den Blickkontakt mit uns möglichst lange hinaus.

Wir schlucken trocken und fragen, bloß um sie zu bestrafen, ob das hieße, dass es nichts zu essen gäbe. Die Antwort liegt ja auf der Hand, aber nun muss sie aussprechen, was sie lieber umschrieben hätte. Sie windet sich vor der Wahrheit und versucht uns auf ein „vielleicht später“ zu vertrösten, wenn der Koch oder sonst jemand, der sich in der Küche auskenne, zurückkäme.

„Es ist bereits 19:30 Uhr“, erinnern wir die arme Frau.

Sie schaut uns hilflos an.

„Gibt es denn hier in der Umgebung nirgends ein Restaurant?“

Mein Mitleid meldet sich und ich möchte ihr helfen. Außerdem will der Hunger gestillt werden.

Es gäbe nichts in der Nähe, man bräuchte ein Fahrzeug, es sei zu dunkel, um zu Fuß den Weg auf sich zu nehmen und überhaupt sei morgen alles kein Problem, denn da wären sowohl ihr Mann als auch der Koch wieder da.

Da wir aber heute Hunger haben, lassen wir uns den weiten Fußmarsch erklären, holen die Taschenlampe und gehen auf Wanderschaft.

Die Geräuschkulisse einer Tropennacht im Wald ist betäubend. Es zirpt, gurr, brummt, krächzt und flötet und trotzdem fängt der Lichtkegel unserer Taschenlampe keine Bewegung ein. In diesen exotischen Klangmantel gehüllt, spazieren wir schweigend den Berg hinunter und zweigen bei einem verwahrlosten Schild, das auf ein Ressort verweist, ab.

Wir wähnen uns falsch, denn auf der breiten gepflasterten Zufahrt begegnet uns kein Lebenszeichen. Plötzlich verstummen die Waldgeräusche und beleuchtete Bungalows werfen Lichtkegel auf die Umgebung. Immerhin Menschen, denke ich und Markus antwortet, als hätte er in meinem Kopf gelesen: „Und die brauchen auch Essen.“

Schließlich finden wir ein kleines Gebäude, das eine Rezeption sein könnte, und sprechen die verdutzte junge Frau an, die sich an einem Schreibtisch zu schaffen macht.

„Essen?“, fragt sie nach, als ob sie sich verhöhrt hätte. Dann erklärt sie uns den Weg zum Restaurant und beginnt hektisch zu telefonieren. Offenbar hat auch hier der Koch Freigang und muss erst alarmiert werden. Wir betreten einen dunklen Hausgang, finden den Lichtschalter und einen Raum mit Tischen und Stühlen. Auf den Tischdecken liegt eine dichte Staubschicht. Ein Blick aus dem Fenster bringt uns zum Lachen. Aus allen Richtungen eilen Einheimische herbei. Eine junge Frau bindet sich im Laufen die Schürze um, ein junger Mann kämmt sich mit den Fingern die Haare. Dann treten die beiden atemlos ein. Tische werden blankgeputzt, die Kühlvitrine mit den lauwarmen Coladosen eingeschaltet und unter einem Zeitungsstapel hastig eine Speisekarte hervorgezogen.

Die Erleichterung der jungen Frau ist groß, als ich auf Indonesisch bestelle. Ihre Gesten entspannen sich und auch der junge Mann lächelt uns dankbar an. Als wir uns darüber hinaus mit lauwarmer Cola und dem landesüblichen Nasi Goreng zufrieden geben, ist der Abend gerettet.

## **HALBIERTE HUNDE, SCHWEFELDÄMPFE & RELIGIONSWAHN**

### **40. Tag, Montag, 24. März 2008 (Ostermontag)**

Mitten in der Nacht dringt ein Wehklagen aus dem Dorf herauf, oder ist es eine weit entfernte Sirene? Ich blinzele auf die Uhr. Fünf Uhr früh. Die bleiche Mondscheibe steht exakt über dem Gipfel des qualmenden Vulkans Gunung Lokon. Das Klagen ertönt erneut. Schwingt sich zu kreischenden Tönen auf, während ich das Kamerastativ im Dunkeln suche. Die Aschewolken ziehen Schleier über den Vollmond und ich muss mit dem Fotoapparat auf der Veranda ausharren, bis der bleiche Geselle die Rauchsäule passiert hat.

Der Muezzin setzt seinen Gottesruf fort. Mich fröstelt. Die Belichtungszeit dehnt sich auf Minutenlänge. Auf dem Display ist bloß ein heller, verschwommener Fleck zu sehen.

Der Lautsprecher im Minarett krächzt und ich gehe zurück ins Bett. Für kurze Zeit herrscht Stille und eine vorwitzige Grille probiert ein zartes Zirpen. Da erschallt Kirchengeläute, das von einer hohen Männerstimme überlagert wird. Ein Priester stimmt im Singsang ein Gebet an, sein Aaa-meeee-en verfolgt mich bis in den Schlaf. Religiöse Vielfalt hat seinen Preis.

Unser Ostermontag-Frühstück entspricht dem Anlass. Es gibt Eier in jeder gewünschten Form. Leider hat der not-perfect-Koch vergessen, Toast einzukaufen. Um einer Abendessen-Tragödie vorzubeugen, versuchen wir, die Bestellung jetzt schon aufzugeben, was einigermaßen Verwirrung stiftet. Mein Indonesisch ist eben auch nicht perfekt.



## Fleischmarkt Tomohon

Darf es die vordere Hundehälfte sein?

Oder lieber ein paar Fledermäuse?



Dann brechen wir in Richtung Tomohon auf. Sobald wir eine belebte Straße unten im Dorf erreichen, stoppen wir ein Bemo und fahren bis zum Markt, der angeblich so sehenswert sein soll.

Das große Geschäft dürfte bereits vorüber sein, zwischen den gefliesten Verkaufstischen sind die Blutlachen gestockt. Federn, Schwänze und Pfoten liegen verstreut auf den schmalen Gehwegen. Nur ganz vereinzelt findet man auf den Schlachtbänken noch Fleischstücke, verwaist und mit einem Pelz aus gefräßigen Fliegen überzogen. Ein Händler packt für unsere Kamera drei gerupfte Hühner in einen dreckigen Nylonsack und ist enttäuscht, dass wir bloß fotografieren und nicht kaufen. Als wir ihm erklären, Vegetarier zu sein, blitzt plötzlich ein Funkeln in seinen Augen auf und er schickt uns in die düstere Ecke der Markthalle. Dort hinten, flüstert er verschwörerisch, dort hinten würden wir die besten Fotomotive finden.

Der Blutdunst raubt uns fast den Atem, während wir seinem Hinweis folgen. Der Rand unserer Sandalen ist kaum höher als der ekelhafte Brei von Blutschmiere und Fischschuppen, durch den wir uns einen Weg bahnen müssen. Nur nicht ausrutschen! Der Gestank wird immer unerträglicher und wir kämpfen gegen die aufkeimende Übelkeit.

Ein Verkäufer hält uns kleine, verkohlte Klumpen vors Gesicht. Spreizt deren dünne Ärmchen auseinander und kreischt dabei „batman! batman!“ Dann breitet er selbst seine Arme aus, ahmt Flatterbewegungen nach und dreht sich dabei um die eigene Achse, bis ihm schwindlig wird. Immerzu „batman“ schreiend, landet er schließlich torkelnd in seinem Haufen Fledermäuse.

Meine Augen registrieren die Bilder emotionslos wie die Kamera. Ich fotografiere die geköpften und abgeflemmten Vögel, das hysterische Lachen des Verkäufers und wende mich der nächsten Sensation zu. Jetzt muss es schnell gehen, denn in meinem Mund sammelt sich jene dünnflüssige Spucke an, die dem Brechreiz vorangeht.

Flach atmend beuge ich mich über die leuchtend rote Schnittfläche, die den angekohlten Hundekörper am Bauch in zwei Teile trennt. Der Geruch ist bestialisch. Ich weiß nicht, ob er vom verbrannten Fell oder vom Kadaver selbst stammt. Meine Magensäure hat die Speiseröhre bereits erreicht. Ich drücke auf den Auslöser, fange Pfoten, Kopf und Schwanz ein und renne ins Freie an die frischer Luft. Eine Sekunde länger in der Fleischhalle und ich hätte mich übergeben müssen.

Das Lachen der Verkäufer hallt in meinen Ohren nach, während ich mich nach Markus umsehe. Er musste vor dem Gestank Reißaus nehmen und hat beim Obstand Zuflucht gesucht. Welch Erholung, diese Pyramiden aus Orangen und Mandarinen, die duftenden Ananasstapel und die Kisten voller Schlangenfrüchte zu betrachten! Erdbeeren türmen sich neben Limonen, Papayas lagern unter Girlanden aus Bananen, ich kaufe ein, bis sich die Nylonsäcke dünn in meine Finger schneiden.

Es beginnt zu schütten. Eine regelrechte Sintflut bricht über den Markt herein, alles flüchtet kreischend in die einzige überdachte Halle zu den Kadavern. Aber genau dorthin wollen wir nicht.

Markus entdeckt einen kleinen Imbisstand und nuckelt solange an einer Cola herum, bis der Regen nachlässt. Mein Magen verträgt noch nichts. Außerdem fühle ich mich nicht wohl. Ständig betrachten mich die einheimischen Frauen und kichern blöde. Ich weiß nicht, was an

mir so lustig sein soll und schaue beleidigt in den Regen hinaus. Plötzlich tippt mir eine der Frauen auf die Schulter. Großes Gelächter bricht im Hintergrund aus. Ich blicke böse auf sie herab und staune, als mich freundliche Augen anschauen. Mit ausgestrecktem Arm demonstriert sie, dass ihre Größe gerade auslangt, mein Schlüsselbein zu erreichen. Dann zieht sie eine waagrechte Linie von ihrem Scheitel zu meinem Zwerchfell und anschließend von ihrer Hüfte zu meinen Oberschenkeln. Zum Abschluss legt sie den Kopf in den Nacken und betrachtet mich ehrfürchtig wie ein Naturdenkmal.

Markus, der seine Cola endlich ausgetrunken hat, zieht eine verzweifelnde Miene, macht sich extra klein und hakt sich bei mir unter. Die Frauen brüllen vor Lachen und winken uns nach, als wir in den nachlassenden Regen hinaustreten.

Wir nehmen ein Taxi und lassen uns beim Danau Linow absetzen. Das ist ein Schwefelsee, an dessen Ufern heiße Quellen fauchen, Schlammlöcher blubbern und Wasserlacken kochen. Obwohl der Gestank von faulen Eiern in der Luft liegt, ist diese Gegend eine Wohltat für unsere geschundenen Sinne.

Kaum haben wir im üppigen Grün der Parklandschaft unsere Obsteinkäufe verdrückt, prasselt schon wieder Regen herab. Die Farbe des Sees kippt vom öligen Türkis in ein metallisches Graublau. Die schweren Tropfen schlagen kleine Krater in diese Lackoberfläche und verwandeln sich in Nebelschwaden, die über dem Wasser wabern. Die Stimmung ist eigenartig und faszinierend. Wir werden nass, weil wir die Augen nicht vom wechselnden Farbenspiel lassen können. Der See changiert zwischen Grün, Blau und Schwarz wie ein Chamäleon. Nun mischen sich kleine Schlammrinnsale von den Ufern kommend ins Meer und ziehen kakaobraune Wellenlinien nach sich. An manchen Stellen bilden sich Schaumblasen und türmen sich zu kleinen Haufen. Der Temperaturgegensatz zwischen dem heißen See und dem kühlen Regen erzeugt immer mehr Nebel, der unser Blickfeld allmählich verwischt. Übrig bleibt ein Aquarell aus allen erdenklichen Grün- und Blauschattierungen und ein ätzender Schwefelduft.

Wir folgen einem Holzsteg, der in eine Treppe mündet, die zu einer Aussichtsterrasse gehört. Vor lauter Nebel und Dampf bemerken wir gar nicht, dass das Gasthaus bewirtschaftet ist. Erst als die Wirtin hinter uns die Terrassentür öffnet und fragt, ob wir gerne im Regen stünden, erkennen wir unser Glück.

Bei Tee und Gebäck kommen wir ins Gespräch, während die Welt draußen von den Wassermassen verschlungen wird. Die Wirtin spricht erstaunlich gut Englisch und als sie von ihrem Besuch in Salzburg berichtet, ist die Überraschung perfekt. Die Zeit vergeht wie im Flug und als wir uns schließlich verabschieden, brechen erste Sonnenstrahlen durch die Nebeldecke und lassen die Schaumkronen zerplatzen. Wir klettern noch eine Stunde lang über Fumarolen, die Schwefelgase fauchen, balancieren vorsichtig über filigrane Stege zwischen kochenden Wasserlacken und halten den Fotoapparat über sich aufblühende Schlammblasen. Dann kehren wir, nach faulen Eiern stinkend, per Autostopp nach Tomohon zurück.

Bereits vor Ortseingang stecken wir in einem Megastau. Alle Straßen sind verstopft. Nichts geht mehr. Bloß die Hupen. Entnervt bezahlen wir und versuchen zu Fuß die Stadt zu durchqueren.

Doch an der Hauptstraße angelangt, werden wir von den Menschenmassen am Gehsteig am Weiterkommen gehindert. Aller Augen sind auf die Fahrbahn gerichtet, die Menge beginnt zu kreischen, zu jubeln und zu applaudieren. Endlich erblicken auch wir den Grund zur Massenhysterie: Eine Prozession nähert sich. Auf den ersten Blick erinnert uns das, was da auf uns zu rollt, an Karneval. Grellbunt geschmückte Fahrzeuge, Blumenwägen, große Kreuzfixe auf Rädern und Heiligenbilder aus Blütenteppichen. Dazwischen Menschengruppen in seltsamen Kostümen, die äußerst fantasievoll aus Gegenständen des Alltags oder Abfällen gefertigt sind. Die Römer tragen rote Bauhelme mit im Irokesenschnitt aufgeklebten umgekehrten Bürsten. Ihre Rüstungs-Uniformen bestehen aus Abdeckplanen und Schuppen aus Alufolie. Um die nackten Arme und Beine haben die Männer die Plastikbänder geschlungen, die man sonst zur Absicherung von Baugruben verwendet. Ihre Waffen sind aus Holz. Prügel mit langen Lederriemen, an deren Ende harte Gummikugeln die Wirkung der Peitschen verstärken soll.

Dem johlenden Publikum winken die Römer freundlich lächelnd zu. Im nächsten Augenblick aber verwandelt sich ihr Gesichtsausdruck in eine wütende Fratze und mit Geheul und Gebrüll stürzen sie sich auf einen langhaarigen Mann, der in einem weißen, bodenlangen Nachthemd barfuß in ihrer Mitte geht. Mit voller Wucht schlagen die Römer zu. Der weiße Stoff färbt sich allmählich rot, waagrechte Striemen verlaufen über den Oberkörper des Mannes, der bei jedem Schlag aufstöhnt und wie betrunken über die Straße taumelt.

Die Zuschauer kreischen, applaudieren und feuern die Römer an.

Wir schauen ziemlich betroffen und ratlos drein. Ist das ein irgendwie gestellt? Trägt dieser Jesus eine Weste mit Hühnerblut unterm Nachthemd? Spielt er die Schmerzen und das benommene Umhertorkeln so gekonnt?

Der Trupp nähert sich. Ich beginne zu filmen. Die Römer entdecken unsere helle Haut im Publikum. Die laufende Kamera erhöht ihre Motivation und sie schlagen noch fester zu. Jesus bricht unter den Peitschenhieben zusammen, fällt mir aus dem Display des Fotoapparats und liegt dann bäuchlings in einer Pfütze auf dem Asphalt. Er ist jetzt so nah, dass ich seine blutende Hände sehe, die Stacheln der Dornenkrone und das aufgeschürfte Gesicht. Ein Römer zieht ihn gewaltsam wieder auf die Beine, der Geschundene kann kaum stehen, schon schlägt wieder einer zu. Ein anderer springt vor dem Hieb noch in die Luft um das Maximum an Energie auf sein Opfer zu übertragen.

Mir stockt das Blut in den Adern. Das ist kein Schauspiel, das ist echt! Da lässt sich einer freiwillig foltern und die Menge jöhlt. Meine Kamera stecke ich sofort weg, nur ja keinen Anlass zu noch mehr Einsatz geben. Markus zupft mich am Ärmel, er ist bleich. „Die spinnen komplett, nichts wie weg hier!“, ruft er mir in dem Tumult zu.

Das Fliehen ist leichter gesagt als getan. Die Menschen blockieren den Gehsteig in Dreierreihe. Wir müssen rempeln, schieben und stoßen. Ab und zu erlaube ich mir einen Seitenblick auf die Prozession. Es wird nicht nur das Leiden Christi dargestellt, sondern die ganze Bibel zieht da langsam durch die Stadt. Damit man die historischen Gestalten in ihren sonderbaren Gewändern und Kostümen zuordnen kann, tragen sie Namenstäfelchen. Esther,



## **Tomohon und Umgebung**



Es faucht, zischt und blubbert am Schwefelsee Danau Linow





**Danau**

**Linow**



**Augen-  
weiden**



Rahel und Herodes. Neben dem Hohepriester Kaiphas marschieren die Erzengel Gabriel und Michael, mit wunderbaren Plastikflügeln aus weißen Nylonsäcken. Judas hat sich bereits eine Henkersschlinge um den Hals gehängt, Lazarus wickelt sich genüsslich aus seinen kunstvollen Verbänden während Johannes der Täufer Wasser aus einem Eimer verspritzt. Ziemlich sinnlos bei dem Platzregen, der auf das Spektakel niedergeht.

Die Kostümparade wird mitunter von Musikkapellen und Tänzern durchbrochen, ihr Repertoire reicht von Dudelsackpfeifen, über mehrstimmige Chöre bis hin zu guggamusikähnlichem Lärm. Und dazwischen immer wieder ein Jesus, der sich anspucken und geißeln lässt, ein Kreuz schleppt, oder bereits daran hängt. Ob genagelt oder gebunden, will ich gar nicht wissen.

Für die Bevölkerung ist es ein Freudenfest, für uns ein makabres Schauspiel. In diesem Land sind mir die Moslems eindeutig sympathischer als die fanatischen Christen.

Es ist ja bekannt, und das fällt mir in diesem Moment wieder ein, dass sich auf den Philippinen (dem unmittelbaren Nachbarstaat) zu Ostern jährlich viele Gläubige freiwillig massakrieren und sich mit echten Nägeln ans Kreuz schlagen lassen. Wer sich an so etwas ergötzt, hat zumindest keine Hemmungen, Schmerz und Pein zu betrachten. Natürlich kann man sich auf den freien Willen des Opfers ausreden, aber trotzdem muss etwas im Menschen angesprochen werden, um hinzuschauen. Etwas Niederes, ein Instinkt, der mir Angst macht. Mir läuft es kalt über den Rücken und sämtliche Haare sträuben sich, wenn ich von der Straße her den Knall der Peitschen und das Stöhnen der Gequälten vernehme.

Die Prozession zieht sich über Kilometer. Obwohl wir dem Umzug entgegengehen, brauchen wir über eineinhalb Stunden, bis wir an seinem Ende angelangt sind. Danach müssen wir warten, bis sich der Stau aufgelöst hat und kommen erst zum Abendessen zu unserem Domizil auf dem grünen Hügel. Unsere Vorbestellung von heute morgen hat geklappt. Beinah. Der Koch hat zur Sicherheit schon am Nachmittag mit der Zubereitung begonnen, sodass nun alles kalt ist. Aber wir wollen nicht meckern, denn es wäre fatal, wenn wir das Küchenpersonal vergraulen würden.

## **TONDANO-SEE**

### **41. Tag, Dienstag, 25. März 2008**

Unsere Rücksichtnahme hat nichts genutzt. Morgens zum Frühstück gibt es anstelle von Toast wieder nur Achselzucken. Wir hatten vergessen ihn am Vorabend zu bestellen. Unsere Reklamation von gestern Morgen hat nicht gereicht? Nein, heißt es, nur die Bestellung am Vorabend zähle.

Mit einem Taxi fahren wir zum nahegelegenen Tondanosee. Im Reiseführer werden die vielen kleinen Cafes und Restaurant an der Uferpromenade gelobt und wir stellen uns auf Lago Maggiore Ambiente ein. Aber stattdessen kurven wir einer schmalen Landstraße entlang, alles sieht öd und verlassen aus, von Gasthäusern keine Spur. Und der Taxifahrer nervt die ganze Zeit, weil er wissen will, wo wir aussteigen wollen. Von Cafes hat er noch nie etwas gehört, aber ein Chinarestaurant kenne er. Dort lassen wir uns absetzen.



Auspeitschen und Kreuzschleppen

## Ostern

neben Blumenbildern und frohen Botschaften



Der See ist groß und seine bleierne Oberfläche ist vom böigen Wind aufgekratzt. Vom anderen Ufer her schieben sich dunkle Wolkenberge drohend heran. Hinter uns erhebt sich eine steile Uferböschung. Oben an der exponierten Kante leuchtet ein Baum wie ein Feuerwerk in den letzten Strahlen der Sonne, die sich durch ein schrumpfendes blaues Loch am Himmel zwängen. Der Baum fasziniert uns, seine roten Blüten ziehen uns magisch an. Wir finden eine alte Zufahrt, die die Böschung im Zick-Zack erobert und kurz darauf pflücke ich eine riesige Blütendolde. Die Trichter sind innen gelb und wechseln nach außen hin zu einem flammenden Rot. Als ich meine Nase hineinstecken will um den Duft einzusaugen, kassiere ich eine unerwartete Dusche. In der Blüte hatte sich Regenwasser gesammelt! Dann bemerke ich, dass meine Hände von schwarzen Punkten gesprenkelt sind. Die bewegen sich! In Panik schleudere ich die Blüte von mir und versuche die Ameisen abzuschütteln. Ich spüre sie unter den Ärmeln, im Gesicht, in den Haaren. Markus versteht nicht, weshalb ich so hysterisch zappele, just in dem Moment, wo er das verlöschende Sonnenlicht für ein Foto nutzen will. Ich fliehe schreiend vor dem Baum, der ein Hort des Ungeziefers ist und komme erst zur Ruhe, als ich etliche Meter zwischen mir und dem Monster gebracht habe. Von weitem sieht er viel schöner aus...

Da ertönt ein Kichern vom Himmel. Es folgen ein dunkler Aufprall und ein schabendes Geräusch. Überrascht blicke ich nach oben. Aus dem Wipfel der wahnwitzig hohen Kokospalme rutscht ein Mann den Stamm herab. Ich halte den Atem an und denke mir, dass muss ein waghalsiger junger Bursch sein, der da in 20 Metern Höhe ungesichert herumturnt. Als der Mann endlich heil am Boden ankommt, seine Kokosnuss aufhebt und an uns vorüber geht, staune ich nicht schlecht. Er ist steinalt.

Markus sagt in Anspielung auf den Greis trocken: „Du kannst sicher sein, dass er das nicht zum ersten Mal gemacht hat.“

Die roten Flammenblüten des Ameisen-Duschbaumes erlöschen, Donnerrollen lässt die Luft erzittern. Wir eilen ins Chinarestaurant hinab.

Obwohl wir die einzigen Gäste sind, finden wir keine Beachtung. Oder vielleicht deshalb?

Nachdem wir ein dreiviertel Stunde herumgesessen sind und langsam Durst bekommen, gehe ich in dem weitverzweigten Gebäude, das aus lauter Stegen, Esszimmern, Terrassen und Aussichtsplattformen besteht, das Personal suchen. Sie sind in der Küche versammelt, wo sie hektisch mit Stäbchen in zig verschiedenen Schalen stochern und wie Hennen herumpicken. Meine Bestellung kommt da sehr ungelegen. Automatisch entschuldige ich mich und ziehe mich wieder zurück.

Irgendwann folgt dann der Tee und die Cola.

Draußen peitscht sintflutartiger Regen die Seeoberfläche zu Schaum. Der Lärm der riesigen Tropfen auf den Blechdächern macht eine Unterhaltung unmöglich. Also sinnieren wir, jeder für sich, wie wir von hier wieder nach Hause kommen. Als das Prasseln kurz nachlässt, fragen wir das Personal, ob sie uns ein Taxi rufen könnten.

Sie sehen uns so entrüstet an, dass ich mich schon wieder entschuldigen möchte. Hier gebe es keine Taxis. Aber ab und zu würde ein Bemo vorbeifahren. Das müsse man an der Straße stoppen.

Wir schauen wohl ziemlich betreten drein, als wir uns vorstellen in Sturm und Regen draußen auf einen vielleicht-Bus zu warten und erregen des Chinesen Mitleid. Er gibt uns einen seiner Türsteher mit auf den Weg, der die undankbare Aufgabe hat, bei jedem Motorengeräusch auf die Fahrbahn zu laufen und zu hoffen, dass es ein Bemo ist. Der Regen ist so dicht, dass die Fahrzeuge kaum erkennbar wie hinter einer Milchglasscheibe vorbeifahren und eine Flutwelle von Pfützenwasser über den Chinesen ergießen. Der erträgt die Duschen mit einer stoischen Ruhe.

Nach zehn Minuten rinnt ihm das Wasser aus den Röhren seiner Uniformhose, aber er bleibt seiner Aufgabe treu. Wir warten derweil an die Hauswand gedrängt unter einem Vordach. Selbst hier an diesem geschützten Platz werden wir allmählich durchnässt. Das Wasser ist überall, ein dichter Gischtnebel liegt über der Straße, die Pfützen verbinden sich zu einem durchgehenden See. Jedes Auto fährt vorüber. Wahrscheinlich erkennen sie den fuchtelnden Menschen am Fahrbandrand gar nicht. Denn die Scheiben sind beschlagen und die Wischer zappeln hektisch, aber trotzdem nutzlos in und her. Diese Erkenntnis überkommt auch den Chinesen und er stellt sich in einer selbstmörderischen Aktion mitten auf die Straße, als das nächste Auto naht. Es ist tatsächlich ein Bemo, das nun gezwungenermaßen auf den Parkplatz des Restaurants ausweichen muss. Wir reißen die Türen auf und stürzen uns auf die Sitze. Der Fahrer schaut uns ziemlich irritiert an. Zu unseren Füßen bilden sich trotz unserer Schnelligkeit kleine Lachen.

Wir nennen den Namen der nächsten Ortschaft. Dort hoffen wir auf die Möglichkeit in ein Taxi umzusteigen, denn das Bemo fährt nur bis zum Busterminal. Der Fahrer kämpft sich tapfer durch die Fluten. Mitunter ist nicht klar, wo die Trennung zwischen Straße und See verläuft.

In dem Kaff am Ende dieser Buslinie sieht es schlecht für unsere Taxiwünsche aus. Der Regen hat alle vertrieben. Wir irren durch ein Geisterdorf. Schließlich stellen wir uns an die Landstraße und hoffen auf ein Wunder. Das Schicksal ist gnädig und schickt uns ein Bemo mit der Aufschrift Tomohon. Die Richtung stimmt, wir steigen ein. Auf halber Strecke müssten wir allerdings wieder umsteigen, um zur unserem Bungalow auf dem grünen Hügel zu gelangen. Nochmals in den Regen hinaus?

Ich frage den Fahrer vorsichtig auf Indonesisch, ob er nicht Lust hätte, uns direkt nach Kinilow zu bringen. Ohne zu antworten, greift er nach der Tomohon-Tafel und lässt diese im Handschuhfach verschwinden. Dann grinst er mich breit an und gibt Gas. Er hat verstanden.

Zu welchem Preis wir ihn gekauft haben, wissen wir allerdings nicht. Bei einem kleinen Laden bitte ich ihn anzuhalten, damit ich Proviant einkaufen kann. Wer weiß, was es zuhause zu essen gibt!

Dann holpern wir die schmalen Serpentinaen zu Onong's Palace hinauf. Der Fahrer wird immer unsicherer und möchte dauernd stehen bleiben. Er bockt wie ein störrischer Esel. Erst als er am Ende des Feldweges den Parkplatz mit der Umkehrmöglichkeit sieht, kehrt sein Lächeln wieder. Ich drücke ihm das Geld in der Höhe des Taxipreises von heute morgen in die Hand und er ist sichtlich beeindruckt von der Menge. Rasch steckt er die Rupien ein, wohl in der Angst, ich könnte mir das anders überlegen und düst davon.

Aus Papayas, Bananen und Zitronen bereiten wir einen köstlichen Fruchtsalat, trinken heiße Ovaltine und genießen unseren letzten Urlaubstag, obwohl der ziemlich ins Wasser gefallen ist.

Unsere Wäsche übrigens auch. Als ich sie zum Packen bei der Hausfrau abholen will, muss sie gestehen, dass viele T-Shirts noch nicht trocken sind. Sie wird sie nun zu sich in die Wohnung umhängen.

## **KULTURSCHOCK**

### **42. Tag, Mittwoch 26. März 2008**

Nebel wabert durch den Farngarten, an den Engelstrompeten hängen Tautropfen. Schemenhaft erkennen wir die Bambusballustrade des Restaurants. Alles ist kalt und feucht. Toast gibt es keinen. Heute ist anderes Küchenpersonal da, wir haben die Vorbestellung bei den falschen gemacht. Als dann auch noch die Kondensmilch ausgeht, packen wir gerne unsere Rucksäcke. Das Taxi ist auf 10:30 Uhr bestellt. Gemeinsam mit zwei Holländern fahren wir nach Manado.

Auf dem Weg zur Hauptstadt zeigt sich plötzlich der große schwarze Kegel eines Vulkans ohne Wolken. Für ein paar letzte Fotos bleiben wir stehen. Jetzt kommt doch noch wehmütige Abschiedsstimmung auf. Am Flughafen esse ich aus Sentimentalität ein letztes Pop Mie, bevor wir über Singapur nach Zürich zurückfliegen.

Zurück in die Heimat, wo kurz darauf eine unglaubliche Hetze gegen den Bau von Minaretten aufflammt und sich die Moslems bei uns zu fürchten beginnen. Abendland in Christenhand wird plakatiert, Daham statt Islam gereimt und das Kopftuch gilt plötzlich als Erkennungsmerkmal von integrationsresistenten Islamisten.

Am liebsten würde ich all diese deutschnationalen Vertreter einer „Leitkultur“ nach Indonesien schicken. Aber das haben die netten Menschen dort nicht verdient.



17. Jahrhundert - Kolonialzeit:  
Blutig umkämpfte Muskat-Ressource,  
das Gewürz wurde mit Gold  
aufgewogen, Holland gab im Tausch  
für eine der Inseln sogar ihr  
Manhattan her...

## **Banda- Inseln**

2008:  
Fast unbekannte Inselgruppe im  
Herzen Indonesiens, Tropenidyll mit  
intakten Korallenriffen, unberührten  
Stränden und noch immer ohne  
Autos...

